Tunis und seine Umgebung

Hugo Kleist, Albert Ludwig Johann Schrenck von ...

Tunis und seine Umgebung.

Ethnographische Skizzen

von

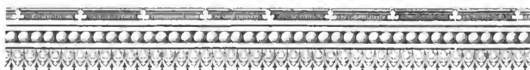
Dr. Hugo Kleist,
Stabsarzt d. L.

und

Albert Freiherr von Schrenck von Notzing,
Lieutenant im Kgl. Pr. 2. Garde-Feld-Artillerie Regiment.



Leipzig
Verlag von Wilhelm Friedrich
K. R. Hofbuchhändler.
1888.



Vorrede.

Unter dem bestrickenden Zauber des für unser nordisches Auge so wunderbaren Volkslebens in Tunis, überwältigt von dieser noch nie gesehenen Ansammlung der Völker und Stämme von nahezu zwei Erdtheilen auf so engem Raum, fassten wir, zwei preussische Officiere, welche von der Hauptstadt Deutschlands aus Süd-Europa durchstreift hatten und zum ersten Male den Fuss auf afrikanischen Boden setzten, sofort den Beschluss, dieses Kaleidoskop, gleichsam ein Märchen aus Tausend und einer Nacht, nicht schnell und spurlos an uns vorübergleiten zu lassen, sondern alle die Lichtbilder zu fixiren, die Resultate unserer Beobachtungen und Studien in engem Rahmen niederzuschreiben, unsern Freunden und Landsleuten zur Anregung, sich der gleichen Genüsse zu erfreuen und bei weiteren Reisen nach dem Süden den Besuch von Tunis nicht zu verabsäumen.

Der Abschied von Europa war uns schwer gemacht worden, Natur und Kunst hatten uns daselbst in den verflossenen Monaten viel Herrliches geboten.

Prag und Wien hatte der eine von uns berührt, im Schnee von Mariazell Alpenrosen gebrochen, die Dioskuren - Kaiserbäder Ischl und Gastein besucht, dort das

Kaiserpaar Oesterreichs aus nächster Nähe ehrfurchtsvoll gegrüsst, hier von unserm Heldenkaiser, dem „Imperatore Barba Bianca“ der Italiener, und seinem grossen Kanzler Wahrheit und Dichtung gehört; vom Cypressenhain des alten Schlosses Arco zum Monte Baldo empor und in die herrlichen blauen Fluthen des Benacus hinabgeschaut. Längs der adriatischen Küste hatte er die sonnigen Fluren Italiens im Fluge durcheilt, nur das zum Empfang des Königspaares festlich geschmückte Venedig in tausendfachem Lichterglanz von neuem bewundert, und vor dem gewaltigen Grabmal des grossen Gothenkönigs Theodorich auf dem Rasenteppich Ravennas dem Schlage der Nachtigall gelauscht; von Reggio aus das sagenreiche Trinacria begrüsst, war zwischen Scylla und Charybdis, den jetzt so zahm gewordenen Meeresungeheuern hindurchgesteuert, in Messina gelandet und hatte in Taormīna, Catania, auf dem Aetna, in Syracus, Girgenti und Palermo köstliche vierzehn Tage verlebt.

Der andere hatte auf einem Hamburger Dampfer ganz Europa umschifft, schwere Aequinoctialstürme im atlantischen Meere erlebt; die spanische sowie die nordafrikanische Küste von Marokko bis Tunis, darauf Sicilien umschifft, die türkische Westküste gestreift und das Inselmeer Dalmatiens durchfahren und nach ununterbrochener Fahrt von drei Wochen in Folge weiterer Stürme auf afrikanischem Meere in Triest zuerst das Land betreten; dann sämmtliche Häfen der italienischen Ostküste bis Tárănto hinunter besucht, die Insel der Penelope begrüsst, in Missolunghi der heroischen Befreiungskämpfe der modernen Griechen und ihres im herrlichen Park der Villa Landolina bei Syracus ruhenden Sängers, des Grafen Platen, so wie von Patras aus auf den Ausläufern des Olymp des classischen Hellenenthums und des „Vaters der Götter und Menschen“ beim Glase edlen Malvasiers gedacht; den Meerbusen von Korinth durchfahren und in Catania auf Sicilien seinen stolzen Dampfer verlassen.

Wir hatten ausser den kurzen Notizen, welche das Handbuch von „Baedeker“ über Tunis liefert, durch Vorstudien in der Heimath trotz eifrigen Nachforschens in den Buchhandlungen wenig über Stadt und Land erfahren. Für die vielen Tausende Vergnügungsreisender, welche jahraus jahrein Länder und Städte durchstreifen, existirte eben Tunis nicht, und die wenigen wissenschaftlichen Forscher, welche hier, an der Stätte des Zusammenbruchs so manches hochintelligenten Volkes, unter dem Schutt der Völkerwanderung nach dem Culturleben zweier Jahrtausende fahndeten, sind mit den Resultaten ihrer Studien zu wenig hervorgetreten oder haben sie so veröffentlicht, dass sie dem einfachen Reisenden nicht leicht zugänglich sind.

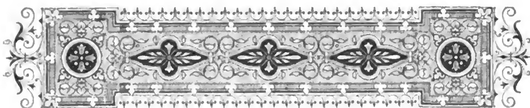
So waren wir denn zur vollen Ausnutzung der dort verlebten Wochen und vor allem zum vollen Verständniss der Eindrücke, welche diese bevorzugte afrikanische Hauptstadt auf uns gemacht hat, wesentlich auf die liebenswürdige Unterstützung unserer dortigen Landsleute, vor allem auf die unbegrenzte Liebenswürdigkeit des deutschen Consuls, Herrn Geheimen Regierungsraths Dr. v. Eckardt, und des gegenwärtigen Sekretärs des deutschen Consulats, Herrn v. Knapp angewiesen, denen wir sowohl an dieser Stelle, wie in der Arbeit selbst unsern verbindlichsten Dank für die uns erwiesene grosse Theilnahme und Unterstützung aussprechen.

Theils auf Anregung der deutschen Kolonie, der steten Klage der wenigen deutschen Tunisreisenden über das Fehlen eines kurzen informirenden Reisehandbuches ein Ende zu machen und das Interesse für Tunis, welches dieses sowohl landschaftlich und ethnologisch, wie auch merkantil und kolonial verdiene, in der Heimath zu steigern, theils aus Dankbarkeit für das Erlebte und aus dem verzeihlichen Gefühl heraus, die exotischen Bilder noch einmal an unserm Auge vorübergleiten zu lassen, haben wir uns dazu entschlossen, unsere Erlebnisse in anspruchsloser Form, als lose aneinander ge-

reihte Skizzen, niederzuschreiben und dem Eindruck, welchen jene aus der gewaltigen, nordafrikanischen Wüste hervortretende, gottgesegnete Oase auf den deutschen Fremdling macht, Worte zu verleihen.

Wenn wir in diesen Blättern ein Scherflein des Dankes für die in Tunis verlebten genuss- und lehrreichen Wochen mit zwar ungeübter, aber von Bewunderung und lebhaftem Interesse geführter Feder ausdrücken, so bitten wir, den Versuch milde zu beurtheilen und schliessen mit dem Wunsch, dass die Leser dieser Skizzen darin eine Anregung finden mögen, selbst hinzureisen und zu schauen. Sie werden ohne Zweifel mit uns die Empfindung theilen, dass Tunis-Carthago es wohl werth ist, nicht nur von den Berufs-Afrikareisenden, sondern auch von jedem Freunde der Natur und der Cultur fremder Völker besucht zu werden.

Die Verfasser.



Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt.

Ἀεὶ φέρει τι Λιβύη νεόν.

Aristoteles.

Erstes Capitel.

Abfahrt von Palermo, Trapani, Golf von Tunis, Landung in Goletta.

Von der Villa Giulia, jenem wundervollen Garten Palermos, in welchem Goethe vor gerade hundert Jahren die herrlichsten Stunden verlebte, lauschten wir hart am Meeresgestade bald dem eintönigen Murmeln der Wogen, welche von den Irrfahrten des Odysseus und den Kämpfen des Hamilkar erzählten, bald den Klängen der Militärkapelle, welche von dem nahen, mit jonischen Marmorsäulen geschmückten Kiosk herab inmitten der köstlichen, rothen Blüthen der Erythrina corallodendron prickelnde Strauss'sche Walzerklänge ertönen liess.

Drüben beleuchtet die eben ins Meer tauchende Sonne noch einmal die nackten, scharfkantigen Conturen des Monte Pellegrino. Mit der ganzen südlichen Farbenpracht erglänzen sie in allen Nüancen des Spectrums, und geblendet von diesem Meer von Licht, diesem Durcheinanderwogen von gelben, rothen und grünen Strahlen, erhaschen wir noch den letzten Flammenblick des hinab-

tauchenden Helios. Plötzlich verwandelt sich die Scenerie. Schnell steigt die Nacht empor, und mit der hellleuchtenden Mondsichel wetteifern an Glanz die herrlichen Gestirne des Firmaments.

Von der Metropole des deutschen Reichs, der eine zu Lande durch die schönen Fluren und Städte Deutschlands, Oesterreichs und Italiens, der andere auf dem Seeweg von Hamburg in stürmischer Fahrt durch den Ocean und das Mittelmeer zu Siciliens sagenreichen Gefilden gelangt, stehen wir beide, beseelt und zusammengeführt von einem Gedanken, die Schönheiten und Geheimnisse eines fremden Welttheils zu schauen, im Begriff, den Boden Europas, wenn auch nur auf eine kurze Spanne Zeit, mit demjenigen Afrikas zu vertauschen.

Der im Golf liegende Dampfer der Società Florio e Rubattino, welcher uns nach dem dunkeln Erdtheil hinüberbringen soll, lässt soeben seinen heiseren Ruf erschallen, und das Fährboot schaukelt zu unseren Füssen.

Wohl lockt uns noch ein prächtiges Feuerwerk vom Giardino inglese her zum längeren Verweilen im „glücklichen“ Palermo, doch der Dampfer lässt auf's Neue seinen Mahnruf erschallen und fordert zur Eile auf. Unter den kräftigen Schlägen der Ruderer durchschneidet denn auch bald das Boot die Wogen, und pünktlich zehn Uhr treffen wir an Bord des Dampfers ein.

Eine regelmässige, directe Verbindung zwischen Palermo und Tunis existirt zur Zeit nicht. Man kann mit französischen Dampfern von Marseille aus wöchentlich zweimal in circa vierzig Stunden direct nach Goletta—Tunis fahren, mit italienischen wöchentlich einmal von Genua resp. Livorno über Cagliari in siebenundachtzig resp. sechzig Stunden. Von Palermo fährt bei nicht zu stürmischer Witterung ein italienischer Dampfer jeden Dienstag Abend ab, gebraucht aber zu der kurzen Strecke von zweihunderteinunddreissig Seemeilen vierundvierzig Stunden, während er die hundertachtundsechzig Meilen von Palermo bis Neapel bei directer Fahrt in sieben-

zehn Stunden zurücklegt. Man zahlt bei der italienischen Dampfergesellschaft für ein Rückfahrtsbillet zweiter Cajüte von Palermo bis Tunis mit dreimonatlicher Gültigkeit, Verpflegung inbegriffen, einundachtzig Lire Gold. Will man sich den Vorzug einer eigenen Cajüte gönnen, was bei Begleitung von Damen unerlässlich erscheint, so muss man erster Classe für circa hundert Lire fahren. Den italienischen Officieren bis zum Stabsofficier werden bei Truppentransporten auf Staatskosten immer nur Cajütenplätze zweiter Classe gewährt. Wer aus nahe liegenden Gründen einen zweitägigen Aufenthalt an Bord scheut, thut besser, die wunderschöne Eisenbahnfahrt quer durch Sicilien von Palermo nach Marsala zu machen und seinen Versprung zum Besuch von Segesta und Selinunt zu benutzen. Man fährt dann mit nur einstündiger Unterbrechung vor der Insel Pantelleria die hundertdreiundfünfzig Seemeilen von Marsala bis Tunis in circa vierzehn Stunden.

Von der goldenen Muschel Palermos, so genannt nach dem Goldschimmer der Orangen- und Limonenhaine in der nach Monreale muldenartig aufsteigenden Landschaft, sahen wir natürlich bei dieser späten Abfahrtszeit ebenso wenig etwas, wie von den bizarren Formen der die Haine rings begrenzenden Höhenzüge. Der herrliche Golf von Palermo trat uns erst auf der Heimfahrt in seiner berückenden Schönheit entgegen. Gegenwärtig sahen wir nur rings um uns den Feuerkreis der Lichter Palermos, aus dem wir uns langsam hinauswanden.

So lange sich der Dampfer „Palermo“, beiläufig der älteste und schlechteste der Dampfergesellschaft, im Golf befand, war die Promenade auf Deck sehr angenehm, und der ungewohnte Anblick des prachtvoll glänzenden Sternenmeeres, so hell funkelnd, als ob wir uns bereits dem Aequator näherten, über der lautlos stillen Meeresfläche fesselte das Auge zunächst so, dass keine weiteren Reflexionen auftauchten. Sehr bald erschien auch die See nicht mehr dunkel. Zunächst erglänzte das Kiel-

wasser, als ob der Schiffskiel beim Durchfurchen der Wogen durch Reibung elektrische Funken auslöste, und dann funkelten ringsum die Wellenberge, das Schiff glitt gleichsam durch eine Feuerwelle dahin. Doch keine Walküre harrte hinter diesen das Auge blendenden Feuerwogen der Erlösung; es waren die funkelnden Sterne der Noctiluca, welche den Feuerschein des Meeres erzeugten. Allmählich aber wurde der Aufenthalt auf Deck unbehaglicher. Der Dampfer verliess den Golf, kam auf hohe, bewegte See und schlingerte und stampfte, so dass wir es vorzogen, unsere Cajüte aufzusuchen.

Das laute Rasseln der Ankerketten weckte uns früh vier Uhr. Wir lagen vor Trâpani, dem alten nach der Sichelform so genannten Drēpanon, der bedeutendsten Stadt der Westküste Siciliens. Die neun Stunden, welche der Dampfer hier vor Anker blieb, benutzten wir zum Besuch der Stadt mit ihren zahlreichen Kirchen und hielten Ausschau nach dem in drei Stunden zu erreichenden, auf dem Gipfel des antiken Eryx gelegenen S. Giuliano. Die Bewohner dieser Stadt sollen von Aragonesen abstammen; die Männer gehen in langen, schwarzen Mänteln mit Kapuzen einher, die Frauen mit ihren lang wallenden, schwarzen Schleiern gelten für die schönsten Siciliens.

Dort am Fusse des Berges lässt Virgil die Leichenspiele zu Ehren des Anchises stattfinden.

Wir unterrichteten uns hier, am Hauptsitz der sicilianischen Korallenfischerei über die Art und Weise ihrer Gewinnung und erfuhren, dass die an der Nordküste Afrikas, namentlich am Strande von la Calle befindlichen Korallen in gleicher Weise gewonnen werden.

Die Fischer senken ein beschwertes Kreuz, an dessen unterer Seite mehrere kleine Netze befestigt sind, in die Tiefe, und reissen im Weiterfahren die Korallen ab, welche dann in den kleinen Netzen hängen bleiben. Hier in Trapani werden dieselben auch weiter verarbeitet, und

die daselbst geschnittenen Korallen zählen mit zu den besten.

Hochinteressant waren die Uebungen eines Bataillons Bersaglieri im Guerillakampf. Schon in Palermo hatten wir beim Besteigen des Monte Pellegrino auf dem dortigen, von der Natur vorzüglich vorbereiteten Schiessplatz die Treffsicherheit derselben beim Schnellfeuer in liegender Stellung bewundert. Hier wurde zunächst Parademarsch geübt angesichts der stolzen Reiterstatue von Victor Emanuel, welche als Repräsentantin der Italia unita binnen kurzem wohl in keiner Mittelstadt Italiens mehr fehlen wird. Dann schwärmten die einzelnen Züge aus, gingen geschlossen sprungweise vor, lösten sich in Schützenlinien auf und flohen aufgelöst, um sich plötzlich zu sammeln und mit nahezu unserem oder vielmehr dem russischen Urrah ähnlichem Feldgeschrei gegen den markirten Feind die Offensive zu ergreifen. Sechs Wochen später, bei der unter der Theilnahme von ganz Italien durch König Umberto in Rom am Nationalfesttage vollzogenen Enthüllung des Denkmals für die in Afrika im heldenmüthigen, aber unglücklichen Kampf Gefallenen, gedachten wir, fast erdrückt von der begeisterten Menge, dieser eigenartigen Felddienstübung, die uns die afrikanische Kampfesweise vergegenwärtigen sollte. Das Thema über die Zukunft Italiens, wobei wir von unserer Hochschätzung dieser emporstrebenden, neu geeinten Nation kein Hehl machten, spitzte sich in höchst bedenklicher Weise zu bei lebhafter Unterhaltung mit unserm Begleiter, einem äusserst liebenswürdigen Pariser, Herrn v. Casanova aus Corsica, mit dem wir auch in Tunis das gleiche Hotel bewohnten. Darum schnell zurück zu unserm Dampfer, dessen Dampfpfeife zum Frühstück ruft. Zu lächerlich billigem Preise wurden nur noch in Eile eine Menge Muscheln erstanden, welche für das bevorstehende Dejeuner an Bord die Austern ersetzen sollten.

Um ein Uhr ging es weiter, vorbei an der Lanterna

und dem höchstgelegenen Scoglio del Mal Consiglio, (seit 1860 Buon Consiglio getauft), auf welchem Johann von Procida die sicilianische Vesper geplant haben soll. Inzwischen setzten wir uns, nachdem wir die sehr wohlschmeckenden, frischen Muscheln verspeist hatten, zu dem vorzüglichen Dejeuner und lernten bei der Tischplauderei den alten Capitän, einen wettergebräunten Seemann als eingefleischten Bourbonen kennen, der alles Unheil der Welt von der Vertreibung dieser Dynastie herleitete.

Auf der Weiterfahrt wurden wir von Möven, Spiessern und Tauchenten in geradezu herausfordernder Weise umkreist. Angesichts der tollen Wettjagden und mächtigen Luftsprünge gewaltiger zwei bis drei Meter langer, stahlblauer Thunfische (tonni), welche bei vollständigen Purzelbäumen auch ihren silberglänzenden Bauch zeigten, flossen die Stunden im Fluge dahin. Auch die an ihrer langen Spada kenntlichen Schwertfische (pesce spada zeigten sich öfter; zweimal sahen wir auch auf unserer Fahrt in weitem Abstand einen veritablen Menschen-Hai von aussergewöhnlicher Grösse unser Schiff umkreisen. Und gerade jetzt hatten weder Schwert- noch Thunfisch besondern Anlass zu ihrer „ungeheuern Heiterkeit“. Nahten doch jetzt die Wochen, wo die letzteren vor den sogenannten Tonnaren, den Orten des Thunfischfangs, durch gewaltige Netze in die „Gemächer des Todes“ hineingetrieben werden, um dann mit langen Spiessen bei der durch eine rothe Thurmflagge angekündigten „matanza“ von den jauchzenden Fischern getödtet, mit ihrem Blut das Meer weithin roth zu färben, und wo die Harpune die erstern zu Tode trifft.

Wir fuhren zu den Aegadischen oder Ziegeninseln und hielten vor der Insel Favignana (*Αἰγοῦσα*) jener sagenhaften Insel des Alterthums, auf welcher Odysseus nach der Landung Ziegen gejagt haben soll, dann zwei Stunden später gegen Abend an der Rhede von Marsàla (arabisch „Hafen Gottes“) an demselben elften Mai, an

welchem Garibaldi vor siebenundzwanzig Jahren mit seinen Tausend hier gelandet war, um den Siegeszug durch Italien zu beginnen. Hier nahmen wir eine Compagnie Soldaten auf, welche zur Ablösung für die Strafcolonie Pantelleria bestimmt waren. Mit ihnen zugleich kam eine kleine geschlossene Gesellschaft an Bord, Verbrecher, die mit schweren Ketten an Händen und Füssen gefesselt und zu je Dreien zusammengekettet waren.

Wie die Carabinieri, dieses italienische Elitecorps mit Stabsofficierepaulettes und den Granaten des zweiten Garde-Feld-Artillerie Regiments an den Rockschössen, das mit der ausgesuchtesten Höflichkeit stets seinen schweren Polizeidienst versehen, in keiner Lage ihren Humor verlieren, davon konnten wir uns hier überzeugen. Dieselben stimmten bald ein reizendes sicilianisches Volkslied an, waren aber noch nicht bei der zweiten Strophe angelangt, als ein prächtiger Bass die Begleitung übernahm — einer ihrer Gefangenen, und schliesslich wurde der Refrain von der ganzen geschlossenen Gesellschaft mitgesungen. Später trat das Umgekehrte ein; einer der „Geschlossenen" begann, und die Carabinieri setzten ein.

Unsere Reisegesellschaft an Bord war international gemischt: italienische Officiere, einige in Tunis ansässige Europäer, ein Belgier, Schweizer und mehrere Pariser, welche sich sämmtlich in sehr angenehmen Umgangsformen bewegten.

Am Morgen des zweiten resp. dritten Tages hielten wir an der südwestlich gegen Afrika gelegenen vulkanischen sehr fruchtbaren Insel Pantelleria mit mächtigen Kratern im Innern, einer alten phönikischen Kolonie. An die Citadelle der Stadt gaben wir Soldaten und Verbrecher ab und dampften dann der afrikanischen Küste zu.

Während wir von Marsala nach Pantelleria direkt südlich gefahren waren, hielten wir jetzt westlichen Kurs. Nach kurzer Zeit tauchte die kahle, vegetationslose Küste

Afrikas auf. In weitem Bogen umschifften wir das gefürchtete Cap Bon (Ras Addar) mit Leuchtthurm, an dessen steilen Felsenküsten so manches Schiff zerschellt, vorbei an den rechts liegen bleibenden kleinen Dschamûr-Inseln Zembra und Zembarotta, auf welch letzterer sich die Quarantaine-Station für Tunis zu Cholerazeiten befindet. Hinter den Dschamûr-Inseln sahen wir Cap Farina, welches westlich, wie Cap Bon östlich, den Meerbusen von Tunis, die alte Bucht von Carthago, einschliesst.

In dieser grossen Meeresbucht fuhren wir noch über drei Stunden auf Goletta (arabisch „Halk-el-ouëd", Flussmündung), die Hafenstadt von Tunis los und hatten dabei die herrlichste Rundschau. Vor uns erblickten wir zur Linken die nackten, zweigipfligen Felsgebirge von Dschebel-bou-Kornein, sechshundertfünfzig Meter hoch, welche den Golf von Tunis in grossartigster Weise im Osten einrahmen, dicht am Meeresgestade aufsteigen und nur wenig Raum lassen für die weissen Häuser des heissen Mineralbades Hammam-el-Enf, der alten aquae Persianae, in welchen schon vor zweitausend Jahren der Rhetor Appulejus Hilfe gegen seine Verstauchung fand. Dasselbe ist gegenwärtig ein sehr beliebtes und wirksames Bad für Rheumatiker, liegt achtzehn Kilometer von Tunis entfernt und ist in einer halben Stunde mit der französischen Bahn zu erreichen. Dahinter liegt weiter südlich der Bleiberg Dschebel R'sass, und weit hinten erhebt sich im Nebel das Gebirge von Zaghouan.

Rechts vor uns ragt Cap Carthadjena („Ras Sidi-Bou-Saïd") empor, allein durch seinen Namen an das alte Carthago erinnernd, welches sich hier einst ausdehnte, mit hohem Leuchtthurm; dahinter die glänzend weissen Häuser des noch von keiner europäischen Kultur beleckten, rein arabischen Städtchens „Sidi-Bou-Saïd"; weiter nördlich an der Küste am Fusse des hier ziemlich steil abfallenden Cap Kamart die Residenz des Bey, la Marsa, zugleich Villen-Colonie und Sommeraufenthalt der wohl-

habenden Bewohner von Tunis, ein Bouquet von weissen Häusern in grüner Umgebung, abwechselnd mit röthlich schimmernden Bergeshängen. Zwischen Marsa und Carthadjena erhebt sich neben der Kapelle des heiligen Ludwig die „Byrsa" Alt-Carthagos, oder vielmehr an der Stelle, wo diese Akropolis ehemals gestanden haben soll, das mächtige Ordenskloster des Kardinals Lavigerie. Dieser mächtige Kirchenfürst, ein frommer Katholik und eifriger Patriot, entsendet aus seinem Seminar die sogenannten frères blancs, ausgerüstet mit medizinischen Kenntnissen und vollständiger Beherrschung der arabischen und kabylischen Sprache zu den Arabern und Kabylen, um sie zu bekehren und ihnen mit dem Christenthum zugleich Vertrauen und Liebe zu Frankreich einzuflössen. Immer mehr nähern wir uns der offenen Rhede von Goletta, vor der wir wegen schlechten Ankergrundes resp. zu geringer Wassertiefe in Folge von ungenügender Ausbaggerung des versandenden Hafens weit vom Lande entfernt Anker werfen müssen. Noch weiter seewärts liegen in einiger Entfernung drei mächtige (französische) Dampfer vor Anker, deren flatternde Wimpel dem unbewaffneten Auge im ersten Augenblick freudiger Erregung das Schwarz-Weiss-Roth der deutschen Seemacht als erster Gruss aus der Heimath auf afrikanischem Meere vortäuschen.

Da wir auf die Ankunft des Sanitätsofficiers, eines Arztes aus Goletta, zu warten haben, der zunächst die Gesundheit der Schiffsinsassen zu untersuchen hat und dann die Erlaubniss zum Ausschiffen ertheilt, gegenwärtig aber sehr lange auf sich warten lässt, so haben wir Zeit, das herrliche See-Panorama ganz und voll in uns aufzunehmen.

Vor uns liegt das Hafenstädtchen la Goletta, dahinter dehnt sich, durch einen schmalen, für kleine Fahrzeuge zugänglichen, flachen Kanal mit dem Meere verbunden, ein mächtiger blauer See, el Bâhira (kleines Meer), meeresartig aus, und im fernen Hintergrunde sieht man

eine weisse Häusermasse von einigen flachen Kuppeln der Moscheen überragt, das direkt achtzehn, über Marsa vierundzwanzig Kilometer entfernte Tunis.

Benutzen wir die Zeit der unfreiwilligen Musse, um uns klar zu machen, mit welchen Stämmen wir demnächst in Berührung kommen werden.

Wer sind die Einwohner von Tunis-Carthago?

Man unterscheidet zunächst die Mauren, die sich selbst „Hadar“, d. i. Hausbewohner, nennen, von den Beduinen, den „Hel bit eschschâar“, Zeltbewohnern oder „Rahhala“, den Umherschweifenden. Die ersteren sind ein Mischvolk der iberisch-berberischen Urbewohner mit den Liby-Phönikern und den römischen Ansiedlern, also Nachkommen der romanischen Städtebewohner und Ackerbauer. Somit erscheinen sie als Kulturträger wohl befähigt zu den mittelalterlichen, grossen Leistungen in Kunst und Wissenschaft. Die frühere Scheidung zwischen den ächten eingebornen „Ouled Tunis“ und den aus Spanien eingewanderten „Landalus“ besteht jetzt nicht mehr.

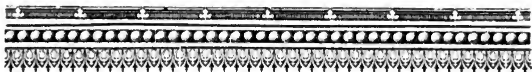
Die Beduinen sind die Nachkommen der Araber, welche den Islam zur herrschenden Religion gemacht haben. Auch sie bilden keine reine Race, sondern sind aus der Vermischung mit den von ihnen, bei ihren wiederholten Einfällen in die Berge zurückgedrängten Berbern hervorgegangen und im Allgemeinen an dem weissen Burnus und dem Kopftuch mit der Kameelhaarschnur zu erkennen. Letztere, die Berber, auch „Khroumirs“ (spr.: Ch'mirs) genannt, der kriegerischste Stamm, welche durch ihre Räubereien auch den letzten Krieg mit Frankreich und die Besetzung von Tunis durch die Franzosen herbeigeführt, haben sich noch das reinste Blut erhalten.

Sie steigen aus ihren Bergen nur in die Ebene hinab, um sich ihren Lebensunterhalt zu erwerben und werden daher „Dschebaliya“, Bergbewohner, genannt. Ihre etwas

hellere Schattirung sollen sie den Vandalen zu danken haben.

Die Neger endlich sind die ehemaligen Sclaven, welche sich hier zahlreich angesiedelt haben und bei allen öffentlichen Aufzügen und Musikfesten namentlich als Paukenschläger in den Vordergrund treten, während ihre Frauen auf den Märkten Brod verkaufen.

Dazu kommen dann noch die Türken und Mamelukken (Tscherkessen und Georgier) und vor allem die Juden, welche den sechsten Theil der Bevölkerung bilden, sich trotz ihrer tausendjährigen Verwachsung mit den Arabern streng abgesondert halten, übrigens gegenwärtig auch in Tunis vollständig gleichberechtigt dastehen und hier wie allenthalben Handel und Wandel vollständig beherrschen.



Zweites Capitel.

Bahnfahrt Goletta—Tunis, europäisches Viertel, Bewohner von Tunis, arabisches Geld.

Inzwischen war der Medizinalbeamte erschienen. „Tutti a la poppa“ ertönte laut die Stimme des dienstthuenden Officiers. Vor dem Arzt der Sanità mussten sämmtliche Passagiere, einer hinter dem andern, vorbeiwandern, wurden übrigens nur flüchtig gemustert. Dann durften wir die von Sicilianern und Malthesern herangeruderten Boote besteigen. Kaum vermögen wir den Moment abzuwarten, in welchem es uns vergönnt wird, zum ersten Mal den Fuss auf afrikanischen Boden zu setzen. Die Hoffnung, in diesen Booten bereits Eingeborne zu finden, erwies sich als trügerisch; erst nachdem wir nach fast halbstündiger Fahrt die Landungsstelle erreicht haben, drängen sich Eingeborne aller Schattirungen vom tiefsten Schwarz bis zum hellsten Braun an uns heran, um das Gepäck nach der nahen Dogana zu tragen. Heller leuchtet unser Auge, ein Gefühl der Freude und der Genugthuung, unser Ziel erreicht zu haben, bemächtigt sich unserer. Die Sorge, dass uns noch irgend welche Schwierigkeiten beim Betreten des fremden Welttheils erwachsen könnten, erweist sich glücklicherweise als völlig unbegründet. Die Formalitäten der Gepäckrevision werden keineswegs, wie man nach „Baedeker“ erwarten musste, durch übergrossen Eifer der Beamten erschwert;

der Pass wird überhaupt nicht vorgezeigt. Nur der Franc für die Kahnfahrt, desgleichen der Tribut für die Zahl der Koffer, merkwürdigerweise ohne Rücksicht auf deren Grösse und Gewicht, ist noch zu entrichten. Ein Zettel am Gepäck legitimirt uns bei der zweiten Kontrole, die von zwei Arabern im kleidsamen, weissen Burnus am Ausgange nach der Strasse geübt wird.

Unser farbiger Gepäckträger, der ja weiss, dass Tunis unser Ziel, macht uns durch lebhafte Gesten darauf aufmerksam, dass Eile noththut, um den Zug nicht zu verfehlen. Billets werden am Aussenschalter des nahen Bahnhofs gelöst, und kaum haben wir in einem der luftigen, mit beiderseits breiten Galerien und leichtem Verdeck versehenen, sonst völlig offenen Wagen Platz genommen, so setzt sich auch der Zug bereits in Bewegung.

Noch immer scheint unsere Phantasie uns märchenhafte Traumbilder vorzuführen, und doch haben wir die Wirklichkeit vor uns. Die weissleuchtenden Villen Golettas, von stolzen Palmen hoch überragt, liegen bald hinter uns, desgleichen die beiden Hügel Carthagos, auf denen das Auge vergeblich irgend eine Spur der alten Kulturstätte zu erspähen gesucht hat. Freier wird jetzt der Blick, die Bahn nähert sich dem weiten Bahirasee, dunkel erscheint hier der dunkle Welttheil, baumlos, nur durch einzelne Hirten mit ihren Heerden belebt. See und Ebene liegen auf gleichem Niveau, ersterer das Heim rosig beschwingter Flamingos und Pelikane, deren Farbenpracht wir noch vor wenigen Monaten im zoologischen Garten Berlins bewunderten, ohne zu ahnen, dass wir so bald Hunderte dieser stolzen Vögel in ihrer Heimath erblicken würden. Einige von ihnen stehen auf ihren ziegelrothen Stelzen am Ufer, um zu fischen und würdigen den vorbeisausenden Zug kaum eines Blickes, während sie, durch die stete Jagd scheu geworden, dem einzelnen Jäger kaum erreichbar sind.

Auf der Hälfte des Weges halten wir bei „El Aouina“,

an einer Kreuzungsstelle der eingeleisigen Bahn, um den entgegenkommenden Zug vorbeipassiren zu lassen, an einem historisch berühmten Ort.

Karl V. schlug hier 1535 die Türken unter Haïreddin Barbarossa, liess an der Kreuzungsstelle sein Zelt aufschlagen und empfing hier die Schlüssel der Stadt, deren schwache Besatzung während der Schlacht von den zahlreichen, christlichen Gefangenen überwältigt worden war. Gleichzeitig sank der Halbmond von der Kasbah, und das christliche Kreuz nahm seine Stelle ein. Eine alte, angeblich von ihm erbaute Burg, deren Ruinen wir drüben auf der inmitten des Bahirasees gelegenen Insel Schykeli sehen, erinnert an diesen vorübergehenden Siegeszug Karls V. Ausserdem wurde nicht weit entfernt von hier im ersten punischen Krieg Consul Regulus geschlagen und gefangen genommen.

Weissschimmernd taucht allmählich am südlichen Horizont, welchen sanfte Hügel, dahinter die zackig geformten Bergriesen des Atlas, begrenzen, das Häusermeer von Tunis auf und hebt sich von Moment zu Moment von der dunklen Ebene, die wir durcheilen, deutlicher ab. Gar bald unterscheiden wir schon einzelne weisse und grüne Kuppeln, die Minarets der Moscheen, und nach halbstündiger Fahrt hält unser Zug in der geräumigen Halle des italienischen Bahnhofs.

Schiffsgenossen haben uns glücklicherweise der wichtigen und schwierigen Frage überhoben, wo wir unsere Unterkunft suchen sollen. Wir würden ohne Weiteres den Weg nach dem Hotel, das uns empfohlen, antreten können, aber ein Kampf, der sich um unser Gepäck entspinnt, zwingt uns, die Entscheidung abzuwarten und gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Schon war dieses, dessen vorzügliche Widerstandskraft sich weit über unsere Erwartung hinaus bewährte, hart an seiner Elasticitätsgrenze angelangt, — doch der Krach erfolgte nicht.

Ein kleiner, bildschöner Araberknabe, den wir eigent-

lich zum Träger bestimmt, bemüht sich vergebens über einen grossen Rivalen Herr zu werden, indem er seine Zähne zu Hülfe nimmt. Nicht leicht ist der Sieg, den schliesslich die rohe Gewalt des Grösseren davonträgt.

Unser Weg führt durch die hauptsächlich von Malthesern und Italienern bewohnte Vorstadt in die Hauptstrassen des europäischen Viertels. Häuser, Läden, Cafés würden in einer Grossstadt Südeuropas kein anderes Gepräge tragen, nur die vielen Eingeborenen, deren jeder unser staunendes Auge fesselt, zeigen, dass wir in einem andern Welttheil weilen. Der kleine Araber, der jeden Augenblick flehend seine grossen, tiefschwarzen Augen auf uns richtet und auf seine Schultern zeigt, verlässt uns nicht eher, als bis wir am Hôtel du Louvre in der Rue de la Commission eingetroffen sind und ihm den Schmerz über sein Missgeschick durch zwanzig Centesimi gelindert haben.

Wir wurden von dem freundlichen Ehepaare oder vielmehr, da Monsieur sich als wohlerzogener Pariser sofort in sein Machtgebiet, die Küche, zurückzog und das übrige Terrain seiner Gattin, als der Herrscherin, der tonangebenden Dame im Hôtel überliess, von Madame, einer kleinen, sehr beweglichen und energischen, dabei liebenswürdigen Französin, in Empfang genommen und waren angesichts des uns abgeforderten, auffallend niedrigen Pensionspreises sehr bald handelseins. Für Dejeuner und Diner (incl. Wein), sowie Wohnung vereinbarten wir, allerdings unter der Voraussetzung längeren Aufenthalts, täglich sechs Francs Pensionspreis.

Die im Parterre gelegenen, geräumigen und sauberen Zimmer, nach italienischer Art die Wände mit Fliesen bekleidet, fesselten uns nur so lange, als die Toilette erheischte, die wir machen mussten, um vor dem deutschen Consul erscheinen zu können. Dann wanderten wir dorthin unter Führung unseres Hôtel-Portiers, eines äusserst gefälligen und aufmerksamen Deutsch - Schweizers in höheren Semestern, dessen Deutsch, schon von Hause

aus allemannisch hart, durch Jahrzehnte langen Aufenthalt in Oran und Algier, wo er anfangs als Fremden-Legionär, später als Besitzer einer Cantine weilte, so viel ungeheuerliche Guttural-Laute angenommen hatte, dass es ebenso gut auch für die Sprache des Letzten der Mohikaner gelten konnte. Er hatte, beiläufig bemerkt, abenteuerliche Jahre als tapferer Krieger durchlebt und sich in der dort üblichen Weise beweibt, indem er sich für geringes Angeld eine Schwarze kaufte und diese, an ein Brett festgebunden, in seinen Wigwam transportirte, wo sie ihm bald unter der wilden Soldateska eine treue Gefährtin wurde, bis er bei einem räuberischen Ueberfall der Kabylen sie sowohl, wie seine gesammte Habe verlor.

Es muss wohl die Erinnerung an diese Jahre sein, welche ihn veranlasste, stets quer vor der Hausthür im Flur zu schlafen, so dass wir, wenn nach zehn Uhr heimkehrend, stets über seinen Körper hinwegschreiten mussten, um ins Hotel hineinzukommen.

Dies war also unser Führer bei unserer demnächstigen Antrittsvisite. Wir durchwandern wieder unsere das europäische Viertel westlich begrenzende Rue de la Commission, in welcher sich auch die sonst von den Fremden bevorzugten, erheblich theureren, Hôtel de France und Hôtel de Paris befinden, und in der wir unter den zahlreichen mehr oder weniger eleganten Läden auch das Uhren- und Bijouterie-Geschäft eines Landsmannes entdecken, mustern diese wie die nächstfolgende schon mehr im arabischen Viertel gelegene Rue de la Glacières und sind in wenigen Minuten an dem deutschen, dicht neben dem italienischen in der Rue Zarkoun (12) gelegenen Consulat angelangt.

Von dem arabischen, französisch sprechenden Dragoman empfangen, hören wir zu unserem Bedauern, dass der Herr Consul, Geh. Regierungsrath Dr. v. Eckardt, um diese Zeit meist auf seiner Villa in Marsa weile, mit Sicherheit aber Vormittags zu sprechen sei. Wir über-

geben unsere Karten und wandern nunmehr nach dem nahegelegenen Mittelpunkt des europäischen Lebens, der Avenue de la marine, von woher uns die Klänge einer sehr gut geschulten französischen Militärkapelle entgegenschallen.

Die hübsche breite Strasse beginnt unmittelbar hinter der Porte de la marine, mit dem Place und dem Café de la Bourse (dem abendlichen Sammelpunkt der deutschen Colonie) und erstreckt sich bis zur Douane und dem Bahirasee hinab. Nördlich grenzen der italienische Bahnhof und nicht weit davon die französische und italienische Post an, während der französische Bahnhof mit der kurzen Linie nach dem Bad Hammam-el-Enf und der langen, leider in Folge von Ueberschwemmungen manchmal Monate lang ausser Thätigkeit gesetzten Bahnlinie nach Algier auf der andern südlichen Seite etwa acht Minuten entfernt liegt. In dieser breiten baumbepflanzten Hafenstrasse wimmelt es zunächst natürlich von europäischen und arabischen Ammen, Kindermädchen und Bonnen, an welche sich die französischen Spahis und Zuaven, meist kräftige, muskulöse Gestalten von guter Haltung und natürlichem Anstand, mit der Energie eines Berliner Vaterlandsvertheidigers und, wie es scheint, auch mit dem gleichen Entgegenkommen des ewig Weiblichen, eng angeschlossen haben.

Die Zuaven leiten ihren Namen von einem aus Algier eingewanderten Kabylenstamm, dem der Suavua ab, sind aber meist Vollblut-Franzosen, viele Pariser darunter, und sehen in ihrer blauen Jacke, den weiten, rothen Hosen und grauweissen Gamaschen recht stattlich aus. Ihre Kopfbedeckung besteht theils aus einem Fez allein, theils aus einem um diesen gewundenen Turban. Die Spahis mit ihrem schwarzgestreiften Turban, ursprünglich eingeborne Gensdarmen, gehören in Tunis mit zur Besatzung und zählen unter sich viele reinblütige Araber.

Das vollbesetzte Orchester, von einem vorzüglich dirigirenden und martialisch aussehenden Kapellmeister

brillant geleitet, hat eine gute Auswahl der Stücke von französischen und italienischen Meistern und erfreut sich ausser den Musikpulten auch der Stütze von kleinen, veritablen Mauren und Negern, welche den Musikern mit ungeheurem Behagen die Notenblätter halten.

In der Avenue promeniren viele elegante Französinnen und Italienerinnen mit ihren Cavalieren, und durch die halbgeöffneten Jalousien der eleganten Häuser rechts und links späht manch feuriges Auge auf das belebte Bild, welches durch die Maltheser mit ihren rothen Fischermützen, die Maltheserinnen mit malerisch drapirtem kurzem schwarzen Mantel, die Kretenser und Albanesen in ihrer eigenartigen Tracht noch farbenreicher, bunter wird.

Specifisch afrikanisch resp. tunisisch wird dasselbe erst durch die Staffage. In den benachbarten zahlreichen Cafés und Cafégärten sitzen rings um in langen Reihen in der bekannten, uns Europäern so unbequemen Fussstellung alte und junge, bärtige und unbärtige, vorwiegend würdig ernste Moslems, Araber, Berber, Neger, Juden (letztere bei fast gleicher Kleidung oft an ihrer lebhaften Gebärdensprache und dem Mienenspiel kenntlich) mit Fez (spr. Fess) und Turban, Haik, Burnus (Schellaba) und Schärpen in allen Farben und Formen. Vorläufig erfasst das Auge nur den Gesammteindruck ohne zu individualisiren, und zur Erkennung der einzelnen Racen, zur Special-Diagnose, fehlen uns noch die nothwendigen Kenntnisse.

Ueber die allgemeinen, hier zunächst interessirenden Verhältnisse der Stadt Tunis haben wir folgendes, von den bisherigen Veröffentlichungen vielfach Abweichendes von competenter Seite erfahren.

Eine Volkszählung hat in Tunis nie stattgefunden, würde auch kein absolut sicheres Resultat ergeben können, da bei weitem nicht Jeder eingeschrieben ist. Man schätzt indess die Einwohnerzahl der Stadt auf circa hundertsechzigtausend (so dass sie zur Zeit die drittgrösste des

Continents wäre), darunter hunderttausend Araber, fünfundzwanzigtausend Juden, fünfunddreissigtausend Europäer, von diesen die Mehrzahl Sicilianer und Maltheser. Abgesehen von der an Zahl wechselnden französischen Besatzung, die aus Zuaven, chasseurs à pied, chasseurs d'Afrique, einer Compagnie mixte (halb Araber, halb Franzosen, früher Turkos), einiger Feld-Artillerie, Pionieren und einigen Piquets Spahis besteht und gegenwärtig drei- bis viertausend Mann stark ist, nimmt man an, dass zehntausend Italiener, achttausend Engländer (vorzugsweise Maltheser), fünftausend Franzosen und tausend sonstige Europäer daselbst wohnen.

Die deutsche Colonie, das heisst die auf dem deutschen Consulat eingeschriebenen Deutschen, zählt kaum dreissig bis vierzig Mitglieder; dagegen existiren eine bedeutende Anzahl Elsässer in Tunis, welche sich nicht als Franzosen haben naturalisiren lassen und, wenn sie einmal in Noth gerathen, ohne die erwünschte Hilfe seitens der Franzosen zu finden, ihr Heil auf dem deutschen Consulat versuchen. Auch fehlt es nicht an einzelnen deutschen Deserteuren und solchen, die in der Fremdenlegion gedient haben. Das Zartgefühl aller dieser zweifelhaften Elemente, vermöge dessen sie sich von der eigentlichen deutschen Colonie stets ferne halten, muss man anerkennen.

Der Staat Tunis, seit dem zwölften Mai 1881 bekanntlich unter französischem Protektorat, zählt zwei Millionen Einwohner und umfasst etwa dreitausendfünfhundert Quadratmeilen an Flächenraum.

Wir begaben uns zunächst in ein von einem Maltheser gehaltenes Kaffeehaus und tranken die dort beliebte, erfrischende Mischung von Selterswasser mit Absynth resp. Vermouth, diesen beiden Liqueurarten, welche in jeder Cantine Nordafrikas von Algier bis Tunis in stets gleicher Güte und Reinheit ohne jede Spur von Fuselöl feilgeboten werden. Doch bald wechselten wir das Lokal, begaben uns mitten unter die Araber und liessen uns von einem kleinen Negerknaben echt arabi-

schen Mokka in ganz kleinen, weissen Tassen kredenzen, bei welcher Gelegenheit wir gleich arabisches Geld kennen lernten.

Die gewöhnlichen arabischen Münzen entsprechen ungefähr den französischen Ein- und Zwei-Francs-, Fünf- und Zehn-Centimes-Stücken. Letztere, die Kupferstücke, sehen wir namentlich auf den an vielen Strassenecken befindlichen Wechslertischen hoch aufgethürmt.

Die arabische Einheitsmünze ist die „Karrouba“ (d. h. ursprünglich: Johannisbrodbaum, dann Sippe, Geschlecht, endlich Kupfermünze mit arabischen Schriftzügen) im ungefähren Werthe von vier Centimes, so dass man beim Einwechseln stets übervortheilt wird. Ein „Karoubtin“ sind zwei Karrouben gleich acht Centimes. Das arabische Frankstück (im Werthe von sechsundzwanzig Karrouben) heisst „Rielin“, das halbe Frankstück (gleich dreizehn Karrouben) „Riel“ und das silberne Zweifrankstück „Bouarba“. Die Rechnung wird dadurch noch complicirter, dass meist noch nach der imaginären Grösse des im Werthe feststehenden Piasters gleich sechzehn Karrouben gerechnet wird. Die arabischen Goldstücke „Boucoffa“, „Boucamsin“ und „Boumia“ entsprechen dem Werthe von fünfundzwanzig, fünfzig und hundert Piastern, resp. fünfzehn einhalb, dreissig dreiviertel und einundsechzig einhalb Francs. Man kann alle arabischen Gold- und Silbermünzen an den bei den vornehmen Araberinnen sehr beliebten und in den Juwelierläden zahlreich vertretenen, recht geschmackvollen Colliers bewundern und sich davon überzeugen, dass ihr Silber wie Gold in Mischung resp. Legierung besser ist, als das der Europäer. In den Bazars wird meist nach Francs gerechnet, während in den arabischen Cafés die zwei Karrouben für die Tasse Mokka nur sehr widerwillig in Form der an reellem Werth ja höher stehenden Zweisousstücke angenommen werden.

Eingedenk der Bitte unserer kleinen Französin, zum Diner nicht zu spät zu erscheinen, stellten wir uns gegen

sieben Uhr ein und fanden jetzt, wie später, Gelegenheit, die Güte des uns Gebotenen (natürlich französische Küche) anzuerkennen. Madame hielt es als liebenswürdige Wirthin für ihre Pflicht, bei ihren je nach Wunsch und Neigung an sechs bis acht Einzeltischen gruppirten Colonien von Gästen umherzuwandern, um etwaige weitere Wünsche einzuholen, und commandirte prompt eine vierte Flasche recht guten Algier-Rothweins herbei, wenn wir mit unsern drei Flaschen ausnahmsweise vor Schluss des Diners oder Dejeuners fertig geworden waren. Unser Cirkel umfasste nämlich noch einen jungen liebenswürdigen Hamburger Kaufmann, Herrn Fischer, der sich mehrere Jahre in Palermo aufgehalten und nunmehr vor seiner Heimkehr mit uns die Reise nach Afrika gemacht hatte.

Die Suppen und Salate sowie der Nachtisch riefen in dem Aeltern von uns lebhafte Erinnerungen wach an die ersten seiner Zeit bei St. Germain unter französischer Verpflegung verlebten Wochen, bevor Hammelbraten No. 71 und Erbswurst in ihre Rechte traten. Die pikante Olivensauce und die Artischocken in allen möglichen Zubereitungen hatten wir als Zwischengericht schon in Italien kennen gelernt.

Für den oben angeführten, für Tunis in der That äusserst billigen Preis hatten wir zum Diner (sechs bis acht Uhr) unsere drei bis vier, zum Dejeuner (zwischen elf und ein Uhr) zwei bis drei stets recht schmackhaft zubereitete Gänge, lernten dabei spielend oder vielmehr essend die culinarische Fauna und Flora von Tunis, durch Pariser Loupe betrachtet, kennen und kommen hier gerne dem unserer Wirthin beim Abschied gegebenen Versprechen nach, Allen, die gut logiren und ihre Tausendfranknoten nicht gar zu schnell in den Orkus der Hôtelkasse verschwinden sehen wollen, das Hôtel du Louvre zu empfehlen.

Da wir mit einigem Glück dort einige ärztliche Anordnungen getroffen und alle Liebenswürdigkeiten von

Madame stets voll gewürdigt hatten, so dürfte unser Andenken daselbst, trotz unserer Zugehörigkeit zur Klasse der Prussiens, vermuthlich auch ein ganz erträgliches sein.

Nach dem Diner durchwanderten wir noch, trotz starker Ermüdung, der Situation Rechnung tragend, den uns bereits bekannt gewordenen Theil der Stadt und empfanden die sehr angenehme Temperatur an diesem ersten Maiabend auf afrikanischem Boden mit grossem Behagen.

Während der Börsenplatz mit der Hauptstrasse reichlich durch Gaslaternen ebenso, wie die zum Theil im glänzenden Lichte erstrahlenden offenen Geschäfte und Cafés beleuchtet war, herrschte in den Nebenstrassen eine fast undurchdringliche Finsterniss, bei welcher wir die Kehrseite der Kulturfortschritts - Medaille in Tunis kennen lernten.

Wir mussten nämlich über Schienen und Gräben, aus welchen sich später eine Tramwaybahn entwickeln sollte, auf Kosten unserer Schienbeine tastend und fallend hinübersetzen. Abgesehen von diesen Fährlichkeiten ist die Ruhe und Sicherheit dort mustergiltig, und man kann die in zum Theil ägyptischer Finsterniss gebetteten Strassen und Plätze von Tunis mit mindestens gleicher Gefahrlosigkeit, wie die hell erleuchteten Strassen Berlins nachts durchwandern. (Uebrigens ist im Laufe des Sommers, bald nach unserer Abreise, auch das arabische Viertel mit Gasbeleuchtung versehen worden.)

Musik und Gesang ertönte aus verschiedenen Lokalen heraus; von dem französischen Theater her (Tunis hat zwei Theater, ein französisches und ein italienisches, eins so schlecht, wie das andere) hörten wir die Klänge einer bekannten Operette, begnügten uns indessen für diesmal mit dem Totaleindruck aus der Entfernung.

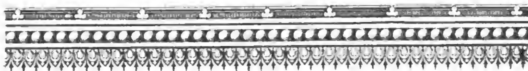
Bei der Heimkehr erfuhren wir, dass der Herr Consul die grosse Liebenswürdigkeit gehabt, uns persönlich im Hôtel aufzusuchen und bei sehr beschränkter Zeit

unsererseits sofort, sonst am nächsten Morgen für uns zu sprechen sein würde.

Schon dieser eine Zug und noch viel mehr der weitere Verkehr mit Herrn von Eckardt zeigten uns, dass die Zeiten des Herrn Tulin de la Tunisie und auch, bei aller Hochachtung, die wir vor dem grossen Gelehrten und Forscher haben, des Herrn Dr. Nachtigal vorüber waren.

Der eine hatte, dies war nur eine Stimme der deutschen Colonie, bei der Anzahl der von ihm vertretenen Nationen, es nach dem Muster von Heines beiden Polen vorgezogen, für keine derselben, wohl aber für sich selbst zu sorgen, und auch Dr. Nachtigal war zu kurze Zeit in Tunis, um, bei all seiner persönlichen und wissenschaftlichen Bedeutung, die ihm eigene Energie eines Vertreters von Deutschland im Ausland auch hier im vollen Maasse bethätigen zu können. Herr Dr. von Eckardt dagegen hat nicht nur die gewinnenden Formen und den grossen Eifer, sondern auch die schneidige Energie eines Vertreters von Deutschland aus der Schule unseres grossen Staatsmannes und zeigt beide Eigenschaften an geeigneter Stelle.

Doch zurück zu unserm Hôtel. Mit Befriedigung durften wir an diesem ersten Abend die wohlverdiente Ruhe in dem für unsere abgehärteten Glieder fast zu weichen Lager geniessen und jedenfalls unbelästigt von jenen nächtlichen Peinigern, die wir in Süditalien und Sicilien für unabweisbare Satelliten zu halten gewöhnt waren.



Drittes Capitel.

Besuch beim deutschen Consul, Lage von Tunis, Kirchhöfe, Klima, mektub rebbi.

Die am nächsten Morgen beim Herrn Consul zugebrachten Stunden waren für uns sehr genussreiche und folgenschwere, insofern als Herr von Eckardt uns genaue Directiven für die ganze Zeit unseres Aufenthaltes in Tunis gab, in äusserster Liebenswürdigkeit sich uns, obwohl er, wie jeder in Tunis dauernd ansässige Europäer, unter dem Tunisischen Sommerklima einigermassen litt, wiederholt zur Disposition stellte, wie denn unsere topographischen Kenntnisse von Tunis und Umgegend, überhaupt unsere ganzen Dispositionen das Resultat dieses Vormittags waren. Erst am Tage unserer Abfahrt entdeckten wir einen recht primitiven „Führer durch Tunis" nebst noch mangelhafterer Karte und nahmen denselben zum Andenken mit. Hoffentlich werden dieser ganz veraltete „Guide de Tunis et ses alentours" und vor allem die zugehörige Karte inzwischen eine verbesserte Bearbeitung gefunden haben.

Eine gute Karte von Tunis halten wir für jeden Europäer, der nicht gleich uns (abgesehen von dem Herrn Consul) in Herrn v. Knapp, dem gegenwärtigen Sekretär des deutschen Consulats, dessen wir noch weiter gedenken werden, einen so liebenswürdigen Führer und Begleiter, Mentor und Achates gefunden und Tunis

wirklich kennen lernen will, für unbedingt nothwendig, ganz gleichgiltig, ob sein Aufenthalt daselbst zwei Tage oder zwei Monate dauert.

Wir durchwanderten, vor dem Consulatsgebäude in der Rue Zarkoun angelangt, eine von gewaltigen Ringmauern halbkreisförmig umschlossene Halle, in deren Hintergrund erst durch das Consulatsschild angekündigt wurde, dass hier deutscher Grund und Boden war, wurden von zwei Kawassen in Empfang genommen und in einen kühlen, luftigen, durch exotische Gewächse und grüne, natürliche Fensterguirlanden das Auge erfrischenden Salon geführt. Herr Geheimrath v. Eckardt empfing uns sehr freundlich, liess sich den Zweck unseres Ausflugs nach Afrika kurz auseinandersetzen, gab uns die genauesten Aufschlüsse über zweckmässigste und ausgiebigste Verwerthung unserer Zeit und knüpfte daran in gewinnendster Form einen ethnologischen und geographischen Vortrag über Tunis. Zum Schluss war er noch so freundlich, uns zu einem Abendfest einzuladen, bei welchem wir die Vertreter der verschiedenen Nationalitäten, sowie die hervorragendsten Persönlichkeiten der deutschen Colonie von Tunis kennen lernen sollten.

Letzteres liegt innerhalb einer Hügelkette und dehnt sich als schlankes, mit den Langseiten von Nord nach Süd sich erstreckendes Rechteck resp. Trapez zwischen dem östlich gelegenen Bahirasee und dem westlich gelegenen, im Hochsommer fast ganz trockenen Salzsee Sebcha el Seldjoumi aus.

Seine Geschichte läuft im grauen Alterthum parallel mit der von Carthago. Es wurde wiederholt, zuerst von Agathokles, dem Tyrannen von Syracus, (nach Diodor) 310 v. Chr. zerstört, nacheinander von den Phönikiern, den Römern und den Vandalen in Besitz genommen und nach deren Vernichtung dem griechischen Kaiserreiche einverleibt; dann folgten die Perser, endlich die Araber.

Ludwig IX. erreichte, von der Pest bezwungen, in dem von ihm unternommenen Kreuzzuge nichts; später

setzten sich Karl V. und Don Juan d'Austria vorübergehend in seinen Besitz, nach ihnen der Sultan und der Dey von Algier.

Nach langen Unruhen und Kämpfen trat im Jahre 1705 die noch jetzt regierende Dynastie aus dem Geschlecht der Husseïniten an die Spitze des Landes. Unter dem zwölften Herrscher dieser Dynastie, dem von 1859 bis 1882 regierenden Mahomed Essadok Ben Hussein Bey, wurden Telegraph, Eisenbahnen und Gasbeleuchtung in Tunis eingeführt und die alte Wasserleitung wieder hergestellt. Der gegenwärtige Herrscher, Seine Hoheit Sidi Ali Bey, geb. 1812, ist der ältere Bruder des verstorbenen Bey und regiert seit 28. October 1882.

Von der alten Befestigung rühren noch die Namen der alten zehn Thore („Bab") her: im Süden „Bab-Bahar", „Bab-el-Livoua" und „Bab-el-Fâlah", davor das Fort „Manouba" auf der heiligen Stätte „Sidi Ben Hassan esch-Schâdeli", eine Begräbnissstätte der Mauren und die französische Eisenbahn nach dem südöstlich gelegenen Bad „Hammam-el-Enf"; westlich das Thor „Bab-el-Gourdjenni", „Bab-Sidi-Gasemslasi", „Bab-Sidi-Abdallah" und „Bab-el-Baloadj" mit dem davor gelegenen grossen Kirchhof der Araber und der dahinter gelegenen „Kasbah", der alten Festung, gegenwärtig französischen Kaserne; im Norden „Bab-es-Sadoun", durch welches man zum Bardo hinausfährt und „Bab-Sidi-Abdsalem"; im Osten endlich „Bab-el-Kadra" (das grüne Thor) zwischen den Kirchhöfen der Türken und der Araber gelegen, vor welchem das französische Militärlazareth und die Bellavista liegen. Der weiter südlich gelegene Theil der alten Enceinte ist durch das europäische Viertel durchbrochen.

Für die Wanderung durch die Stadt kann man im Allgemeinen daran festhalten, dass es bergauf stets ins arabische, bergab ins europäische Viertel geht, und dass die reinlichsten und saubersten Strassen die der Araber, die schmutzigsten und übelriechendsten die der Juden und Maltheser sind.

Da die Religion Mohammeds wegen der Lehre von der Auferstehung des Fleisches das Ausgraben der Todten verbietet und die Friedhöfe nicht antasten lässt, so ist die Ausbreitung von Tunis durch die ringsum gelegenen Todtenfelder sehr behindert. Auch das europäische Neu-Tunis, die Fremdenstadt, ist auf die schmale Landzunge rechts und links der Avenue de la Marine in seiner weiteren Ausdehnung beschränkt und muss bei weiterem Vorrücken dicht an die schlammige ungesunde Bahira herantreten, während die gesunden Höhen ringsum unbenutzt daliegen. Dasselbe besteht überhaupt erst seit fünfundzwanzig Jahren, nämlich seit 1862, in welchem Jahre dem damaligen französischen Consul vom Bey erlaubt wurde, das französische Consulat vor dem Seethor, ausserhalb der Stadtmauer, zu erbauen. An dieses schlossen sich Kaffeehäuser, Hôtels, andere Consulate, Bankinstitute, Kaufläden und Villen. So entstand die schöne schnurgerade Avenue de la Marine von der Porta della Marina bis zur Dogana, dem Zollhof an der Bahira, in moderner Breite als Centralstrasse der Frankenstadt bebaut.

Man darf bei einem arabischen Kirchhof keineswegs an die idyllischen, mit Cypressen bepflanzten Stätten der Todten Constantinopels denken.

Wüst und öde liegen die meisten Kirchhöfe um Tunis, ihre Mauern sind zerfallen, und wenn auch bei der Leichenfeier selbst dem Europäer der Zutritt absolut verboten ist, so sind doch zu andern Zeiten die Kirchhöfe für die Fremden leicht zugänglich, und ihr Betreten ist mit keiner persönlichen Gefahr verknüpft.

Schreitet doch selbst der Esel unbehindert über die zerfallene Mauer und weidet die Disteln von den Gräbern ab. Der Turban auf dem Grabsteine deutet an, dass unter ihm ein rechtgläubiger männlicher Mohammedaner schlummert.

Die vielen Grabkuppeln (Kubbah) am Weg sind den vielen tunisischen Heiligen gewidmet, zu welchen unter andern auch jeder Geisteskranke gerechnet wird.

Wer das eigenartige Leben von Tunis genau kennen lernen will, der darf das europäische Viertel, nachdem er es einmal durchwandert hat, nicht mehr weiter aufsuchen, sondern sich nur im arabischen Viertel bewegen. Das hat nun allerdings seine grossen Schwierigkeiten. So wie man aus einer der wenigen engen Hauptstrassen abbiegt, geräth man in unentwirrbare Ecken und Winkel und schliesslich regelmässig in eine Sackgasse, aus der man sich mit Mühe wieder zum Ausgangspunkt zurücksucht.

Bei der Wanderung ohne Führer und ohne Karte thut man daher am besten, eine der Ringstrassen bis zu dem Punkt zu verfolgen, von welchem man nach innen in die Stadt oder nach aussen in die Umgebung vordringen will, um von hier aus die Studienreise zu beginnen. Kennt man erst einmal die einzelnen Thore, so kann man sich auch mit Erfolg der verschiedenen arabischen Omnibuswagen bedienen, deren baarfüssige Schaffner mit gellender Stimme das Endziel ausrufen und von jedem Einsteigenden zwei Karrouben in Empfang nehmen.

Obwohl Tunis an der Grenze der gemässigten und der heissen Zone liegt, so ist sein Klima doch bereits als tropisches zu bezeichnen. Während die mittlere Temperatur im Winter, der Regenzeit, 7° C. und im Frühling 15° C. beträgt, steigt dieselbe im Herbst auf 30° C., im Sommer auf 35° bis 50° C. (im Schatten). Daher ist von der Mitte des Juni ab der Aufenthalt in der Stadt für den Europäer nahezu unerträglich, und es flieht jeder von ihnen, der fliehen kann, in diesen heissen Monaten nach Goletta, der Hafenstadt, und nach Marsa, welche beiden Orte sich infolge der Nähe des Meeres und günstiger Winde fast stets einer gleichmässigen, erträglichen Temperatur, die 22° C. (im Schatten) nur selten überschreitet, erfreuen.

Man schreibt Tunis eine gewisse Immunität gegen Lungenschwindsucht zu; infolge dessen recrutirt sich ein

kleiner Theil der dort sesshaften Europäer aus Lungenkranken, welche hier auf Heilung ihres Leidens rechnen. Gehörte ja auch Dr. Nachtigal in diese Categorie. Und in der That lehrt die Erfahrung, dass dieselben bei noch nicht zu weit vorgeschrittenem Leiden und verständiger, dem Klima angepasster Lebensweise hier Heilung ihres Leidens finden oder doch, so lange sie sich hier aufhalten, Stillstand desselben erreichen.

Freilich bringen die bis aufs Mark ausdörrende, trockene, heisse Luft und der böse Scirocco (Südwind aus der Wüste) auch wieder andere Uebelstände mit sich, die wir später an uns selbst kennen lernen sollten. Zwar tritt letzterer hier nicht so schlimm, wie in der Wüste auf, dort Samum, von den Egyptern Typhon, den Süditalienern Favugna, den Andalusiern Solano, in Madeira Leste genannt. Der glühende Sturm, welcher dichte Staubmassen mit sich fegt, trocknet die wassergefüllten Schläuche aus, erstickt die Thiere, lässt die Blätter verwelken, die Saaten verdorren und verwandelt Tag in Nacht.

Der mildere, während der heissen Tage in Tunis auftretende Scirocco macht sich nur durch seine austrocknende Hitze und durch den unendlich feinen Staub bemerkbar, mit dem er die ganze Atmosphäre erfüllt. Es lastet dann wie Blei in den Gliedern, träger rollt das Blut durch die Adern, blutig roth erscheint die Sonne, und auf der Brust ruht ein schwerer Alp. Unaufhörlich muss man tagüber die Augen waschen, um den feinen Staub daraus zu entfernen.

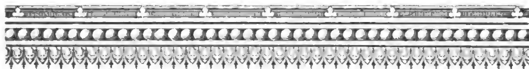
Bei der grossen Indolenz der Araber und Türken gegen alle äusseren Leiden ist dieser feine Staub wohl die Hauptursache der vielen Augenkrankheiten; unglaublich gross ist dort nämlich die Zahl von augenleidenden Eingeborenen, denen man in Stadt und Umgegend auf Schritt und Tritt begegnet.

Diese stumme resp. stumpfe Resignation des leidenden Moslem macht sich noch in anderer, noch trau-

rigerer Weise fühlbar. Bei den schlechten sanitären Einrichtungen unter den Arabern und ihrem Widerwillen gegen ärztliche Hilfe erscheint es nicht wunderbar, dass die Gonorrhoe dort ungemein verbreitet ist, und daher sehr viele Neugeborene an der blennorhoea neonatorum und Erwachsene an der sog. egyptischen Augenkrankheit leiden. Mit stoischer Ruhe legt der Araber die Hände in den Schooss unter dem frommen Stossseufzer „mektub rebbi“ (der Herr hats gegeben) und — lässt sein Kind erblinden.

Hierzu kommen endlich noch die grässlichen Zerstörungen durch die Pocken, welche hier, durch keine Impfung eingedämmt und gemildert, nicht nur das Gesicht mit hässlichen Narben bedecken und entstellen, sondern den Befallenen sehr oft auch das Augenlicht rauben. So war es nicht zu verwundern, dass wir recht oft traurigen Caravanen von drei bis vier Blinden begegneten, welche, einer hinter dem andern, eine Hand auf die Schulter des Vordermanns gelegt, mit monotonem Gesang die Strassen durchwanderten und an jedem Hause, mit der andern Hand dem Ladeninhaber ein Körbchen entgegenstreckend, einen Moment hielten.

Derartige Bettelscenen mochten wohl zu schnell auf einander folgen; gleichgiltig liessen die Eingeborenen meist ihre Brüder ohne Trost und Hilfe vorbeiwandern. Wo wir milde Gaben spenden sahen, erfolgten sie aus den Händen von Europäern.



Viertes Capitel.

Rue Djazira, Besuch des Forts Manouba, Tunis aus der Vogelperspektive, Tunisische Jüdinnen.

Hochinteressant war für uns der erste kleine Ausflug nach dem alten im Süden der Stadt gelegenen Fort la Manouba, welchen uns Herr v. Eckardt zunächst als Orientirungspromenade zu machen gerathen hatte.

Der aus gleichem Munde uns bestempfohlene Führer der Deutschen, der pechschwarze Mohammed Dheby Abdel-Kader, welcher sich später bei uns durch Visitenkarten und freundliche Briefe preussischer Officiere, „seiner Freunde", bestens einführte und ein recht erträgliches, in Bremen erlerntes Deutsch sprach, war gegenwärtig, zu der Zeit, in welcher er uns die erspriesslichsten Dienste hätte leisten können, weil anderweitig engagirt, nicht zu haben. Später, als er frei geworden und uns seine „kostbaren" Dienste anbot, standen wir bereits so weit auf eignen Füssen, dass wir seiner Führerschaft nicht mehr bedurften, zumal, da sein stereotypes, gewiss nicht von Cato beeinflusstes „ceterum censeo": „uns müssen fahren" lautete, während wir uns mit Vorliebe unserer eigenen Füsse bedienten.

So unternahmen wir denn, da wir auf einen der anderen, französischs prechenden jüdischen Führer verzichteten, mit Hilfe der uns gegebenen Anweisung auf eigene

Faust unsere erste ausgiebigere Fusswanderung durch das arabische Tunis.

Dieses erfreut sich seitens der arabischen Dichter recht vieler Schmucknamen. „Die weisse, die grüne (el Kadra), die wohlverwahrte (el Marussa), die blühende (es Zahera), die fleissige (esch Schadra), die reizende Braut des Occidents (el Kaïrouani)“ wird sie von jenen je nach dem Schwung ihrer Phantasie benannt. Wir durchwanderten unsere Rue de la Commission, in deren Mitte wir etwa wohnten, bis zur südlich gelegenen Rue Djazira, bis zu welcher die alte Stadtmauer geschleift worden war, um dem Neu-Tunis der europäischen Colonie Platz zu machen. Am Bab-Zira erreichten wir im Süden der Stadt das arabische Viertel und durchwanderten die Strasse, nunmehr von Ost nach West langsam bergan steigend, bis zu dem noch innerhalb der südlichen Stadt gelegenen Bab-el-Djdid. Bei jedem Schritt fast stockten wir, überwältigt von dem noch nie gesehenen, trotz aller Beschreibungen kaum geahnten Leben einer neuen Welt.

Hier drängen wir uns durch dichte Schaaren von ländlichen Arabern (Beduinen), welche zur grünen Stadt hereingekommen waren, um ihre Thiere, Felle, Oliven und dergleichen abzusetzen und die nothwendigen Einkäufe zu machen.

Dort entspinnt sich ein lebhaftes, mit vielen Gestikulationen verbundenes Wortgeplänkel zwischen vier schwarzen alten Damen von entsetzlichem Aussehen, mit riesengrossen Kupferringen in den Ohren, Messingspangen über den Fussgelenken und grellfarbig gestreiftem Calicot-Burnus, welche mit kreischender Stimme Güte und Vollgewicht ihrer runden Gersten- und Maisbrode hervorheben, und zwischen ebenso vielen Wüstenbewohnern, denen der Preis zu hoch, das Brod zu klein ist, und die dennoch bereits Hand daran gelegt haben.

Zwar übertönen die kreischenden Stimmen dieser tunisischen „Damen der Halle“ die dumpfen, an Gaumenlauten und Consonanten reichen Worte resp. Ausrufe der

Araber, aber diese tragen doch den Sieg davon und bezahlen sehr viel weniger, als jene verlangen. Die Zeiten sind jetzt vorüber, in welchen ein Deficit am gesetzlichen Gewicht der Waare mit Ohrenaufschlitzen, Handabhacken und ähnlichen Liebenswürdigkeiten bestraft wurde. Auch die früher so sehr gerühmte Ehrlichkeit der arabischen Händler hat Dank der Berührung mit den Culturstaaten und namentlich der Einwirkung der jüdischen und italienischen Kaufleute einem System der denkbar grössten Ausbeutung und Uebervortheilung jedes Europäers Platz gemacht.

Uebrigens sind jene schwarzen Brodverkäuferinnen die einzigen weiblichen Individuen auf dem Schauplatz. Ausser dem Brode bieten sie auch noch die im Süden so sehr beliebten süssen Näschereien feil, die wir in noch grösserer Auswahl auf dem Bazar trafen. Unter denselben fanden wir eine Mischung von Mohn- und Leinsamenkörnern mit Honig sehr schmackhaft und haben eine Probe davon Monate später in Berlin in solchem Zustand präsentirt, dass sie bei unsern Damen noch Anerkennung fand. Gewürze, Sämereien, Gemüse und Farbstoffe werden massenhaft in den kleinen, dicht bei einander stehenden Verkaufsbuden ausgeboten.

Neben einer Wechselbude sitzt ein Schriftgelehrter mit grosser Brille. Eine Blume hinter dem Ohr, liest und schreibt er Briefe für die ihn umdrängenden Araber, welche seine Hilfe in Rechtsfragen, sowie in Liebesleid und -Freude für wenige Karrouben in Anspruch nehmen.

Ein Bild auf der diesjährigen Kunstausstellung in Berlin, welches diesen Gegenstand behandelt, scheint dem Strassenleben von Tunis direkt entnommen zu sein.

Ueber mehrere grosse Pfützen hinwegschreitend sehen wir rechts einen schmalen Gang zwischen zwei kleinen, verfallenen Häusern, treten einige Schritte hinein und erblicken zum ersten Mal eine Caravanserei, die später immer wieder, so oft wir eine solche aufsuchten,

das gleiche Interesse in uns erweckte. Da lagerten zahlreiche Dromedare, den Höcker durch eine darüber gelegte Strohmatte vor dem Druck der Lasten geschützt; sie trugen auch jetzt, ruhend und wiederkäuend, ihren Doppelkorb, deren jeder einer thüringer Butte ähnlich sah und in seine Tiefe alles mögliche, von schweren Steinen, Getreide- und Gemüselasten an bis zum kleinen Lamm, dem Zicklein und dem niedlichen, kleinen Beduinenknaben, zum Transport aufnehmen musste. Neben ihnen fehlte nie der Esel, welcher hier eine ganz andere Stellung einnimmt als im Norden, und den wir später in Gemeinschaft mit der ganzen Fauna von Tunis im Zusammenhang schildern werden.

Weiter kommen wir an einem der in Tunis so zahlreichen Heiligenhäuser vorbei, einer „Kubbah", das ist einem würfelförmigen, weissgetünchten, von einer weissen Kuppel überwölbten Hause, das hier noch von einer niederen Palme überschattet wird.

Andere Heiligenkapellen sind verfallene Häuser, welche nach dem Tode des im Geruch der Heiligkeit stehenden oder geistesschwachen Bewohners, von keinem strenggläubigen Mohammedaner weiter bewohnt werden und daher in Trümmer sinken, aber als heilige Stätte verehrt werden.

In das Innere eines Hauses konnten wir natürlich hier, in einem arabischen Viertel, nicht hineinschauen, doch traten wir öfter näher, um uns das eine oder andere wenigstens von aussen genauer anzusehen.

Einige Steinstufen führen zu einer riesigen, mit Eisennägeln beschlagenen, hufeisenförmigen Thür. Wir sehen an derselben gelbe Messingknöpfe in verschlungener Anordnung und einen mächtigen Klopfer von wunderlicher Gestalt, dazu fünf ausgespreizte Finger, die altsemitische Schwurhand, als Schutzmittel gegen den „bösen Blick" (mal' occhio der Italiener). Unten ist das Haus nach der Strasse zu fensterlos, vermuthlich nach dem Hof hinaus mit Fenstern versehen.

Dagegen sieht man meist im ersten Stockwerk einige Fenster, wenn auch dicht vergittert, nämlich mit einem nach der Strasse zu weit vorgebauschten engmaschigen Gitter versehen, um den Frauen auf diese Weise das Hinaussehen möglich zu machen, ohne dass sie selbst gesehen werden können.

Eine angenehme Abwechselung boten die zahlreichen Hühnercolonien, denen wir hier auf Schritt und Tritt begegneten. Das kleine Völkchen lebt vollständig auf der Strasse, freilich unter Schloss und Riegel, nämlich innerhalb grosser geflochtener Körbe, in welchen sie, unbekümmert um die vorbeiströmende Menge, so lange bleiben, bis sie verkauft resp. auf den Markt gebracht werden.

Weiterschreitend kommen wir an einigen Mühlen einfachster Construktion vorbei. Ein beweglicher, sich innerhalb eines steinernen Hohlkegels drehender, kegelförmiger Stein empfängt das langsam einfliessende Getreide und zermalmt es. Unten fliesst das ungesiebte und unsortirte Mehl heraus; es besteht nur eine Art Klappe, welche das Abfluss-Tempo einigermassen regulirt und verhütet, dass jenes vor vollständiger Zermalmung der Körner ausströmt.

Diese Mühle kam uns so bekannt vor, und doch wussten wir nicht, woher.

Erst nachdem wir mehrere Wochen später Pompeji durchstreiften und dort in dem Vicolo storto vor der Bäckerei mit den Getreidemühlen standen, erkannten wir das Original wieder, das einer von uns hier schon vor sieben Jahren gesehen.

Wir begegneten eben in Tunis der altrömischen Mühle, nur mit dem Unterschied, dass das, was dort durch Sclavenhand berwirkt wurde, hier das Pferd besorgte. Dieses ist vermittelst eines langen Hebelarmes und Zaumzeugs an den inneren Steinkegel gefesselt und muss mit einer Kappe über den Augen die ewige Runde machen. Denn beim Stehenbleiben in diesem „Göpel-

werk“ würde es nach dem Gesetz des Beharrungsvermögens in grausamer Weise von einem unterhalb des Nasenscheideknorpels durch die Nase gezogenen Strick, der auch mit dem Hebelarm verbunden ist, an einer sehr empfindlichen Stelle gezerrt werden. Nur das Abnehmen des Zaumzeuges erlöst es von seiner Pein.

Fortwährend ritten auf dieser Hauptverkehrsstrasse ländliche Araber mit ihren Kindern und unverschleierten Frauen auf Dromedaren und Maulthieren zur Stadt hinaus und hinein. Wenn wir die schaukelnden Bewegungen der auf ersteren Sitzenden beobachteten, so hatten wir gleich eine handgreifliche Erklärung für den Beinamen „Schiff der Wüste“. Das war da oben in der That ein Wiegen und Schaukeln, dass jeder dieses Kameelritts Ungewohnte binnen kurzem die Seekrankheit bekommen musste. Davon liessen freilich die kleinen Mauren- und Araberknaben da oben nichts merken; sie fühlten sich vielmehr auf ihrem beweglichen Sitz ungemein sicher und waren gleich ihren Halbbrüdern in unseren Breitengraden, den Zigeunern, für den Reiz einer hingereichten Karrouba nicht unempfänglich.

Nunmehr schritten auch wir, bei dem Thor „el Djdid“ angelangt, in südlicher Richtung links ab immer mehr bergan, vorbei an einem wüsten, grossen Platz, dem Pferdemarkt, dann an der mächtigen Zuavencaserne zum „Bab-el-Gurdjenni“ hinaus, kamen an vielen Einzelgräbern mit kleinen Kuppeln vorüber, den Gräbern der oben erwähnten „Marabouts“ (Einsiedler, Heiliger), und sahen die Trümmer des alten Forts Manouba vor uns auf hoher Bergesspitze. Nachdem wir diese direkt im Süden der Stadt gelegene Höhe, tiefen Sand durchwatend und in Schweiss gebadet, erklommen hatten, genossen wir eine herrliche Ausschau auf die Kuppelstadt, die beiden sie flankirenden Seen und in der Ferne das Meeresgestade.

Dicht neben uns lag auf der Höhe ein mächtiger Kirchhof der Araber, vor uns sanft gebettet die „reizende Braut des Occidents.“

Uns zunächst im südlichen Theil der Stadt ragt nahe am Frankenquartier unter mehreren Moscheen der schlanke Thurm der Djemâa Djdid (in der Rue Men-Dekel) empor mit dem mächtigen Halbmond auf der in mehreren Verjüngungen emporsteigenden Spitze, nicht fern davon, nahe am Benayet-Platz, das Mausoleum der regierenden Dynastie. Dahinter, mehr in der Mitte, sieht man östlich der alten, im Lauf der Jahrhunderte wiederholt zerstörten und wieder aufgebauten Citadelle von Tunis, der jetzigen Zuavenkaserne „Kasbah“ die ursprünglich von Christen erbaute, grösste Moschee der Residenz „Djemâa-es-Saïtûna“ (Oliven-Moschee) mit einem „Minaret“ (Thurm einer Moschee) von echt maurischem Baustil, ringsum vom Bazar umgeben und mit sieben Eingängen versehen. In ihrem innern grossen Hof befindet sich ein Springbrunnen für die religiösen Waschungen.

Hierher begiebt sich der Bey aus seinem nahen Winterpalast (Dar-el-Bey) in einer der letzten Nächte des Rhamadan zum mehrstündigen Gebet.

Auf der anderen westlichen Seite der Kasbah, dicht an dem „Bab-Mnhara“ (dem Feuerthor), sieht man hoch über der Stadt gelegen einen grünen Park, darin eine hell glänzende, das Sonnenlicht wiederspiegelnde Stelle, das grosse Wasserreservoir, welches die Stadt mit vorzüglichem Trinkwasser versorgt.

Die neue Wasserleitung, die wir noch näher kennen lernen sollen, ist mit einem Aufwand von acht Millionen Francs von dem verstorbenen Bey wiederhergestellt und leitet das Wasser vom Berge Zaghouan her, von wo schon die altrömische, von Hadrian in grossartigster Weise gebaute und von Septimius Severus renovirte Wasserleitung für Carthago ausging, bis in die obern Stockwerke der Häuser von Tunis.

Weiter nördlich ragt die nach einem grossen Heiligen und Schutzpatron der Stadt benannte Moschee „Djemâa Sidi Mahres“ mit ihren grünen Kuppeln hervor, deren

Betreten seiner Zeit jedem eingeborenen Verbrecher Straflosigkeit zusicherte.

Lässt man von hier aus das Auge über den Rosenmarkt hinweg noch weiter nordwärts schweifen, so kommt man zu dem berühmten Sammelort der Araber, „Halfa-ouine“, einem rechteckigen grossen Platz mit doppelter Baumreihe und einer Fontaine in der Mitte. An seiner westlichen Seite ragt die zweitgrösste Moschee von Tunis „Djemâa Zâhib-el-Taba“ (Moschee des Grossiegelbewahrers) empor mit massigem viereckigem Thurm und vielen kleinen Kuppeln.

Hier haben wir in der Folge wiederholt die Araber unter sich in ihrer religiösen Andacht wie in ihrem Kaffeehausleben belauscht und die Grundzüge für unsere Silhouette gefunden.

Nachdem wir so ein Gesammtbild von Tunis mit seinen weissen Häusern und weissen Mauern, aus welchen einzelne majestätische Palmen sich dunkelgrün abheben, aus der Vogelperspective gewonnen, musterten wir die Umgebung genauer.

Zunächst übersehen wir den Bahirasee zu unserer Rechten, östlich von Tunis, von unserem hohen Standpunkt aus vollständig. Eben fliegt eine Schaar Flamingos in beträchtlicher Höhe über ihn hinweg. Angesichts dieses mächtigen Sees und der schönen Rhede von Goletta fragten wir uns: warum ist Tunis keine Hafenstadt? Was verhindert den Ausbau und damit eine bessere Verwerthung dieses grossartigen Naturhafens?

Freilich kann man auch jetzt mit kleinen Küstenfahrern und Fischerbooten von Tunis aus für geringen Entgelt die Bahira quer durchschneiden, aber die Bootfahrt dauert bei der geringen Tiefe des Sees von kaum ein und einhalb Metern bei ungünstigem Winde einen halben Tag und darüber. Zunächst ist die sehr rührige italienische Dampfergesellschaft Rubattino für neunundneunzig Jahre im Besitz der Küstenbahn. Zweitens fürchtet man, durch Erfahrungen gewitzigt, den Aus-

bruch von verheerenden epidemischen Krankheiten beim Ausbaggern des Sees behufs Anlage einer bequemen Seestrasse. Nun hat allerdings die Pest im Anfang dieses Jahrhunderts, Dank den engen, schmutzigen Strassen des Juden- und Maltheserviertels, nahezu die Hälfte, die Cholera von 1867 den dritten Theil der Bevölkerung hinweggerafft. Doch ist anderseits Tunis inzwischen mit frischem Quellwasser versehen, die Bahira enthält reines Salzwasser, in welchem keine Bakterien gedeihen, und unter dem französischen Protektorat geschieht viel zur Assanirung der Stadt und Umgegend.

Gleichwohl fehlt es noch sehr an einheitlichen Massregeln.

Die Machtsphäre des Conseil général sanitaire von Tunis, welcher jede nothwendige Quarantäne diktatorisch verhängen kann, endet vor den Mauern der Stadt. Hier verfügen die einzelnen Viertel und Volksgruppen selbstständig über ihre sanitären Einrichtungen: mit welchem Erfolge, sehen wir in den Vierteln der Juden, der Maltheser und zum Theil der Italiener.

Jedenfalls ist diese Frage noch nicht spruchreif und ihre Beantwortung wird wohl von der demnächstigen politischen Gestaltung von Tunis abhängen.

Wohin schliesslich die Hafenfrage ohne Nachhülfe durch menschliche Kraft und Intelligenz gelangt, das lehrt ein Blick nach links zu der westlich von Tunis gelegene Sebcha-es-Seldjoum. Noch sieht man etwas von dem blauen Salzsee, aber die immer glühendere Sonne leckt gierig an den Salzlaken, und in fünf bis sechs Wochen vielleicht gähnt hier, wo sich im Winter ein schöner blauer See erstreckt, eine zerrissene, graue Thonfläche, auf welcher hier und dort Salzkrystalle erglänzen.

Man scheut die Nähe dieses Salzsees und vor Allem seinen Untergrund, aus welchem Sumpf- und Fiebermiasmen emporsteigen und namentlich den frisch zugezogenen, des Klimas ungewohnten Europäer mit Wech-

sel-, Zehr-, Klimafieber und bösartiger Blutentmischung bedrohen.

Gleichwohl zog es uns mit Macht zum Salzsee hinunter, an welchem viele merkwürdige Kerbthiere den Boden bedeckten. Da wir Spiritusflaschen mitführten, so machten wir Jagd auf letztere und hatten auch das Glück, ein paar Riesenexemplare flügelloser Heuschrecken von einer Grösse, wie wir sie auch nur annähernd noch nie gesehen hatten, zu erjagen; dieselben waren aber für den Hals unserer Flaschen zu dick und wurden deshalb mit einiger Schwierigkeit in Düten und Taschentücher verpackt. Zn Hause angelangt, suchten wir jedoch vergeblich nach ihnen, — sie waren auf uns unbegreifliche Weise aus doppeltem Verschluss entwischt.

Einzelne interessante Muscheln aus dem Salzsee herauszugraben, wagten wir eingedenk der vorangegangenen dringenden Warnungen des Herrn Consuls nicht, waren überdies auch mit unserer ersten Ausbeute recht zufrieden und wanderten langsam zurück.

Unter uns dampfte eben ein schwachbesetzter Zug auf der eingeleisigen Bahn nach Algier ab, und durch das enge Thor zog ein unabsehbar langer Zug von gewaltigen Kameelen (so nennt man sie meist mit dem Gattungsnamen trotz ihres einen Höckers) ins Land hinein und hüllte sich bald in eine undurchdringliche, schwarze Staubwolke.

Von der Zuavenkaserne her ertönten Hornsignale, und in weiter Ferne, anscheinend auf einem Exercierfeld, wurde von französischer Infanterie manövrirt trotz der bis zur Erschlaffung ermattenden Hitze.

Nachdem wir auf coupirtem Terrain die Umgegend der Zuavenkaserne noch etwas abgestreift hatten und wieder bis zum Bab-el-Djdid gekommen waren, brachen wir hier nicht rechts ab, sondern suchten ins Innere der Araberstadt zu dringen und durchwanderten dieses klassische Thor, welches sicher aus Bruchstücken des römisch-vandalischen Carthago aufgebaut war. Doch „fordere

Niemand, unser Schicksal zu hören“, seufzten wir mit dem alten Polenheld drei Stunden später, unfreiwillig wieder an der gleichen Stelle angelangt. Wir hatten allerdings unendlich viel Gassen und Gässchen kennen gelernt, von deren Verfolgung schon deshalb keine Rede sein konnte, weil die arabischen Strassen, so sehr sie auch zusammengehören mögen, mit wenigen Ausnahmen fast an jeder Ecke einen andern Namen führen, endeten aber schliesslich immer in einer Sackgasse.

Bei unseren Irrfahrten überzeugten wir uns auch davon, dass nur wenige Häuser des Maurenviertels ganz fensterlos waren. In den engen Strassen sahen wir manchmal auch an den unteren Stockwerken Fenster, doch die Jalousie ist hier zu Lande zu gross, die Jalousien sind zu dicht, um etwas von den weiblichen Insassen, welche in ihrer Abgeschlossenheit vollständig verkümmern müssen, zu erspähen.

Die arabischen Häuser zeichnen sich durch die aussergewöhnliche Stärke der Mauern aus, — theils Ziegel-, theils Kalksteinbauten —, welche die grosse Hitze von den inneren Räumen fern hält, und haben mit ihren weissen flachen Dächern grosse Aehnlichkeit mit den Häusern der süditalienischen Dörfer.

Bei unseren Kreuz- und Querzügen hatten wir weite Strecken zurückgelegt.

Wir befanden uns nämlich nach Durchwanderung einiger Pfützen mit mephitischen Ausdünstungen mit einem Male recht stattlichen, üppigen, weiblichen, unverschleierten Wesen gegenüber, in einem Kostüme, wie wir es bereits in Goletta flüchtig gesehen hatten. Die kolossal starken Schenkel sind in eng anschliessende, leinene oder seidene helle Höschen gezwängt, der nackte Fuss steckt in winzig kleinen, gestickten Pantoffeln. Den üppigen Oberkörper bedeckt eine ganz kurze, zwei Drittel der Oberschenkel freilassende Seidenblouse von auffallend grellen Farben; auf dem Kopf sitzt eine pyramidenförmige, hohe, goldgestickte Seidenmütze. Darunter sieht

man ein rundes, volles Gesicht von hellem Teint mit rosig blühenden Wangen, und die dunkeln Augen schauen den Europäer keck an und mustern ihn ungenirt.

Wir befinden uns tunisischen Jüdinnen gegenüber, denen, sofern sie jung und hübsch sind, ihre eigenthümliche, wohl auf die Sinnlichkeit berechnete, recht kostspielige Kleidung sehr gut steht.

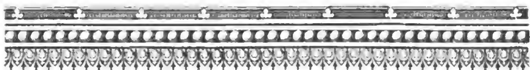
Und die jungen, schon im jugendlichsten Alter ganz entwickelten Jüdinnen sind sämmtlich recht hübsch und unterscheiden sich nach Farbe und Gesichtsbildung kaum von den Romanen. Bei manchen sind die wunderbar leuchtenden, schwarzen, mandelförmigen Augen, welche mit dem edeln Profil, den kirschrothen Lippen und den blendend weissen Zähnen vorzüglich harmoniren, von berückender Schönheit. Nur ihre unnatürliche, künstlich erzeugte Fülle (sie werden, wie die thüringer Gänse, genudelt resp. mit Mehlspeisen künstlich fett gemacht) beleidigt unser Auge, jedenfalls aber nicht das der Orientalen. Vielmehr gilt bei diesen nur fette Fülle für schön.

Um so hässlicher und lächerlicher sehen aber die alten fetten Judenfrauen in der gleichen Tracht aus, und man muss sich stets auf die Lippen beissen, um bei ihrem Anblick nicht laut aufzulachen. Bei ihnen sehen wir zuerst die Anwendung des gelben Hennahpulvers. Die Fingernägel und -spitzen werden damit rothbraun gefärbt, während die Augenbrauen und die Verbindungslinie zwischen ihnen durch Antimon, welches die Schönen in ihrem „Mehhalel“ (Umhängefläschchen) bergen, schwarze Färbung empfangen. Schade, dass wir keinen David, Moses oder Abraham, wir meinen einen der dortigen Führer, bei uns hatten. Derselbe würde sicher sofort seine einträgliche pièce de résistance, das Steckenpferd aller Tunisreisenden, eine jüdische Hochzeit, allerdings auf Kosten unseres Portemonnaies, in Scene gesetzt haben. Wir würden dann eine verschleierte Braut in verschiedenen, wiederholt gewechselten Jäckchen und Hosen aus dickem Goldstoff zu sehen, grässliche Musik zu hören

und süssen Honigkuchen nebst Liqueuren zu kosten bekommen haben und am Schluss der Ceremonie vielleicht noch examinirt worden sein, ob wir nicht auch Juden seien. Doch wir haben uns keinem jüdischen Fremdenführer anvertraut, und ist uns somit auch der ganze Hokus-Pokus einer jüdischen Hochzeit auf Bestellung entgangen.

In weitem Bogen, vorüber an einzelnen Moscheen und Kaffeeplätzen, gelangten wir endlich zum Djdid-Thor, wieder zurück und suchten dann längs der Rue Djazira unser Hôtel wieder auf.

In fast entgegengesetzter Richtung liegt der zweite, noch schönere Aussichtspunkt auf Tunis, das vor dem Bab-el-Kadra gelegene Belvedere, das wir später aufsuchten.



Fünftes Capitel.

Besuch des Bazar, Bazar-Zûgs, ein arabisches Café, Haschischraucher, Tunisische Bauernfänger, arabische Heilige.

Ehe wir nun weitere Streifzüge durch die Stadt und ihre nächste Umgebung machen, dringen wir in ihr mächtig pulsirendes Herz, den Bazar mit seinen siebenzehn Abtheilungen, in welchem sich der ganze Handel, das eigenthümliche Leben und Treiben von Tunis concentrirt. Der Weg dahin ist nicht weit, wir gehen von unserer Wohnung zum Anfang der Rue de la Commission zurück und wenden uns, vor der Place de la Bourse angekommen, links (westlich) zur Rue sidi Murgiani, welche leicht bergan emporsteigt und zur Hauptmoschee hinführt. Um letztere gruppiren sich in den verschiedenen Gassen und Gässchen die einzelnen Gewerke oder Zûgs (französisch: souk gleich Markt), deren jedes eine Strasse für sich einnimmt.

„Bazar" ist ein uns Europäern so geläufiger Begriff, dass wir ohne irgend welche erwartungsvolle Spannung den Weg dorthin nehmen.

In kaum zehn Minuten haben wir die Olivenmoschee Djemâa-es-Saituna erreicht, sind somit an unserem Ziel angelangt und betreten den ersten der bedeckten schmalen Bazargänge.

Ganz verwirrend wirkt das Chaos ungeahnter Eindrücke auch auf den ruhigsten Zuschauer, hier hält selbst der Gleichmuth des Norddeutschen nicht stand.

Geraume Zeit bewegen wir uns bereits in dem Bazargewirre, ehe wir die Ruhe zu objectiver Beobachtung finden.

Da das Tageslicht nur spärlich Eingang durch die Fugen der Holzbedeckung resp. durch die schmalen Oeffnungen der bedeckenden Steingewölbe findet, so waltet ringsum ein magisches Halbdunkel und erhöht den Eindrnck dieser Zauberwelt.

Die vielen Rosen- und Jasminölläden verbreiten ein fast berauschendes Aroma.

Obwohl das Menschengewoge so stark ist, dass kaum ein Apfel zur Erde fallen kann, herrscht doch verhältnissmässig grosse Ruhe. Nur suchen uns einzelne den Handel gegen Prozente einleitende und vermittelnde jüdische Commissionäre (gleich den „Anreissern" des verflossenen Mühlendammes in Berlin) in gebrochenem Französisch oder Italienisch auf die besondere Güte der Waare ihres Patrons aufmerksam zu machen. Hier und da ladet uns, die wir den Fremdling zu sehr zur Schau tragen, auch der arabische Ladenbesitzer selbst freundlichst ein, uns Rosenöl, Seide oder Dolch bei ihm anzusehen und zu kaufen, doch wir widerstehen vorläufig den Verlockungen und orientiren uns erst. Ohne Zweifel hätten wir trotz der in Italien gemachten Erfahrungen den doppelten Preis für jede Waare zu entrichten und würden womöglich noch nachträglich den Stempel einer Berliner Firma entdecken. Niemals aber wird es uns schwer oder wie in Italien unmöglich, den sich aufdrängenden Kaufvermittler abzustreifen.

Im übrigen nimmt man angenehmerweise nicht im Geringsten Notiz von uns, obwohl wir die einzigen europäischen Besucher sind. Ganz ungestört können wir also unsere Beobachtungen machen.

Das Gewoge in den Gängen ist ein so buntes Durcheinander, dass man nur mit grösster Mühe die Vertreter der einzelnen Racen unterscheiden kann.

Einzelne Typen sich hier einzuprägen ist unmöglich.

Der arabische Stadtbewohner in seinem malerischen Burnus fesselt am meisten.

Das Auge weidet sich an der reichen Farbenpracht seines Gewandes, an welchem alle tiefen und vollen Farbentöne ängstlich vermieden sind. Je feiner die Schattirung, sei es in hellgelb, blau oder rosa, desto mehr Gefallen scheint der Besitzer an ihr zu finden, und der Farbenverständige kann sich hier am Anblick der feinstgewählten, immer harmonirenden, geschmackvollen Farbencombinationen erfreuen.

Wenn wir einen tiefblauen Burnus entdecken, so wissen wir, dass der Träger kein Araber, sondern ein afrikanischer Jude ist; schmale, schwarze Längsstreifen in grauem Burnus zeichnen den Marokkaner.

Ausnahmslos sind die zarten Gewänder sauber gehalten, ein Beweis, wie viel ein Jeder, nicht nur der reiche Mohammedaner, auf seine Person hält. In zerlumpter Kleidung trifft man höchstens einzeln einen Neger, bei dem überhaupt an die Stelle der einheitlichen Kleidung der übrigen Stämme ein hässliches Phantasiekostüm tritt.

Nicht selten eilt auch eine junge Araberin, deren enganliegender, schwarzer Schleier leider nur die Augenpracht zur Geltung kommen lässt, an uns vorüber.

Schnell und fast lautlos hat sie ihre Einkäufe vollendet und sucht nun möglichst bald dem Menschengewirr, in dem sie sich augenscheinlich nicht wohl fühlt, wieder zu entgehen.

Hauptsächlich pulsirt das Leben und Treiben selbstredend an den Kreuzungspunkten der Bazarstrassen. Hier finden wir neben den ständigen Läden auch noch viele fliegenden Händler, von welchen einige ihre beliebten Näschereien, in Oel gebackene kleine, kegelförmige, unseren Sandtörtchen in Geschmack und Form ähnliche, nur trocknere, mehr nach Sand schmeckende Kuchen auf grossen Brettern feilbieten, andere durch melodisch klingende Laute die Aufmerksamkeit der Passanten auf

ihre runden, blumengeschmückten, weissen Käse, ihre Orangen oder Artischocken zu lenken suchen. Der kleine langohrige Träger dieser Waaren, der Esel, verschwindet vollständig unter seiner so vielfach verschiedenartigen Last.

Bei der Farbenpracht des ganzen Bildes fällt uns kaum noch das grellfarbige, goldgestickte Sattelzeug eines arabischen Rosses auf, das unmittelbar an uns vorübergeführt wird. Dagegen werden wir in hohem Grade von einem kleinen Schakal gefesselt. Das niedliche kleine Thier, von unverschleierter schöner Beduinin am Bande geführt, würde vielleicht eher einen Käufer gefunden haben, wenn es nicht durch sein ununterbrochenes Zähnefletschen gezeigt hätte, dass es noch nicht im geringsten gezähmt war, vielmehr noch seine volle, natürliche Wildheit besass.

Leichter wird es einem Beduinen, seinen jungen Flamingo, den er auf dem Arm trägt, an einen Liebhaber des schmackhaften Fleisches oder des Purpurgefieders zu veräussern. Fast hätten wir uns in den Besitz des schönen afrikanischen Vogels gesetzt. Zur rechten Zeit erhebt aber vorwurfsvoll der Waidmann in uns die Stimme und mahnt, lieber selber eine Flamingojagd zu veranstalten und mit Schrot, statt mit Silber zu schiessen.

Noch haben wir den Vogel im Auge, als plötzlich das Gewoge vor uns stockt.

Sollte etwa ein tunisischer Würdenträger nahen, dem ehrfurchtsvoll Alles Platz macht?

Der Zweifel wird sehr bald gehoben. Ein „Heiliger“, am ungeschorenen, unbedeckten Haupt deutlich erkennbar, schreitet mit wildem Blick an uns vorüber. Er ist wahrscheinlich als höchst gefährlich zur Genüge bekannt, sonst nähme man schwerlich so viel Rücksicht auf ihn,

Zu unserer nicht geringen Freude entdecken wir mitten zwischen den Verkaufsbuden ein arabisches Kaffeehaus. Nach dem langen Aufenthalt auf der Strasse dürfen wir uns wohl eine kleine Ruhepause gönnen. Ausser-

dem quälen wir uns schon geraume Zeit mit unerträglichem Durst, die Folge des Genusses der arabischen Süssigkeiten, die wir uns nicht versagt hatten. Der ziemlich grosse, mässig erleuchtete Raum ist sehr besucht und erscheint trotz der weissen Kalkwände keineswegs eintönig, da die bunten Gewänder der Besucher den Mangel jeder Decoration nicht empfinden lassen.

In der für uns Europäer, vielleicht mit Ausnahme der edlen Schneiderzunft, höchst unbequemen Sitzart, welche ein deutsches Studentenlied so drastisch schildert, hocken sie längs der Wand auf den Strohmatten des massiv ringsum aufgebauten Steinsophas. Mitten in dem Raum erheben sich mehrere breite, viereckige Steinpfeiler, gleichfalls von breiten Steinsitzen umgeben, so dass zwischen diesen und den die Wand entlang laufenden nur sehr schmale Gänge übrig bleiben. An einem dieser Pfeiler in der Nähe des „Buffets“ finden wir noch ein bescheidenes Plätzchen, das uns aber eine gute Uebersicht gestattet, frei.

Der Cafébesitzer hat unser Begehr auch ohne Bestellung bereits erkannt und macht sich an die Bereitung des Trunks, die wir mit scharfem Auge verfolgen.

Auf seinem schlichten Steinheerd steht ein grosser gelbbrauner Thontiegel, an einer Seite erhöht, der Rand von der Mitte nach beiden Seiten nach unten bogenförmig ausgeschnitten und gezähnt. Im Innern des Gefässes glimmen unter einer Aschendecke Holzkohlen, welche vom Kaffeehausbesitzer von Zeit zu Zeit mit einem rohrgeflochtenen, fahnenartig geformten Fächer angefacht werden.

Zu gleichen Theilen nimmt er jetzt mit geübter Hand aus einem hölzernen Doppelkasten gemahlenen Zucker und Kaffee, beides füllt er in kleine Metallkannen mit langem Stiel, Gefässe so winzig, dass man sie für Kinderspielzeug halten könnte. Jetzt hat er auch das noch fehlende geringe Quantum Wasser hinzugefügt und gleich darauf die kleinen Kannen fast bis an den Rand

in die glühende Asche gepresst. Nach kaum einer Minute beginnt die Masse zu kochen, sie braust auf, aber, ehe auch nur ein Tropfen des kostbaren Mokkas vergeudet ist, hat der Araber die langen Stiele erfasst und giesst den siedenden Kaffee in die bereitgestellten kleinen Porzellantassen aus.

Im Bewusstsein, dass wir trotz aller überfeinerten Genüsse, welche uns das auch culinarisch auf hoher Stufe stehende Europa bieten möge, doch nicht in der Lage seien, uns dort einen gleichen Trank kredenzen zu lassen, giebt er uns die Tassen in die Hand. Wenngleich uns ein geringerer Zuckergehalt vielleicht erwünscht gewesen wäre, lassen wir uns den Mokka, — der Landessitte gemäss sammt dem Bodensatz — vorzüglich munden. Der letztere besitzt aber auch noch so viel Kraft, dass man ihn geradezu als Würze ansehen kann.

Wie die feinen Kerne den süssen, weichlichen Geschmack der Feige mildern, verleiht auch er dem Mokka etwas Kerniges.

Es giebt hier noch keinen von der Kultur beleckten Zahlkellner; hier kennt man kein Trinkgeld, mit zwei Karrouben haben wir alle Verbindlichkeiten gelöst.

Wenn uns das Wesen des Arabers bisher stets tiefernst und stolz erschienen war, so bewahrt er hier im Kaffeehaus nicht minder diese würdevolle Haltung.

Es herrscht ringsum ein altum silentium, eine Ruhe, als sässe man in einem heiligen Raum. Auch wir wagen dieselbe nicht zu stören und unsere Unterhaltung bewegt sich im Flüsterton. Nur wenn die Haschischpfeife kreist, wird die feierliche Stille durch ein allseitiges Husten unterbrochen. Die lange Pfeife mit starkem Mundstück und unten kugelförmig erweitertem Kopf ist vom Wirth selbst präparirt.

Die genannte, aus einer Kokosnuss hergestellte untere Erweiterung birgt Wasser, das dem berauschenden Rauch einen Theil seiner ätzenden Schärfe nimmt.

In den Kopf wird zunächst gewöhnlicher, feinge-

schnittener Tabak gestopft, darauf die dunkele Hanfmasse von der Form und Grösse einer Bohne, welche die sinnlichen, phantastischen Erregungen und Verzückungen (mit nachfolgendem Katzenjammer) herbeiführt, eingepresst, und die Pfeife durch eine Holzkohle entzündet.

Erst, nachdem sich der Besitzer derselben davon überzeugt hat, dass sie auch „ziehe", giebt er sie dem zunächst sitzenden Gaste, und nach kurzem Saugen, einer Kunst, die mit unserer Art zu rauchen nicht verglichen werden kann und welche man erst nach längerer Uebung beherrscht, dieser sie seinem Nachbarn.

Selbst die Gruppen eifriger Schach- und Dambrettspieler, die den Mangel einzelner Figuren gewandt durch Bohnen ausgeglichen haben, thun der Reihe nach einen kräftigen Zug aus der Pfeife und saugen sich so anscheinend Muth für den nächsten kühnen Zug auf dem Brett.

So macht die Pfeife die Runde, nur an uns geht der Kelch spurlos vorüber.

Später fand aber der jüngere von uns, den vor Jahren nicht einmal vier Opiumkugeln, nach original-chinesischer Art bei seinem chinesischen Freunde „gesogen", irgendwie irritirt hatten, Gelegenheit, sich davon zu überzeugen, dass es keiner Geschmacksverirrung bedürfe, um auch der Haschischpfeife Geschmack abzugewinnen.

Doch nun wieder hinaus auf die Strasse! Die Hauptbesuchszeit des Bazars ist schon vorüber und wir vermögen die Läden jetzt näher zu betrachten, denen wir vorher im Gedränge nicht die gebührende Aufmerksamkeit hatten schenken können.

Die Gesammtanlage des Bazars ist eine nichts weniger als künstlerische.

Rechtwinkelig münden überall die schmalen und kurzen Gänge ineinander.

Dass dieselben zum Schutz gegen Sonne und Regen oben geschlossen sind und hier Holz- dort Steingewölbe

mit Lichtöffnungen das Schutzdach bilden, haben wir an anderer Stelle bereits erwähnt.

Die niedrigen Umfassungsmauern sind in gleichmässigen Abständen mit viereckigen Oeffnungen versehen, deren jede einen Laden repräsentirt und in denen die Waaren zur Schau liegen. So weit sie nicht in der Oeffnung selbst Platz finden, werden sie in dem kleinen Hinterraum aufgestapelt. Der Besitzer hockt vorne inmitten seiner Schätze; neben demselben sitzt in einer reich ausgestatteten Bude ein brillanter, mächtiger, schnurrender Kater, der sich durch die vorbeiwandernden Europäer in seiner beschaulichen Medidation nicht stören lässt.

Die alte Katerfrage „Warum küssen sich die Menschen“ ist für diesen, den Mohammedaner, längst abgethan. „Menschensein ist ein verkehrtes .... Im Bewusstsein seines Werthes, sitzt der Kater auf dem Dach“ lautet seine Philosophie gleich der seines berühmten Urahns auf Villa Hiddigeigei (jetzt Fata Morgana) zu Capri.

Das Ganze ist so eng, dass der Gebieter dieses vorzüglichen Katers, ohne sich zu erheben, alles erreichen kann. Unglaublich weiss er aber auch seinen winzigen Raum auszunutzen, der bisweilen Waaren von ganz bedeutendem Werth birgt.

Der Käufer findet vor einzelnen Läden schlichte Holzbänke, die ihn zum Sitzen einladen. Nur wenige derselben haben überhaupt einen eigentlichen Eingang oder gar einen zweiten Raum.

Nach Feierabend wird der Geschäftsraum durch einen starken Bretterverschluss mit Vorhängeschloss vor nächtlichen Besuchern gesichert; die werthvollen Gegenstände aber werden mit in die Wohnung genommen. Der Bazar, bei Tage ein Jahrmarkt, hat bei Nacht ein fast katakombenartiges Aussehen.

Die Trennung der einzelnen Gewerbe- und Ge-

schäftszweige ist mit ziemlicher Consequenz durchgeführt und jedem eine besondere Gasse angewiesen.

So hatten wir, wie oben bereits angedeutet, zunächst die Strasse aromatischer Oele, den Zûg-el-Attarin, betreten. Wenngleich das Rosen- und Jasminöl den Hauptartikel bildet, so finden wir in vielen Läden auch prachtvoll verzierte Kerzen für die Moscheen, Spezereien und fast vor jedem Laden ein grosses Gefäss mit dem bekannten Hennapulver zum Färben der Nägel und Fingerspitzen.

Die Art, in welcher dieses Färbemittel zur Anwendung gebracht wird, hatten wir erfahren und konnten es uns nicht versagen, an einem Fingernagel einen praktischen Versuch anzustellen. Ein kleines Quantum des in trockenem Zustande grünen Blattpulvers wird in etwas Wasser zu einer breiartigen Masse aufgelöst und in einem Lappen eine dicke Schicht derselben rings um die Fingerspitze gewickelt. Es genügt eine Nacht, um dem Finger eine rothe Färbung zu geben, die nicht eher schwindet, als bis der Nagel nachgewachsen ist.

Da wir gerade im Rosenölviertel weilen, so sei hier erwähnt, dass in Tunis selbst die Fabrikation desselben nicht zu Hause ist. Die Oele werden der grösseren Billigkeit wegen meistens fertig aus dem Orient, besonders aus Constantinopel bezogen, und hier nur in die bekannten, goldverzierten, dicken Flaschen ausschliesslich böhmischer Fabriken abgefüllt. Das echte Rosenöl steht sehr hoch im Preise. Zehn Gramm kosten hundert Francs, was nicht zu theuer ist, wenn man bedenkt, dass ein einhalb Centner Rosenblätter zu ihrer Gewinnung nöthig sind. Gerade deshalb ist die Verfälschung desselben sehr verlockend, und die Händler, welche ein künstlich hergestelltes Präparat aus Paris beziehen und dann dasselbe Quantum äusserst billig zu zwanzig Francs, dem jetzt üblichen Preise verkaufen, verdienen dabei doch noch sehr viel.

Den Import eines andern nachgemachten Artikels,

des Fez, hat sich gleichfalls Böhmen anzueignen gewusst. Diesen finden wir in der nächsten Gruppe von Läden als ausschliesslichen Verkaufsartikel. Aeusserlich ist der „echte Fez“ von dem böhmischen nicht im mindesten zu unterscheiden, nur ist ersterer dauerhafter und sehr viel theurer. Selbst der Eingeborene kann die Echtheit eines Fez nur aus dem Monogramm im Innern, einer halbmondförmigen rohen schwarzen Seidenstickerei, die Unechtheit aber lediglich aus dem billigen Preise folgern.

An anderer Stelle soll des Fez, dieser ausschliesslichen Kopftracht der Araber, und seiner Industrie, welche ganze Ortschaften ernährt, noch gedacht werden.

Wir haben uns mit ihm durch längeres Tragen desselben im südlichen Klima sehr vertraut gemacht und geben ihm, im Vergleich zum europäischen Hut, bei weitem den Vorzug. Die Stirn muss bei heissem Sonnenbrand unbedingt frei, der Nacken durchaus geschützt sein; beide Bedingungen erfüllt der Fez, der in Afrika nur den Hinterkopf bedeckt.

In Sicilien begegnet man in heissen Tagen, selbst in den Hauptadern der Städte, meist Leuten, die den Hut im Nacken tragen, eine Art, den Kopf zu schützen, welche freilich nur bei Windstille möglich ist und ausserdem die freie Bewegung des Kopfes behindert. Der süditalienische Arbeiter construirt sich aus seinem rothen Taschentuch, das er geschickt um den Kopf zu schlingen weiss, eine fezartige Bedeckung, und der englische Soldat der Tropen trägt stets einen Helm, dessen hinteres Anhängsel den Nacken schützt.

Auch die angestrengten Marschübungen und Felddienst-Exercitien unserer Truppen im Hochsommer haben es zur Evidenz erwiesen, dass zur Verhütung des Sonnenstichs mit seinen meist tödtlichen Folgen ein Schutz des verlängerten Marks, die Verhütung einer Blutanstauung, welche die Lebenscentren lähmt, vor allem nothwendig ist.

Am Fez findet selbst ein starker Wind keinen An-

griffspunkt, und die lange dunkelblauseidene Quaste schützt den Nacken vor Insekten.

Mit dem Dunkelroth der Fezläden contrastirt ausserordentlich die nächste Gruppe, diejenige der Fussbekleidung. In zartem Gelb prangt das Oberleder der meisten Pantoffeln, die hier überall an die Stelle der im Abendlande getragenen, anders construirten Schuhe treten. Die Kappe fehlt denselben stets, das heisst sie ist auf die innere Seite der Sohle gebogen und braucht also nicht erst heruntergetreten zu werden, was bei der Tragweise in Tunis nicht vermieden werden könnte.

Der tunisische Schuh ist nämlich stets zu kurz und reicht bei weitem nicht bis ans Ende der Hacke, so dass diese, wenigstens bei den Damen, völlig über ihn hinausragt.

So unbequem dies auch sein mag, es verkleinert den Fuss ungemein, und man versteht dort doch damit zu gehen, ohne das widerwärtige Geräusch der Pantinen hervorzubringen, das in Berlin häufig unser Ohr beleidigt. Neben diesen hellgelben Pantoffeln prangen auch goldbestickte, weissseidene Schuhe, welche der elegantesten europäischen Balldame zur Zierde gereichen würden. Auch in dieser Abtheilung ist man vor importirten Waaren nicht sicher. Die safrangelben und mattrothen Pantoffeln stammen meistens aus Lyon.

Wenn der Bazar von Tunis die Kauflust im allgemeinen sehr anregt, so gilt dies in erhöhtem Maasse von den Seidenwaaren der nächsten Abtheilung. Wir konnten es uns nunmehr nicht versagen, ausser einigen Flaschen Rosen- und Jasminöl einen sehr geschmackvollen Haik von buntgestreiftem Seidenstoff als Andenken an Tunis für unsere Damen, wenn auch mit bedenklichem Blick auf die Oede des Portemonnaies, zu erstehen.

Die Abtheilung der Seidenwaaren hat vielleicht die grösste Ausdehnung von allen und ist besonders deshalb interessant, weil die Seidenindustrie an Ort und Stelle blüht. Freilich ist man infolge der Grösse der Stücke

und der Farbenpracht der Muster sehr geneigt, die Echtheit anzuzweifeln, aber bald haben wir denselben einfachen Webstuhl, wie wir ihn aus dem Homer kennen, vor Augen und sehen ihn ebenso, wie dort geschildert, in Thätigkeit, nur waltet an Stelle der Penelope ein brauner Araber. Soeben hat er ein golddurchwirktes, offenbar für eine Jüdin bestimmtes Kopftuch vollendet. Charakteristisch für alle tunisischen Seidenwebereien sind die stets wiederkehrenden Längsstreifen, die sich untereinander nur durch Breite und Farbe unterscheiden. Am einfachsten repräsentirt diese Manier des Webens das Gewand der Tunisin; es ist weiss in weiss gehalten.

Von weitem erscheint es im Farbenton der rohen Seide, erst in der Nähe erkennt man die schmalen glänzenden Längsstreifen des Gewebes. So bunt aber auch die Gewebe sind, immer findet das Auge an dem vorherrschenden vollen Grundton genügende Ruhe.

Ein Künstler, der die Farbenlehre beherrscht, könnte das Colorit entworfen haben.

Der edle Faltenwurf des federleichten Gewandes bringt die herrlichsten Variationen und Schattirungen hervor.

Wie wenig Farbensinn bieten dagegen häufig Muster- und Farben-Zusammenstellung europäischer Kostüme, selbst oder gerade, wenn sie mit peinlichster Sorgfalt nach Vorschrift der neuesten Modezeitung angefertigt sind.

Selbstredend können wir in den Läden dieser Abtheilung neben kostbaren Seidengeweben auch den schlichten, wollenen Burnus des Beduinen oder den zartfarbigen der Stadtbewohner erstehen, die, wie oben erwähnt, dem Bazarleben das bunte echt orientalische Gepräge geben.

So war zum Beispiel, um einzelne specielle Farbenzusammenstellungen, wie wir sie an unseren Nachbarn im Café uns gemerkt haben, wiederzugeben, die Farbe eines Burnus im zarten Braun, die Stickerei vorne und die Einfassung der Ränder dunkelbraun gehalten; ein

anderer Burnus, braunroth gestreift, trug grüne Stickerei, ferner contrastirten mit dunkelbraunrothem das Vollgelb und mit ziegelrothem das Braun der Einfassung.

Auch bei den Gold- und Silbergeschmeiden der letzten Bazarabtheilung im Zûg-el-Birka, dem ehemaligen Sklavenmarkt, auf welchem vor nahezu vierzig Jahren die letzten Sklaven verkauft wurden, hat man sich vortheilhafterweise von jedem europäischen Einfluss freizuhalten gewusst. Stets kehren dieselben altüberkommenen, massiven und eigenartigen Formen der Riesenohrgehänge, Brustspangen, Arm- und Fussbänder und sonstiger Schmuckgegenstände wieder. Phantasiegebilde eines einzelnen Goldarbeiters würden keinen Absatz finden.

Wenn wir bei dieser Gelegenheit kurz der ehemaligen Sklaverei in Tunis gedenken wollen, so müssen wir hervorheben, dass dieselbe damals schon seit Menschengedenken sehr milde geübt wurde, und dass fast alle freigewordenen Sklaven einfach als Diener bei ihren alten Herrn weiter blieben.

Die nicht unbeträchtliche Zahl der tunisischen Neger ist die Nachkommenschaft dieser Schwarzen, auf welche wir noch später zurückkommen werden.

Mit einem der bekannten Schleier, die uns das Antlitz der tunisischen Schönen rücksichtslos verbergen und die wir gleichfalls in dieser Bazarabtheilung kaufen können, würden unsere Schönen nicht viel anzufangen wissen.

Mit unserm Begriff von einem Schleier hat derselbe nichts gemein.

Ein pechschwarzes, festes Gewebe, ähnlich unserm Trauerflor, wird in Bandform so um das Antlitz gewunden, dass nur die Augen frei bleiben, Nase und Mund werden erbarmungslos mit eingeschnürt. Das Band, welches übrigens nicht weniger als sechs Lire kostet, liegt so eng an, dass die Gesichtsumrisse im allgemeinen erkennbar bleiben; auch ist es wohl ein wenig elastisch,

doch nur in so geringem Maasse, dass selbst ein Lächeln mit Schwierigkeiten verbunden, ein herzhaftes Lachen der Trägerin unmöglich ist. Unser Mitleid haben die armen Schönen jedesmal, wenn sie uns begegneten, mit auf den Weg genommen.

Doch was für unmögliche Sachen bürden sich unsere Damen nicht auf und dieselben doch nur der lieben Mode wegen!

Dieser Schleier, so unbequem er auch ist, hat doch wenigstens das Gute, dass er den Gesichtskreis der Trägerin nicht einengt und es ihr, wenn sie auch selbst nicht gesehen werden kann, möglich macht, selbst Alles zu sehen.

Begegnet man nun aber zum ersten Mal einer vornehmen Tunisin auf der Strasse, die sich nicht allein mit dem Schleier begnügt, sondern die Arme hochgehoben, noch eines der vorhin beschriebenen Prachttücher vor sich ausgebreitet hält, so dass man selbst gar nichts von ihr und sie ihrerseits auch nur einige Fuss Strassenpflaster vor sich sehen kann, dann steht man wie gebannt da und bedauert diesen orientalischen Sittenauswuchs, unter welchem übrigens die Verschleierten selbst infolge der Macht der Gewohnheit am wenigsten leiden.

Mit dem Gefühl, dass das Bazarleben und -Treiben allein einen Besuch von Tunis rechtfertige, zugleich aber auch mit dem Gefühl des — Hungers und Durstes traten wir unsern Rückweg zum Hôtel an.

Nach wenigen Tagen hielt uns das Ladenlabyrinth schon wieder umfangen, aber jetzt in Begleitung des Herrn v. Knapp. Dieser Besuch brachte uns in nähere Berührung mit den arabischen Kaufleuten. Regungslos sassen sie zwischen ihren Schätzen wieder da, der eine den Rosenkranz, der andere die Haschischpfeife in der Hand. Jedesmal, wenn wir einen Bekannten des Herrn v. Knapp passirten, wurde uns ein ehrerbietiger, arabischer Gruss zu Theil: zunächst die rechte Hand auf die

linke Brust und darauf militärisch an die Kopfbedeckung geführt, wobei Oberkörper und Kopf jedesmal tief verneigt wurden.

Der erste Verkäufer, von dem wir Rosenöl erstanden, lieferte uns den Beweis, wie schwierig der Geschäftsverkehr mit Arabern ist. Erst nachdem unsere Geduldsprobe fast erschöpft war und wir gleich je zehn Flaschen einkauften, wurde eine geringe Preisermässigung erzielt.

Ein direkter, geschäftlicher Verkehr zwischen Europäern und Arabern, soweit letztere europäische Waaren beziehen, ist überhaupt nicht möglich.

Die Juden bilden das Bindeglied und weichen, wenn der unangenehme Termin der Abzahlung herangekommen ist, nicht eher von der Schwelle, als bis sie wenigstens einen Theil der Gelder in Händen haben, und wenn sich auch die Sitzung stundenlang hinzieht und der Araber immer neue Ausflüchte findet, um, „wenn Allah will“, das nächste Mal Alles abzutragen.

Höchst originell und gewitzt war das Verfahren eines Seidenverkäufers, den wir besuchten. Sein Laden hatte sogar einen Eingang und noch einen zweiten Raum. Fast in Seide gebettet sass man da und hatte kaum an einem winzigen runden Tisch Platz genommen, als auch schon der Diener jedem eine Tasse Mokka vorsetzte, die allgemein beliebte Art, den Kunden zu fesseln und gewissermassen zu verpflichten.

„Jedesmal, wenn ich Dich sehe, freue ich mich, ich liebe Dich wie meinen Bruder“, wurde Herr v. Knapp begrüsst, auf welchen die traute Anrede indess keineswegs den gewünschten Eindruck machte.

Zwischen den Seidenmassen, welche an den Wänden ordnungsmässig aufgestapelt waren, steckte allenthalben — eine merkwürdige Decoration — nach tunisischer Sitte der „Dolch im Gewande“, jene charakteristische, mit kunstvoll ciselirtem Griffe versehene, tunisische Waffe, welche unsere Kauflust im höchsten Grade erregte.

Der sprachgewandte Verkäufer wusste in gebrochenem Französisch oder Italienisch die grossen Vorzüge seiner Waaren hervorzuheben und alle unsere Bedenken zu beseitigen. Unter diesen bezogen sich einzelne auf die Unkosten, welche die Export- und Durchgangssteuer hervorrufen würde.

Dieses Bedenken erregte aber nur ein höhnisches Lächeln unseres Arabers und veranlasste ihn, uns die einfache Art vorzumachen, wie man die Seidentücher am bequemsten verschwinden liesse. Als er uns sodann empfahl, einen Prachtdolch als „vorzügliches Geschenk für Bismarck" mitzunehmen, konnten wir nicht länger widerstehen; wir haben es auch nicht zu bereuen gehabt.

Alle Gegenstände sind von Kennern später für äusserst preiswürdig und kunstvoll gefertigt befunden worden.

Ausser diesen Schätzen gingen noch einige der charakteristisch geformten Armbänder in unseren rechtlichen Besitz über, dann aber fühlten wir uns mitsammt unserer Börse derart erleichtert, dass von weiteren Einkäufen, für heute wenigstens, keine Rede mehr sein konnte.

Wir kehrten daher dem Bazar-Züge den Rücken, fanden aber bald in entlegeneren Theilen des Araberviertels Veranlassung, Halt zu machen und der Fabrikation der krummen Dolche, der aussergewöhnlich langen Beduinengewehre und der ganz kurzen Karabiner noch grösseren Kalibers von der Strasse aus zuzusehen. Auch vor den fast auf der Strasse befindlichen Küchen, auf deren primitiven niedrigem Steinheerd Oelgebacknes und Kusskuss zubereitet wurden, unterbrachen wir den Spaziergang. Reissend fanden die Speisen Absatz, wurden jedesmal frisch von der Pfanne weg verkauft und wanderten auf kürzestem Wege aus derselben in die Hand und den Mund des Käufers. Unseren verwöhnten Gaumen vermochten die Gerichte nicht zu reizen, desto un-

angenehmer die Nase. Daher schenkten wir uns diesen Gang ohne grosse Selbstüberwindung, verzichteten aber nicht, als wir einen Neger über einem Feuer von Distelgestrüpp auf einer grossen Pfanne Erdnüsse röstend trafen. Das Blut einiger Orangen, die an der nächsten Ecke erstanden wurden, diente als Wein zum Fleisch der selben Frucht, und Zuckergebäck bildete das Dessert der so schnell improvisirten Mahlzeit.

Wie es sich bei einem guten Diner nicht anders gehört, folgte auch diesem noch eine Tasse Mokka, ehe wir zur Cigarrette übergingen. Der zuvorkommende Cafébesitzer liess sich den Moment nicht entgehen, in welchem er uns mit einer Riesenzange glimmende Holzkohle höchst eigenhändig bieten konnte.

Die Gesammtmahlzeit hatte vielleicht einen halben Franc und eine halbe Stunde gekostet.

Wir gelangten darauf in das Revier der Schneider und Schuster, welche gute Nachbarschaft hielten und alle emsig bei der Arbeit sassen, die „Aufträge der geehrten Kunden prompt zu effectuiren“.

Ein gar buntes Bild, die unzähligen gelben und rothen Schuhe, die zahlreichen in Arbeit befindlichen Burnus aller Schattirungen!

Besonders bevorzugt ist das umfangreiche Viertel der Sattler-Zunft.

Zum ersten Mal haben wir hier mitten im Bazar eines der unmittelbar in der Strasse gelegenen niedrigen, steinernen Heiligengräber vor Augen.

„Auf dieser Bank von Stein will ich mich setzen, dem Wanderer zur kurzen Ruh' bereitet“, könnte leicht ein Kurzsichtiger oder Unwissender ausrufen, aber wie bitter würde er solche Religionsschändung — nach den Anschauungen der Araber — zu bereuen haben!

Unter den Sätteln und Geschirren für Reit- und Lastthiere springt der Riesenhut der Landbewohner in die Augen. Sein Rand hat einen Durchmesser von mindestens doppelter Schulterbreite. Wir unterlassen nicht,

uns einen aufzusetzen, verschwinden aber gänzlich darin, da er über Fez und Turban getragen wird.

Die nach oben gebogene Krempe des strohgeflochtenen Hutes ist unten mit Riesenblättern aus rothem Leder und der neuesten Pariser Damenmode gemäss mit „Pompons“ besetzt. Unsere Damen werden sich über den geringen Preis einer so „stilvoll garnirten“ Kopfbedeckung wundern, wenn wir ihnen mittheilen, dass derselbe nur zehn bis fünfzehn Francs beträgt.

Beim Weiterwandern durch den engen „Zûg-el-Chbebdjia“ (Markt der Zwirner) sehen wir einen langen hagern Beduinen nach Damenart und natürlich auf der Kruppe seines kleinen Esels, welchem der Riesenhut auch noch genügend Schatten spendet, in träger Haltung reiten, ein Bild, das in der Wildniss häufig wiederkehrt und bei dem unaussprechlich komischen Missverhältniss zwischen Hut, Reiter und Esel unsere Lachlust jedesmal aufs äusserste reizt.

Dass die Lederindustrie auf hoher Stufe steht und einen hohen Grad von Vollkommenheit erlangt hat, zeigt uns unser Gang zur Genüge. Man sieht Prachtwerke, welche auf jeder europäischen Ausstellung einen Preis erhalten würden, hier mit den Händen oder mit primitiven Instrumenten aufs Kunstvollste anfertigen.

Man sollte es nicht für so schwer halten, die Macht alter Traditionen zu brechen.

Der antike Webstuhl ist hier auch jetzt noch in Thätigkeit, die alt überkommene Handarbeit wird heute noch ebenso wie vor fünfhundert Jahren ausgeübt; man lebt eben noch im dreizehnten Jahrhundert! An die Stelle der Buchdruckerei tritt ein nach Art unserer Gänsekiele zugespitztes kleines Rohr, mit dem sich übrigens ebenso vorzüglich wie schnell schreiben lässt. Dass neben diesem zähen Festhalten an Jahrhunderte altem Brauch die moderne Technik selbst in die conservativen Zûgs von Tunis ihren Einzug hält und deren Produkte zu beein-

flussen beginnt, lehrt ein Blick nach rechts, einige Schritte weiter an der nächsten Ecke. Man sieht hier, wie auch an andern Kreuzungspunkten, eines der mächtigen Reclameschilder der Original-Singer'schen Nähmaschinen als zweifelhaften Wandschmuck prangen. Der Erfolg dieser Reclame dürfte bis jetzt, nach unseren Beobachtungen, in dem arabischen Tunis ein sehr mässiger sein.

Wenn wir dem Viertel der öffentlichen Notare, Schreiber und Vorleser, deren einzelne, wie wir früher bemerkt, sich auch in der Peripherie von Tunis niedergelassen haben, einen flüchtigen Besuch abstatten, so glauben wir die Schriftgelehrten des alten Testaments vor uns zu sehen. Da sitzen sie, von zahlreichen Clienten umgeben, in engem, schmucklosem Raum, herabgebeugt auf das Pergament, welchem das Knie als Tisch dient. Unter den patriarchalischen Gestalten der Schriftgelehrten entdecken wir nicht selten solche mit grünem Turban, deren stolzer Gesichtsausdruck es deutlich verräth, wie viel Werth sie auf dieses ihr Privilegium legen, durch die Farbe des Turbans als Nachkommen des Propheten gekennzeichnet zu sein.

Wer Volksstudien machen will, der kann niemals lange genug im Eigeborenenviertel weilen und scheinbar planlos gerade in den entlegensten und engsten Theilen desselben umherirren. So dehnen auch wir heute unsern Gang nach der Peripherie aus und haben es nicht zu bereuen.

Im allgemeinen herrscht, sobald man die Strassen der Läden und Werkstätten verlässt, ringsum Todtenstille, da das Innere des Familienlebens sich unserm forschenden Auge vollständig entzieht. Nur einmal gestattet uns eine halboffene Thür, die rohen Wandgemälde zu betrachten.

Löwen, entsetzlich karrikirt, aber immerhin als solche kenntlich, beschützen den Vorhof. Auch wir lassen uns von ihnen einschüchtern und stehen von weiterem Eindringen ab.

An anderer Stelle sehen wir Vater und Sohn ein vielleicht zwanzig Fuss langes Leinentuch ausbreiten und möglichst fest zusammenrollen. Es ist der Turban, der in dieser Gestalt allerdings jedem anderen Dinge ähnlicher sieht, als einer menschlichen Kopfbedeckung.

Nur die klagenden Töne einer Flöte unterbrechen jetzt die Ruhe. Wir lassen uns von ihnen leiten und hören einen Araber seiner selbstgefertigten primitiven Rohrflöte nichts weniger als klangvolle Weisen entlocken.

Dem afrikanischen Ohr müssen sie indessen mehr behagen; mehrere braune Gestalten lagern neben dem Künstler auf der Erde und lauschen aufmerksam. Nicht weit davon hören wir ein zweites afrikanisches Conzert. Mitten auf der Strasse hockt eine Gruppe von sechs Negern; erst als wir in ihre unmittelbare Nähe gelangt sind, unterscheiden wir die Töne einer Art von Mandoline.

Diesem Negerinstrument, dessen Musik wenigstens den Vorzug hat, nur auf wenige Schritte zu wirken, dient die Schaale einer testudo geometrica als Resonanzboden. Ihre flache Seite ist mit Fell überzogen, und zwei Darmseiten sind an dem hölzernen, rohen Stil befestigt, welcher in einer Bohrung in der Schildkröte steckt. Die Töne werden dem Instrument mittelst eines kleinen, winzigen Rohrspans entlockt. Für schnöden Mammon schien dem Schwarzen seine Kunst nicht feil zu sein, wenigstens wurde kein Entree von uns erhoben. Wir begnügten uns daher damit, den Solisten mit einigen Cigarretten zu belohnen, worauf uns ein militärischer Gruss des Negers als Dank zu Theil wurde.

So anspruchslos und würdevoll uns bisher stets die Eingeborenen erschienen waren, so sehr überraschte es uns heute, sie in einem abgelegenen Winkel einem nichts weniger als harmlosen Spiel fröhnen zu sehen. Ein brauner, hagerer Araber mit unheimlichem Gesichtsausdruck sitzt da, einen Theil seines weissen Burnus als Decke auf der Erde ausgebreitet. Ein winziges, rothes

Zeugkügelchen von halber Erbsengrösse und drei halbe Wallnussschaalen bilden das gefährliche Spielzeug. Die Kugel verschwindet unter dieser oder jener Schaale; häufig lässt er sie sogar noch unter der Schaale sichtbar erscheinen.

Wer konnte da wohl widerstehen? Fünf Francs ist der geringste Satz.

Noch immer leuchtet das Roth der Kugel unter der Nuss hervor, also „corraggio!“ (So lautet sein Ruf.)

Aber wehe! ehe der raffinirte Taschenspieler gestattet, sich für diese oder jene Schaale, welche die Kugel bergen muss, zu entscheiden, verlangt er, dass man ihm das Fünffrancstück aushändige, ein Moment, den er gewandt zu benutzen weiss, um die Kugel zu entfernen. Alle Augenblick fallen arme Passanten seinem Trugspiel, das er als ungesetzlich nur in entlegenen Stadttheilen pflegen darf, zum Opfer. Nur ganz vereinzelt, wenn er hofft, jemanden durch einmaligen Gewinn zum Verdoppeln des Einsatzes reizen zu können, lässt er die Kugel an ihrem Platz. Gut, dass wir als Berliner gegen Bauernfang gefeit waren!

Lange durchstreiften wir wieder das Strassenlabyrinth, ohne dass unsere Betrachtungen über die Aehnlichkeit zwischen einem Berliner und afrikanischen Streichconzert, dem Kümmelblättchen hier und dort gestört worden wären.

Plötzlich ertönt wiederum aus der Ferne Musik. Diesmal sind es aber die gellenden Laute des arabischen Tamburins und einer Clarinettenart.

Der ausserordentlich bunte Kranz ausnahmslos arabischer Landbewohner, welcher die Musiker umringt, deutet schon darauf hin, dass hier wohl ein Rhamadan-Vorspiel stattfinde, dass vielleicht ein Schlangenbändiger, wie wir sie in Tunis öfters sehen, genau nach Art seiner indischen Berufsgenossen, seine unschönen Künste producire. Wir haben uns jedoch getäuscht. Inmitten des enggeschlossenen Kreises, in welchem wir uns nur mit

Mühe einen günstigen Stehplatz erobern, befindet sich ausser dem aus drei Musikern bestehenden Orchester ein „Heiliger“ mit unbedecktem Haupt und langem wallenden Haar, eine grosse stattliche Erscheinung mit äusserst scharfen Zügen und wildem Blick. Sein nackter Oberkörper zeigt die schönste Broncefarbe. Die wiegenden Bewegungen der Musiker beim Spiel begleitet er durch stärkere schaukelnde Bewegungen seines Oberkörpers.

Genau dem südamerikanischen Indianertanz, welchen wir vom zoologischen Garten von Berlin her kennen, entsprechend, beugt auch er sein Haupt öfters krampfhaft rückwärts und wirft sich von Zeit zu Zeit platt auf die Erde, erhebt sich indess sofort wieder, um mit seinen Sprüngen von neuem zu beginnen. Inhaltschwer müssen die Worte sein, welche er sodann an seine Musiker richtet. Mit ängstlicher Spannung lauschen Alle.

Seine segnenden Bewegungen, das Berühren von Stirn, Mund und Brust, werden jedesmal von der ganzen Menge wiederholt; viele beten dabei ihren Rosenkranz. Plötzlich tritt eine Pause ein, er sammelt sich — Geld ein.

Dann wiederholen sich die tollen Sprünge zunächst, ehe er sich im Heufressen und -Rauchen producirt. Der Mund ist davon so vollgestopft, dass die Backen sich noch weiter aufblähen als die der Musiker beim Blasen.

Fürwahr — ein widerwärtiges Bild! Bald würgt er einen solchen Bissen hinunter, bald zündet er ihn im Munde an und bläst dann den Rauch hinaus.

Plötzlich nimmt er seinen dreikantigen Dolch, spielt mit ihm und macht Miene, damit Nase und Ohren sich abzuschneiden, unterlässt es aber wohlweislich.

Obgleich wir seinen Worten nicht folgen können, lesen wir doch an den ängstlichen Mienen der Uebrigen, dass der Hauptmoment seiner Vorstellung nahe.

Er hat die Spannung durch Reden und Gesten zwar äusserst gewandt zu steigern verstanden; indess „der Worte sind genug gewechselt, lasst mich auch endlich

Thaten sehen!“ Die Zunge wird ausgestreckt, mit der linken Hand straff gezogen und unmittelbar vor dem Munde mit dem Dolch von oben herab mitten durchbohrt! Jetzt lässt die linke Hand los, der Dolch ragt unten tief aus der Zunge hervor. Der geringe mit dieser widerwärtigen Procedur verbundene Blutverlust lässt darauf schliessen, dass das Loch in der Zunge längst vorhanden war.

Mehrere Minuten währte dies entsetzliche Bild, welches in den Eingeborenen fromme Scheu, in uns aber Ekel und Abscheu erregte; viele wiederholten die segnenden Bewegungen. Noch machte der Gaukler einige Schwenkungen mit dem scharfen Dolchmesser, als wollte er für die zuschauenden Gourmands die Zunge in Scheiben zerschneiden, dann aber entfernte er endlich den Dolch, stillte die Blutung, nicht gerade aseptisch, mit Gras und sammelte zum Schluss noch einmal ein.

Gut, dass er uns wenigstens nicht wie den meisten übrigen Zuschauern seinen Tambourin vergeblich entgegenstreckte; aber er schien zufriedengestellt zu sein, eine Mahlzeit Kusskuss hatte er sich immerhin erworben. Hoffen wir, dass seine Zunge sich trotz des vorangegangenen Martyriums noch recht viel Geschmack für die Reize dieses Gerichts bewahrt hat.

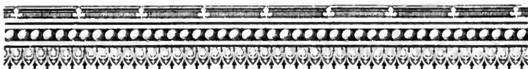
Der längere Aufenthalt in dem dichtgedrängten Kreise von Eingeborenen wurde uns infolge der Hautausdünstungen derselben einigermassen verleidet. Die Rauchwolke, in welche wir uns deshalb hüllten, genügte nicht den „odeur“ zu verscheuchen, und doch ist derselbe bei den Negern noch viel intensiver. Wer ein grosser Freund von Hammelfleisch ist, nimmt vielleicht weniger Anstoss an dieser Ausdünstung, welche mit dem Geruch von ranzigem Hammelfett fast identisch ist.

Unsere Besorgniss, die Araber, welche uns liebenswürdigerweise in ihrer unmittelbaren Nähe geduldet, möchten uns noch obendrein ein Andenken an die gemeinsam verlebte Stunde in Gestalt kleiner niedlicher

Thierchen gespendet haben, erwies sich zum Glück als unbegründet.

Dass auch der in Tunis ansässige Europäer nie vorher wissen kann, ob und wo sich derartige Scenen abspielen, welche doch ein grelles Streiflicht auf das fremdartige Volksleben werfen und daher wohl gesehen zu werden verdienen, ist erklärlich. Man muss eben möglichst viele Stunden dem Eingeborenenviertel widmen und sich der Führung des Zufalls anvertrauen.

In der Absicht, unsere Volksstudien recht bald fortzusetzen, kehrten wir in unser Hôtel zurück.



Sechstes Capitel.

Bazarleben, Djemâa-es-Saituna, Dar-el-Bey, Kasbah, Fontana.

Einen eigenen Reiz übte das Bazarleben auf uns aus. Auch nachdem wir jeden Zûg wiederholt durchwandert und alles Sehenswerthe genau beobachtet, nachdem wir nahezu alle wünschenswerthen, mit unserer Reisekasse irgend verträglichen Einkäufe gemacht hatten, zog es uns immer wieder dahin. Nicht satt konnten wir uns sehen an dieser wundervollen Lederstickerei in Gold und Silber im Sattlerquartier und immer wieder wanderten wir auch an einem der Eingänge zur Moschee vorüber, durch welche die Gläubigen an ihrem Sabbathtage, dem Freitag, in langen Reihen ein und ausgingen. Man muss überhaupt, wenn man das Gedränge scheut und in Musse durch die Zûgs wandern will, einen Freitag oder Sonnabend wählen, die Tage des arabischen und jüdischen Sabbaths, an welchen einer der beiden frommen, ihren Ritus streng innehaltenden Volksstämme feiert.

Bevor man zum eigentlichen Bazar gelangt, durchwandert man ein mächtiges Gewölbe. Hier ist rechter Seite (wenn man vom Börsenplatz herkommt) der Eingang zu den Gefängnissen für die einheimischen Verbrecher. Die Araber zeigen eine sehr grosse, nach unsern juristischen Anschauungen durchaus ungerechtfertigte

Theilnahme für ihre dem Arm der französischen Gerechtigkeit verfallenen Glaubensgenossen.

Hier ebenso, wie bei den Verhandlungen des französischen Tribunals im Justizpalast, sieht man die Gefangenen, gleichviel welcher Art ihr Vergehen oder Verbrechen, sich freundschaftlich und unbefangen mit andern Tunisen, welche nur durch die Gerichtsbarre von ihnen geschieden sind, plaudern, wobei diese den Gefühlen des Bedauerns in ihrem Gesichtsausdruck durchaus keinen Zwang auferlegen.

In dem Justizpalast, in welchem früher der Bey wöchentlich einmal, in patriarchalischer Weise nach arabischer Sitte vom Thronsessel herab mit der Pfeife im Munde, Recht sprach, entscheiden jetzt französische und einheimische Richter bei Streitigkeiten zwischen Eingeborenen und Fremden, wenn wir nicht irren, nach Wunsch resp. Nationalität des Klägers, aber nur nach französischem Recht. Araber wenden sich im Streit unter einander entweder an den rechtsprechenden Bey oder an ihr geistliches Gericht, in welchem nach den Satzungen des Koran entschieden wird.

Wir durchwandern an einem Sabbathtage den Bazar. Neben Rosen- und Jasminöl und Hennapulver sehen wir uns die nach Ambra duftenden Armbänder und Rosenkränze an, über deren hohen Preis wir erstaunt sind.

Auch in diesem Artikel wird mit den wohlriechenden Waaren viel Humbug getrieben.

Das schwärzliche Holz der duftenden Verkaufsgegenstände wird mit wohlriechenden Harzen resp. Thierprodukten imprägnirt. Das Ambra, nach welchem die Mischung aus Moschus, Ambra, Komary, Benzoë und anderen wohlriechenden Harzen benannt ist, wird an den Meeresufern gefunden und ist eine Fischabsonderung. Die Mischung wird pulverisirt, bis zur weichen Consistenz erwärmt und damit der wohlriechend zu machende Gegenstand durchtränkt und bestrichen.

Da die Harze sehr viel billiger und leichter zu be-

schaffen sind, als die Thierprodukte, so werden sie natürlich fälschlich für diese ausgegeben und benutzt.

Wie theuer Moschus, Ambra und Biebergeil sind, davon wissen die Patienten des ärztlichen ancien regime ein Lied zu singen.

Interessant ist der Zûg der Gewürze und Süssigkeiten. Da sitzt der Verkäufer inmitten seiner Herrlichkeiten, der in Tunis ausgezeichneten getrockneten Datteln und Feigen (schrina), grossen Rosinen, kleinen Korinthen, dazu verschiedener Mehl-, Gries- und Samensorten und macht die Vorübergehenden durch eine einladende Handbewegung auf seine Schätze aufmerksam.

Die Tunisen sind bereits in der Kultur so weit vorgeschritten, dass von Lebens- und Genussmitteln Alles nach Gewicht verkauft wird. Ob über die Richtigkeit der Waagen obrigkeitliche, strenge Controlle geübt wird, haben wir nicht beobachten können.

Mit reger Theilnahme sahen wir in dem benachbarten Zûg der Zwirner dem Aufdrehen des Goldseidenzwirns auf kleine Spindeln zum Gebrauch für die Handstickerei zu. Im Juwelenbazar, in welchem wir bisher vorzugsweise den verschiedenartigsten aus Gold- und Silbermünzen zusammengesetzten Schmuckgegenständen unsere besondere Aufmerksamkeit zugewandt hatten, achteten wir diesmal auf die kolossalen Fuss- und Armspangen der Araberinnen. Die echt arabischen, unseren Serviettenbändern nicht unähnlichen, eigenthümlich aussehenden goldenen Armspangen wurden uns von den Händlern als vorzügliches Andenken sehr warm empfohlen; doch wir zogen es vor, später durch Vermittlung eines deutschen Juweliers uns eine solche mit arabischem Spruche (derselbe lautet: „el séadelu el daime li sahibetiha!“ das heisst „Ewiges Glück der Besitzerin!“) versehene, deren Preis durch die Waage bestimmt wurde, zu erstehen. Betrug dabei wurde in der guten alten Zeit ebenso wie beim Brodverkauf mit — Handabhacken, bei

milderer Auffassung mindestens mit der Bastonade bestraft.

Nunmehr wenden wir uns dem Hauptweg zur Olivenmoschee zu und können diese, nicht umdrängt und gestossen, in Musse bewundern.

Das Minaret imponirt durch echt maurischen Baustil. Auf viereckigem Unterbau steigt aus gefälligen Bogenhallen ein schlanker Thurm hoch in die Luft, der in Arkaden ausläuft, von welchen der Imam resp. der Moassin seine Gebete zum Volke herabruft.

Ueber den Arkaden erhebt sich noch ein sechseckiges Stockwerk mit Spitzdach.

Der ganze Bau ist mit Glasfliesen bedeckt, mit Stuckornamenten geschmückt und erglänzt im Sonnenschein goldig, wie das goldne Dachl in Insbruck.

Von dem Unterbau und den Bogenhallen sieht man im Vorbeigehen wegen der ringsum liegenden Zûgs wenig.

Weiter emporsteigend kommen wir zu dem sogenannten Bazar des Bey, in welchem sich in den Mittagsstunden der Verkaufstage die Massen der Käufer und Verkäufer „in fluthendem Gedränge“ aufstauen. Hier wird bunt durcheinander alles mögliche ausgerufen und hochgehalten, gediegene Waaren und Schund; es fehlen nur die officiellen Bieter, die Rückkaufshändler (vielleicht sind auch diese hier vertreten) und der Hammer, um die turbulente Scene in ein öffentliches Auctionslokal einer Berliner Vorstadt verlegen zu können.

Im Weitergehen gelangen wir zu einem für Tunis ziemlich grossen, freien, mit Bäumen, darunter eine wunderschöne mächtige, durch höhern Standpunkt sofort ins Auge fallende Dattelpalme, bepflanzten Platz mit der „Dar-el-Bey“, dem Palast des Bey, welchem der von dem frühern mächtigen Minister Kaïreddin angelegte Bazar „Zûg-el-Islam“, sogenannt, weil die Juden von ihm ausgeschlossen waren, gegenüber liegt.

Gegenwärtig sind verschiedene Ministerialbureaux in seine Räume verlegt, und das Bild der unter seinen etwas erhöhten Colonnaden auf und abwandelnden, verschiedenartig gekleideten Araber, Berber und Türken erinnert an die Darstellung der Tempelherrenscene im Garten des Klosters aus Lessings Nathan.

Der Palast selbst, in welchem Se. Hoheit den fremden Geschäftsträgern, den Consuln und den von diesen vorzustellenden Fremden wöchentlich einmal, mit Ausnahme des Rhamadan-Monats, während dessen der Hof täglich in Tunis erscheint, zu einer bestimmten Tagesstunde Audienz ertheilt; in welchem er ferner zweimal wöchentlich über die Araber und tunisischen Juden unumschränkte Gerichtsbarkeit übt und Recht spricht, ist äusserlich ein schmuckloser, von einem europäischen Palast kaum zu unterscheidender Bau, welcher nur wegen seines Mangels an Fenstern fremdartig erscheint. Erst im Innern kommt die Schönheit des orientalisch-maurischen Stils zur vollen Geltung. Man tritt in den weiten Hof, steigt fliesenbedeckte Treppen empor, durchwandert verschiedene Zimmer mit verblichenen Teppichen, sehr einfachem Mobiliar und defecten werthlosen Tapeten und empfindet recht schmerzlich den Verfall dieses schönen Schlosses, dessen edle, an die Alhambra in Granada erinnernde Zeichnung vor allem in dem schönen Rundsaal mit Glaskuppel hervortritt.

Auf sechzehn schlanken, vermuthlich dem alten Carthago entnommenen, weissen Säulen ruhen, ähnlich wie im Bardo, dessen wir später noch gedenken werden, Rundbogen aus abwechselnd weissen und schwarzen Marmorquadern. Die Wandflächen innerhalb der Arkaden sind bunt glasirt; die bunten Linien auf weissem Grunde zeigen ein sehr verschiedenartiges Muster, wirken aber in ihrer Totalität sehr harmonisch.

In diesem Säulenhof sowohl, wie in den folgenden Prachtsälen imponiren die in echt maurischer Filigranstuckatur aus Gyps geformten Arabesken und Figuren,

welche wie ein zart gewebter Schleier die Wände bedecken.

Das Bild ist leider nur zu realistisch richtig gewählt und wahr; denn der zarte Spitzenschleier hat Löcher, veritable Löcher, welche mit glattweissem Mörtel verstrichen sind, angeblich, weil die kunstvollendeten Arabesken jetzt von Niemand mehr wiederhergestellt werden können und dieser Zweig der arabischen Baukunst ganz in Verfall gerathen sei. In einem dieser Prunksäle ertheilt Se. Hoheit Audienzen, genau in derselben Weise, wie es später vom Dar-el-Bey in Marsa geschildert werden wird. Was in den Sälen verfällt, wird fast ohne Ausnahme nicht wieder hergestellt. Die Scheiben des berühmten Spiegelsaals sind meist erblindet, nur wo die eben geschilderten bunt glasirten Fliesen die Stelle der Tapeten einnehmen, sehen die Wände gleichmässig schön aus und erinnern nicht an die flüchtige, vergängliche Zeit mit ihrem Verfall.

Auch in den Prunkgemächern genügt das mit nicht besonderem Geschmack zusammengestellte Pariser Mobiliar dem verwöhnten Geschmack des Europäers keineswegs. Genussvoll ist der Blick durch die Fenster einiger Säle, von denen aus man einerseits auf das ameisenartige Durcheinander des Bazars, anderseits auf die Stadt selbst mit ihren flachen Dächern hinabsieht.

Sehr viel schöner noch wird die Ausschau, wenn man zu der benachbarten Kasbah, von einem Zuaven der französischen Besatzung geleitet, hinaufsteigt.

Man schreitet durch das Hauptthor und durch dicke Ringmauern, welche oft zerstört und dann wieder aufgebaut worden sind. Der Blick von hier oben aus der Vogelperspective hält wohl den Vergleich mit der Aussicht von der Spitze des Mailänder Doms resp. der obersten Kuppel der Peterskirche in Rom auf das untere Dach aus. Zahlreiche Fusspfade durchkreuzen dem Anschein nach die Dächerpromenade, und dazwischen wölben sich sanft die von diesem Standpunkt aus unge-

mein zahlreich erscheinenden Kubbahs und die meist soliden, massigen Minarets, welche nur vereinzelt in den Halbmond des Orients auslaufen.

Wir kamen weiter zu einem öden, verlassenen arabischen Kirchhof, durchstreiften denselben, ohne irgend einer Seele zu begegnen und hoben als Andenken ein am Boden liegendes Stück Bergkristall aus dem Staube auf, welches unzweifelhaft von der Kubbah oder dem Turban eines alten, sehr werthvollen Grabdenkmals eines verdienstvollen, grossen Muselmannes abgeschlagen worden war. Mit seinen schönen, aus glattem Gestein drusenförmig auskristallisirten Rhomboedern war es nun dem Schutz der Seelen Rechtgläubiger entrückt und sollte in Zukunft die unheiligen Briefe und Schreibereien eines Giaurs beschweren (wie es in der That auch diese losen Blätter zusammengehalten hat).

Dann wanderten wir weiter, vorbei an dem Palast des Ferík (Stadtgouverneurs), hinaus zu den schönen Anlagen der Fontana, des Hauptreservoirs der Wasserleitung von Oudna. Mit mächtigem Brausen ergiesst sich hier das kristallhelle, sehr wohlschmeckende Wasser der Leitung in ein grosses, offenes Hauptbecken und fliesst aus diesem, kleineren Wasserkünsten Nahrung gebend, in die Stadtleitungen hinein. Das Wasserreservoir befindet sich inmitten eines schönen Gartens mit Riesen-Glockenblumen, Palmen, Bananen und andern exotischen Bäumen und Sträuchern.

Ueber die Mauer hinweg sieht man noch andere mit Agrumen und sonstigen Fruchtbäumen bepflanzte Gärten.

Der Blick von hier auf die Stadt bildet das Seitenstück zu den peripherischen Aussichtspunkten von Fort Manouba und vom Belvedere. Man kann von hier auf einige Moscheen herabblicken, welche sich neben den nach oben mehr und mehr verjüngten Minarets breit ausdehnen und zum Theil mit Säulen, luftigen Loggien und Freitreppen, wie die später zu schildernde Djemâa Zâhib-el-Taba auf dem Platz Halfa-Ouine, versehen sind.

Durch dichten, von grossen Kameelheerden aufgewirbelten Staub wanderten wir westlich hinter der Fontana zum Bab - Sidi - Abdallah - Cherif hinaus und sahen hier einen erbitterten Faustkampf zwischen zwei Araberjungen mit an, deren jeder seinen Secundanten oder vielmehr Aufwiegler hatte. Zwei langbeinige Beduinen, welche auf Eseln vorbeiritten, hetzten die beiden so lange aufeinander, bis ein ehrwürdiger, verständiger, bärtiger Maure erschien und die in verbissener Wuth auf einander Losschlagenden auseinanderriss, jedem einen Hieb versetzte und so lange auf dem Platz verweilte, bis er sich überzeugt hatte, dass beide Kämpfer ihren Geschäften nachgingen und somit der Kampf definitiv beendigt war.

Auf der Höhe el Melasin, neben einem grossen arabischen Kirchhof, lagern wir uns einige Zeit und sehen den französischen Felddienstübungen zu, die allerdings in so weiter Ferne stattfanden, dass wir nichts einzelnes beobachten konnten.

An allen Thoren das gleiche Bild, durch welches so recht die Bedeutung von Tunis als Handelsemporium des dunkeln Erdtheils hervorgehoben wird.

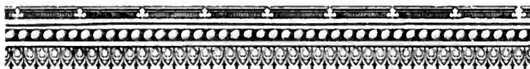
Fortwährend strömt es zum Thore heraus: meist schwerbeladene Kameele, daneben ihr Führer auf kleinem, flotten Esel.

So hatten wir denn wiederum reiche Beobachtungen für unser Tagebuch gemacht; nur schade, dass keiner von uns den Stift so weit beherrschte, um eins dieser Momentbilder zu fixiren. Zu den unumgänglichen Ausrüstungsgegenständen eines Reisenden der Neuzeit gehört eigentlich jener kleine photographische Apparat, welcher bis jetzt nur von unseren Criminalisten mit Erfolg verwendet wird und welcher uns, wenn er in unserem Besitz gewesen, zu einer reichen Sammlung getreuer und wahrer Volksbilder aus Tunis und Umgegend verholfen hätte. Man hätte dieselben in aller Gemüthlichkeit in der Heimath vergrössern können und besässe

dann ein schönes Album von Bildern, welche sich des grossen Vorzugs erfreuten, „getreu nach der Natur" aufgenommen zu sein.

Die Photographien, welche wir bei dem französischen Photographen in der Rue de la Commission entdeckt, haben wir in Ermangelung von besseren mitgenommen und nach manch anderer Abbildung schöner Punkte und charakteristischer Situationen vergeblich gesucht.

Doch diese Reflexionen tauchten erst sehr viel später auf, für den Augenblick waren wir mit dem, was wir gesehen, vollauf zufrieden und beeilten uns nur, die kurzen Notizen im Hôtel zu vervollständigen.



Siebentes Capitel.

Belvedere, Blick auf Tunis von Norden, Judenviertel.

Sehr lohnend ist der Besuch des Aussichtspunktes Belvedere, auf welchen früher schon mehrfach hingedeutet worden ist und mit dessen Besuch wir einen Streifzug durch den nördlichen Theil von Tunis verbanden. Von dem Börsenplatz vor dem Seethor aus begaben wir uns in nordöstlicher Richtung durch einen Ausläufer der Judenstadt, welche wir gleich hier schildern wollen, zur Rue Tronja.

Auf dem Rückweg wagten wir uns, schon etwas sicherer, mehr in das Centrum der Stadt, suchten die beiden von Nord nach Süd verlaufenden Hauptstrassen des Judenviertels Kara und Tuila auf, welche neben diesen noch andere Namen haben und weiter südlich wieder in arabische Quartiere führen. Die Querstrassen derselben sind ausnahmslos Sackgassen mit kaum erträglichen Ausdünstungen und sehr vielen triefäugigen, schielenden Frauen und Kindern. Wir streiften dort auch einen Marktplatz, auf welchem faulende Fische einen unerträglichen Geruch verbreiteten und traten in eines der Häuser dieses tunisischen „Ghetto“.

Das Innere desselben gleicht dem eines Maurenhauses, innen ein viereckiger Lichtraum, um welchen

sich ein bis zwei Stockwerke mit kleinen Zimmern erheben.

Die „Jhudi" in Tunis, welche erst seit dem französischen Protektorat von dem seit Jahrtausenden auf ihnen lastenden furchtbaren, erbarmungslosen, durch despotische Fürsten ausgeübten Druck befreit sind und seitdem erst ein menschenwürdiges Dasein führen, sind dort noch am weitesten in der Kultur zurückgeblieben, haben auch noch nach alttestamentarischem Gebrauch in einzelnen Fällen mehrere Frauen. Freilich ist das dort ebenso wie im Orient ein sehr kostspieliger Luxus, und so finden wir selbst bei den Arabern in Tunis die Polygamie de jure, aber nur vereinzelt de facto.

Darüber, wie weit der Schmutz bei den Juden geht, wurde uns ein auch bei der prunkvollsten Hochzeit gebräuchliches Vorkommniss als verbürgt erzählt.

Jeder Hochzeitsgast hat ein Gefäss neben sich stehen, in welches er nach Ueberladung mit Speisen und Getränken hinein — speit, um dann weiter zu essen und zu trinken; und diese Gefässe bleiben bis zum Schluss in Action, werden nicht entfernt, auch nicht gereinigt. Niemand stösst sich daran. Das genügt!

Uebrigens ist dort auch das Heim der venus vulgivaga.

Im Vergleich mit diesen Unrathstätten erscheinen selbst die Quartiere des Pendino und Porto in Neapel als Paradies. Hier stirbt natürlich Alles beim Ausbruch einer Epidemie.

Es wäre in der That ein dankbares Feld für die internationale Cholerakommission, hier mit eisernem oder goldenem Pflug durchzufahren, um Licht und Luft zu schaffen. Beim Durchwandern dieser Stätten des Schmutzes und Elendes dachten wir daran, dass die Devise Aesculaps in dem zur Lösung grosser socialer Aufgaben bestimmten neunzehnten Jahrhundert „Krankheitsverhütung" lautet.

Beim Besuch der von offenen Läden aller Art überfüllten engen Rue Tronja machten wir einen Abstecher nach dem kurz vor dem italienischen Bahnhof gelegenen und von der Bahn nach Goletta südlich begrenzten israelitischen Kirchhofe, fanden aber nichts charakteristisches, unterscheidendes vor. Höchstens erinnert die Fülle der Denkmäler an den alten Judenkirchhof in Prag. Wieder in die Rue Tronja zurückgelangt, wanderten wir am östlichen Ende derselben an einem dicht an der Strasse gelegenen, recht öde aussehenden Mauren-Kirchhof vorbei. An einzelnen Grabstätten hatten sich Familienangehörige eingefunden, jedenfalls in der Absicht, gemeinsam zu trauern.

Doch merkte der Vorübergehende nichts davon. Vielmehr plauderten die Frauen, deren Kopf mit einem feinen gestickten sowohl über den schwarzen, eng anliegenden Gesichtsschleier wie auch den Haik hinabfallenden Shawl bedeckt war, so lebhaft, wie Vollblut-Berlinerinnen, welche sich ein Rendez-vous auf dem Wochenmarkt geben. Da wir viele in offenbar recht theuere Stoffe gekleidete Maurinnen sahen, die jedenfalls zu den vornehmeren zählten, so nahmen wir an, dass die Feier eines Todtenfestes hier Angehörige verschiedener Familien an der Grabstätte eines Verwandten vereinte. Wie sollte da nicht das unerträglich lange in die vier Wände eingedämmte weibliche Naturell explodiren!

Nach dem Durchschreiten des schmalen Bab-el-Kadra, ging es vorbei an einer Marabout-Kubbah sanft bergan in nordöstlicher Richtung. Bei dieser Höhenpromenade zum Belvedere erschien uns Tunis schon insofern wieder in ganz anderem Lichte, als es vorher Stunden lang geregnet hatte, was sonst im Mai ein seltener Fall in Tunis, und die Sonne sich eben erst durch die Wolken hindurchkämpfte. Der Weg war infolge dessen fest, die Luft balsamisch frisch, und die rechts und links am Wege stehenden Opuntien (ficus indica),

unsere steten Begleiter in Süditalien und Sicilien, hatten sich ordentlich gewaschen und zeigten statt der schmutzig fahlen Sandfarbe ein frisches Grün, ihre radförmigen, tulpenähnliche Blüthen prangten in schönstem Gelb.

Wir überschritten das Geleise der nach dem Bardo führenden Eisenbahn, welche aber gegenwärtig nicht in Betriebe war, und stiegen dann, an einem Kreuzweg angelangt, rechts einen Berg hinan, während der Weg links zum französischen Militärlazareth führte. Zwischen ziemlich dicht stehenden Oelbäumen bahnten wir uns nun selbst einen Pfad bergan und kletterten schliesslich mit leichter Mühe über eine niedrige steinerne Brüstung auf ein Hochplateau. Da von hier aus nach allen Seiten der Blick frei war und wir in nächster Nähe keinen höheren Punkt entdeckten, so nahmen wir an, dass hier die Cima der Bellavista sei und wir somit unser Ziel erreicht hätten.

Die Ausschau war von dieser nordöstlich der Stadt gelegenen Höhe wundervoll.

Auch Tunis hatte sich gewaschen, scharf traten allenthalben die Contouren hervor, und das Grün der Minarets bildete einen eigenen Contrast zu dem blendenden Weiss der Stadt. Uns gegenüber lag die Kasbah mit dem grossen Wasserreservoir dahinter. Im Gegensatze zu dieser modernen Wasserleitung sah man die gigantischen Reste des altrömischen Aquäductes, der von den Bergen von Zaghouan ausging, nördlich der Stadt hinter dem Bardo die Richtung nach Carthago zu nahm und von unserem Standpunkte aus eine Meile weit verfolgt werden konnte. Der gewaltige Gebäudecomplex des Bardo, des dreiviertel Stunden nordwestlich der Stadt gelegenen (jetzt nicht bewohnten) Residenzschlosses, hob sich von hier aus scharf ab.

Unter uns lag südlich dicht am italienischen Bahnhof der kleine christliche Friedhof, dahinter der französische Bahnhof mit hübschen Gartenanlagen.

Tunis selbst lag in seiner ganzen Längsrichtung vor uns ausgedehnt und die zahlreichen Minarets tauchten aus dem Häusermeer in so genauen Abständen gleichmässig vertheilt empor, dass man sich versucht fühlte, in einem der grossen arabischen Mathematiker aus der Kalifenzeit den Baukünstler zu suchen.

Die Forts, Casernen und Kirchhöfe auf den Höhen ringsum gaben der Stadt ein stattliches Aussehen; von hier aus erschien sie als die „blühende, wohlverwahrte“.

Ein ganz anderes Bild enthüllte sich unseren Blicken, als wir, Tunis im Rücken, nach dem Norden hinschauten.

Hier lag zunächst zu unseren Füssen das liebliche Ariana, das Rosendorf, von schönen Villen umkränzt. Doch sein schönster Kranz ist der reiche Flor süss duftender Rosen, der feinsten des Landes, aus welchen das kostbarste, gesuchteste Rosenöl gewonnen wird. Der weitere Fernblick nach Dschebel-Khaoui und der Todtenstadt Carthagos, dem Golf von Marsa und dem Salzsee Sebcha-el-Rouan wollen wir hier nur andeuten, da wir diesen Theil der Umgebung im Zusammenhang mit Carthago zu schildern beabsichtigen.

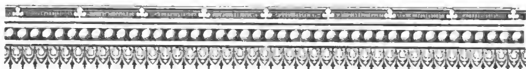
Nur so viel sei gesagt, dass wir beim Blick über den Salzsee den Vorgeschmack eines Wüstenbildes hatten, welches uns später sehr viel näher gerückt werden sollte.

Aeusserst befriedigt von dieser zweiten Silhouette von Tunis und Umgegend machten wir in der früher angegebenen Weise mit mehr Glück als beim ersten Versuch einen Streifzug durch das Innere der Stadt, wurden aber durch die mephitischen Dünste des Fischmarktes und die entsetzlichen aus den jüdischen Sackgässchen hervorquellenden Düfte daran erinnert, dass ein Gelehrter im Anfange dieses Jahrhunderts den Vorschlag gemacht, Tunis „el Fassedeh“, die übelriechende, zu nennen. Glücklich gelangten wir durch Hammam-Zarkoun, einen kleinen Platz mit arabischen Bädern,

deren es viele namentlich im arabischen Viertel giebt, und durch die Rue Tuila zum maltheser Markt und athmeten vor dem Börsenplatz wieder auf.

Man hat beim Durchwandern dieses nördlichen Theils von Tunis, vom Börsenplatz aus nach einander den eleganten europäischen Theil, das schmutzige Maltheserviertel, die Judenstadt, dazwischen Negerquartiere und endlich das fast unvermischte Araberviertel durchkreuzend, die Empfindung eines Bergwanderers, der, aus lachenden Fluren zur Schneeregion emporsteigend, in wenigen Stunden verschiedene Erdzonen durchwandert, zu deren Kenntnissnahme er sonst Wochen und Monate an Zeit gebrauchen würde.

Das hochinteressante Bild der verschiedenen in Tunis unvermittelt neben und mit einander lebenden, civilisirten, halbgebildeten und nahezu rohen, uncultivirten Cultur- und Naturvölker, wie man es wohl schwerlich in einem andern Theile Afrikas so reich und farbenprächtig wiederfindet, trat uns gerade auf dieser Promenade voll und ganz entgegen.



Achtes Capitel.

Halfa-Ouine, Schlangenbändiger, arabische Concerte, Rhamadan-Bairam, arabische Tänze.

m einen vorläufigen Abschluss für Tunis zu gewinnen, erscheint es uns nothwendig, im Anschluss hieran noch einen Besuch von Halfa-Ouine, das heisst „Platz für die Flechter von Halfa, dem hohen Steppengrase“, zu schildern. Um dorthin zu gelangen, vertrauten wir uns einem vollbesetzten arabischen Omnibus am Seethor an und mussten mit demselben der Pflasterungsarbeiten wegen einen gewaltigen Umweg machen, um zu dem Platz Carthadgena zu gelangen, welcher sich durch seinen Schmuck, alte, durch Ketten verbundene Kanonen, dem Gedächtniss einprägt.

Hier beginnt das arabische Viertel. Man durchfährt die sehr reinliche, hübsche Strasse Bab-Souika, nach dem Thor, welches man passiren muss, so benannt.

Dann kommt man über den von allen exotischen namentlich von Rosen- und Jasmindüften erfüllten Blumenmarkt, steigt hier aus, durchwandert ein Thor und gelangt, rechts (nahezu nördlich) in eine gerade, ziemlich breite Strasse abbiegend, zu dem Mittelpunkt des rein arabischen Lebens Halfa-Ouine.

Da wir denselben gegen die sechste Stunde, kurz vor dem Abendgebet, betraten, so fanden wir ihn ge-

drängt voll von Koranglӓubigen und entdeckten trotz der eifrigsten Rundschau auf dem grossen weiten Platz ausser uns keinen weitern Europäer; nur ein pechschwarzer Neger heimelte uns durch Cylinder und schwarzen Gehrock an. Auch wir wandten mit der Mehrzahl der Araber unsern Blick der Moschee zu und warteten hier das Erscheinen des Moassin ab, welcher mit dem Moment des Sonnenuntergangs aus derselben heraustritt und ein kurzes Gebet spricht.

Während der Zeit des bevorstehenden Rhamadans, des Fastenmonats und zugleich grössten Festes der Mohammedaner, wird der Sonnenuntergang durch einen Kanonenschuss von der Kasbah her verkündigt und mit leidenschaftlicher Unruhe von der Gesammtheit der Gläubigen erwartet. Hört doch erst mit diesem Moment (oder vielmehr, nach dem Koran, mit dem Moment, in welchem man „einen weissen Faden nicht mehr von einem schwarzen unterscheiden kann“) das mit Sonnenaufgang begonnene, von jedem Mohammedaner mit peinlicher Strenge innegehaltene absolute Fasten auf. Damit ist zugleich das Signal zu den tollsten Vergnügungen gegeben, denen sich auch der strenggläubigste Moslem zur Zeit des Rhamadan, die Nacht zum Tage machend, hingiebt, nachdem er die tagüber schmerzlich entbehrte Cigarrette oder Pfeife in Brand gesetzt und dann den ersten Hunger und Durst gestillt hat.

Doch heute handelte es sich nur darum, den Eingeborenen im stillen Gebet und später bei der Tasse Mokka zu beobachten.

Zunächst müssen wir den Schauplatz selbst etwas genauer mustern.

Die zahlreichen kleinen Kuppeln der „Dschemâa Zahib-el-Taba“, das heisst „Moschee des Grosssiegelbewahrers“, waren uns schon früher bei der Rundschau von der Bergeshöhe herab aufgefallen. Jetzt bewunderten wir die fein ornamentirte Façade des Portikus, deren Haupttheile vermuthlich aus den Trümmern Carthagos stammen

und die breite Freitreppe, welche zu den luftigen Arkaden emporführt. Zur Rechten der Moschee erhebt sich das Minaret in gefälliger Form und orientalischem Stil. Durch die weite laubenartige Halle treten die Gläubigen aus und ein, um ihre Gebete zu verrichten und lagern sich hier in malerischen Gruppen.

Der rechts von der Moschee, an der Nordseite des Platzes, gelegene grosse Palast ist ein geschichtlich merkwürdiges Gebäude. In ihm entwand seiner Zeit Mustapha als Khasnadar (Finanzminister) unter den beiden Vorgängern des regierenden Bey dem Staatsschatz ungezählte Millionen und wurde der intellectuelle Urheber des im Jahre 1868 erklärten Staatsbankerottes. Und als er endlich, von seinem eigenen Schwiegersohn gestürzt, hingerichtet werden sollte, rettete ihn seine Frau, die Schwester des Bey, nur durch die Drohung, dann unverschleiert und mit gelöstem Haar durch die Strassen von Tunis ihm zum Gefängniss folgen zu wollen, wodurch dem regierenden Hause eine unerhörte Schmach zugefügt worden wäre.

Wir wanderten, da inzwischen der heilige Spruch vom Moassin herabgerufen worden war und jeder Anwesende dann sein stilles Gebet gesprochen hatte, längs des Palastes auf und ab und beobachteten die hier in dichtgedrängten Haufen stehenden und sitzenden Araber. Wieder fiel uns jetzt, wie schon früher, ihre überaus grosse Genügsamkeit auf. Sie können stundenlang, sowohl schweigsam wie plaudernd sitzen, ohne etwas zu verzehren. An dicht besetzten langen Tischen sehen wir drei bis vier Tassen Kaffee. Wie der arabische Kaffeewirth dabei seine Rechnung findet, ist freilich eine andere Frage. Nie sahen wir unter diesen nüchternen, ruhigen, selbstbewussten Eingeborenen einen Streit entstehen. Schwermüthig und klug zugleich blickt ihr Auge in die Ferne. In den Gesichtszügen liegt ein so ehrlicher, Vertrauen erweckender Ausdruck, dass in der That wohl die ganze Hyperkultur und Verdorbenheit der

Sitten des Occidents sowie die Jahrhunderte lange Einwirkung des schlechten Beispiels der Juden, auf welche der Maure seit dem französischen Protektorat nicht mehr vornehm herabsehen darf, dazu gehörten, um aus diesem stolzen, wahrheitsliebenden, gastfreien, aufopfernden, offenen und ehrlichen Charakter einen verschmitzten Mammonjäger zu machen.

Dass umgekehrt auch wiederum der Einfluss der Araber auf die Juden bezüglich der Sittlichkeitsverhält-verhältnisse ein sehr depravirender gewesen und dass der Verfall des Mohammedanismus nicht zum kleinsten Theil auch durch erschlaffenden Sinnenreiz herbeigeführt worden, davon überzeugten wir uns später gelegentlich des Besuches eines sogenannten Karakus, welchen wir bei Skizzirung des Rhamadan näher beschreiben werden.

Nachdem wir ein gleich zu schilderndes arabisches Conzert mit Aufmerksamkeit längere Zeit angehört hatten, lenkte uns ein dichter Menschenknäuel nach dem östlichen Ende des Platzes.

Durch die offene Hausthür sahen wir hier etwa ein Dutzend Männer, der Handtrommel zeitweilig mit der flachen Hand dumpfe Laute entlockend und dazu monoton singend, sich fortwährend, unter Beugen des Oberkörpers, langsam im Kreise drehen. Das Singen steigerte sich zeitweise zu furchtbarem Kreischen und erlosch dann langsam wieder.

Welches Fest hier gefeiert wurde, konnten wir nicht in Erfahrung bringen.

Wir haben bis jetzt vorwiegend der arabischen Einzelconzerte, bei welchen ein Künstler allein die ganzen Kosten der musikalischen Unterhaltung bestritt, gedacht und erweckten so vielleicht den Glauben, als ob dies die ausschliessliche Form einer „musikalisch-deklamatorischen Abendunterhaltung“ in Tunis sei. Dies ist aber keineswegs der Fall.

Freilich, der braune Schlangenbändiger, dessen wir hier gleich gedenken wollen, macht sich seine Musik

auf dem ocarinaartigen Blasinstrumente auch allein und erzeugt darauf einförmige einschläfernde Töne, nach deren Takt sich die giftige Schlange schwingt.

Das Bild ist, im Grunde genommen, ein ekelerregendes. Der braune muskulöse Geselle ist nur mit einem Lendentuche bekleidet, liebkost die Schlange, steckt sie sich, um seine grosse Macht über sie zu beweisen, weit in den geöffneten Mund hinein, lässt sich von ihrem Geifer benetzen und küsst sie. Dann schwingt er sich selbst im Takt seiner Musik, welche der Schlange offenbar sehr behagt und sympathisch klingt; denn ihr um den Arm des Bändigers geschlungener Leib entrollt sich langsam, und sie macht zunächst mit dem Kopf, dann auch mit dem Leib die rhythmischen nach dem Takt erfolgenden Schwingungen mit. Bald wird sie von der Macht der Musik, selbst in dieser anspruchslosen Form, mehr und mehr erfasst und geräth in eine Art von Verzückung und in einen tonischen Krampf, welcher sie befähigt, sich höher und höher zu erheben, ohne dass dadurch die Beweglichkeit des ganzen Körpers beeinträchtigt wird. Schliesslich balancirt sie ganz allein auf der Schwanzspitze und schwingt den Körper im Takt der Musik, starrt ihren Herrn mit stechendem Blick unverwandt an und lässt den Geifer aus dem offenen Rachen unter Züngeln herabträufeln.

Mit einem Athemzug der Erleichterung wendet sich der europäische Zuschauer von diesem aufregenden und ihn trotz alles Widerwillens doch bis zuletzt fesselnden Schauspiele ab und beschliesst, nachdem er es einmal bis zu Ende gesehen hat, niemals wieder dabei zu verweilen, während die Eingeborenen demselben, so oft es ihnen auch geboten wird, mit Leidenschaft folgen.

Im Gegensatz zu diesen Solovorträgen sei nun erwähnt, dass wir in den arabischen Cafés sowohl auf offenem Markte wie in geschlossenem Raume stets wirkliche Conzerte, meist Quintette, gehört haben. Nachdem wir solcher zweifelhaften Genüsse wiederholt theilhaftig

geworden waren, sagten wir uns angesichts der über diese ihnen offenbar sehr zusagende Leistung ihrer berühmten Musiker entzückten Gesichter der Araber, dass es ein verdienstvolles Werk eines unserer Ohrenärzte wäre, Labyrinth und Schnecke der Herren Araber auf ihre Schwingungs- und Fortpflanzungsfähigkeit der Töne hin zu untersuchen. Von Harmonie derselben haben sie offenbar keine Ahnung. Je toller das Chaos der Töne, je schriller die Dissonanzen, die „kontrapunktischen Fugen“, wie sich Goethe gelegentlich einer ähnlichen Beleidigung seines Ohres in Sicilien ausdrückte, um so grösser ihr Vergnügen.

O grosser Wagner! Deine Disharmonien hättest du im dunkeln Erdtheil niemals harmonisch verklingen lassen dürfen, alle deine bedeutendsten Compositionen hättest du auf die Prügelscene der Meistersinger zuschneiden müssen, wenn du hier von deinem wohlverdienten Weltruhm nichts hättest einbüssen wollen!

In den arabischen Kaffeegärten an der Avenue de la Marine sassen sie, diese arabischen Musiker und sie müssen der Gunst ihres Publikums sehr sicher, von der Bedeutung der eigenen Kunst sehr durchdrungen sein, da sie die dicht daneben erklingende französische vorzüglich geschulte Militärmusik keck in die Schranken forderten und ohne Rücksicht darauf, ob diese eben den Schattentanz oder die Barcarole pianissimo vortrugen, sofort mit ihrem ganzen Instrumentenapparat in Scene traten. Nebeneinander gereiht hockten sie auf der niedrigen, längs der Wand sich hinziehenden Bank und beanspruchten keineswegs ein besonderes Podium für sich, da ihre Zuhörer unmittelbar rechts und links, neben wie vor ihnen, Platz nahmen.

Unter ihren Instrumenten war die grössere Handtrommel nicht so geräuschvoll, wie man es sonst von dieser gewöhnt ist, freilich auch nicht so construirt, wie die gewöhnliche Trommel der Militärkapelle. Es ist nämlich eine irdene Vase, welche mit einem Fell be-

spannt ist und von den Fingerknöcheln des Trommelschlägers mit einer Unermüdlichkeit und einem Eifer bearbeitet wird, der einer bessern Sache werth wäre. Der Schweiss des Edlen fliesst bei seinen enormen Anstrengungen, und räthselhaft war es uns nur, dass die Fingerknöchel diesen ungeheuern Anforderungen gewachsen blieben und sich nicht schliesslich entzündeten. Die Trommel übertönend, drang die „Rhababe“ (Geige), ein violoncellartiges Streichinstrument mit Darmsaiten, am schrillsten durch und gab den Takt an. Dazu ertönte ein clarinettartiges Blasinstrument mit ähnlichen aber noch grelleren Tönen als unsere Clarinette, dann eine Mandoline, welche von dem Hauptsänger gerührt wurde und endlich noch eine zweite leise anklingende Handtrommel, welche von einem andern, abwechselnd mit eisernen Castagnettenspiel geschlagen wurde.

Die Musiker besassen ein so wunderbares Taktgefühl, dass sie beim Forte der Zuavenmusik sich sofort, ohne Rücksicht auf das vorangegangene eigene Tempo, dem Takt jener Musik beim Weiterspiel anschlossen. Der Musik parallel ging der Gesang, von den Vortragenden meist in fortissimo mit weitaufgerissenen Augen und vorgeschobenem Unterkiefer herausgeschrieen. Wenn sich die Musikanten heiser geschrieen und müde gespielt hatten, trat eine Pause ein, eine Pause, wie sie auf unsern Kirmesfesten und berliner Vorstadtbällen beim Einsammeln des Tanzgroschens stattfindet. Einer der Sänger trägt seine Weise monoton und leise vor, ebenso begleitet die Geige leise, ganz in Moll, dann nach einiger Zeit, nachdem die nothwendige Erholung resp. die Sammlung der Karrouben beendet ist, geht der Hexensabbath wieder los und so ad infinitum.

Das Ende haben wir nie abgewartet, weil wir nach einem halben Stündchen Zuhörens von dieser Musik, welche in des Wortes kühnster Bedeutung Steine erweichen, Menschen rasend machen kann, stets derartig angegriffen waren, dass wir schleunigst das Lokal ver-

lassen mussten. In Halfa-Ouine sahen wir dieselben Musikanten nach vier Stunden in derselben Position, durften also annehmen, dass sie diese ganze Zeit ununterbrochen gespielt hatten; wie lange sie nachher noch gespielt haben, entzog sich unserer Beobachtung.

Das grössere Leben auf den Strassen, die Menschenfülle zu einer Zeit, in welcher Tunis sonst todt und still ist, verrieth die Nähe des Rhamadan. Während dieses Fastenmonats entschädigt sich jeder, auch der gesetzteste, ernsteste und würdigste Muselmann für die entsetzliche Pein eines fünfzehnstündigen, absoluten Fastens durch lärmende Zerstreuung und Lustigkeit während der Nacht.

Bunte Laternen von allen Minarets, welche diese Märchenstadt phantastisch beleuchten, künden den Anfang der Fastenzeit an. Tagüber entzieht sich der Korangläubige, wie schon früher angedeutet, mit mehr oder weniger Missmuth und Grimm, aber immer streng und gewissenhaft, allen Genüssen; er trinkt selbst keinen Tropfen Wasser. „Aber des Abends", wenn der erlösende Kanonenschuss von der Kasbah erschallt, dann hält er mit der so wohlthuenden orientalischen Gastfreiheit (obwohl Tunis nicht zum Orient, sondern zum Occident gehört) offene Tafel für jeden Aermeren, und Kusskuss nebst süssem Gebäck steht jedem Hungrigen an der Tafel des wohlhabenden Arabers zu Gebot. Nach erfolgter Sättigung geht es in die Kaffeehäuser hinein, welche die ganze Nacht über geöffnet sind. Hier lauschen sie den Märchenerzählern und lassen sich ihre abgestumpften Sinne durch wilde Tanzorgien beleben.

Es ist hier wohl am Platz, leichte Andeutungen über die arabischen Sittenzustände in Tunis zu machen. Bekannt ist, dass der Koran der Araberin jeden Verkehr mit einem Christen streng verbietet, und unbarmherzig wird nach dortigem Herkommen, wie man uns mittheilte, eine jede mit der Todesstrafe bedroht, auf welcher, gleichviel ob Mädchen oder Frau, der Verdacht ruht, sich nach dieser Richtung hin vergangen zu haben. Stellt man

aber im Hinblick hierauf die Sittlichkeit der Mauren sehr hoch, so befindet man sich doch gewaltig im Irrthume; es wurde uns vielmehr versichert, dass auch dort die eheliche Treue noch manches zu wünschen übrig lasse und dass die arabischen Ehemänner an Vorurtheilslosigkeit zum Theil den Japanern nicht nachstünden.

Zweifelhafte Strassen und Häuser im Araberviertel sind dem Araber unzweifelhaft deutlich durch offene Thüren kenntlich, diese verschliessen sich jedoch jedem selbst nur vorbeigehenden Europäer. Nur am Rhamadan ist diesem die Möglichkeit gegeben, die Araber und Araberinnen in ihren ausschweifenden Tänzen zu beobachten und dabei das Räthsel zu lösen, weshalb eine so hoch intelligente, mit so vielen edlen Charakterzügen von der Mutter Natur ausgestattete Nation doch im Laufe der Jahrhunderte mehr und mehr zurückgekommen und bei dem Cultur-Wettlauf der Nationen immer mehr in den Hintergrund getreten ist.

Die Liebe, das heisst die Liebe mit ihren Auswüchsen, hat sie so weit gebracht, und dies schlaffe Dahinleben scheint ansteckend zu sein; ja, es wurde sogar öfter behauptet, dass die meisten der öffentlichen sogenannten arabischen Tänzerinnen Jüdinnen aus Spanien, Algerien und Tunis seien, welche ihre Lehrmeister an Obscönität noch bei weitem überträfen.

Dieses nächtliche Tanzleben, welchem wir noch einige Zeilen widmen wollen, hört mit Ausnahme von einem oder zwei Lokalen, in welchen jüdische Tänzerinnen das ganze Jahr hindurch ihre Orgien feiern, mit dem letzten Tage des Rhamadan-Festes auf. Es findet darauf noch einige Stunden diese gleich dem modernen Carneval in Rom den römischen Saturnalien nachgeahmte Festlichkeit statt, dann ist alles öde und leer und das Alltagsleben somit wieder in sein Recht getreten.

Am Rhamadanschluss ziehen die Eingeborenen, phantastisch aufgeputzt, durch die Strassen, alte, das Jahr hindurch getragene Kleidungsstücke werden verschenkt,

und wer es irgend kann, erscheint in neuem Festgewande.

Der Bey empfängt an diesem Tage sämmtliche Consuln und Würdenträger der fremden Mächte in grosser Cour und giebt eine Matinee, welche wir später gelegentlich des Besuchs des Bardo, des Schauplatzes dieses feierlichen Empfanges mit nachfolgendem Hofconzerte, schildern werden.

Auf dem Platz Halfa-Ouine hat sich ein Jahrmarkt etablirt, gleich dem Weihnachtsmarkt in Berlin, Carroussels und Esel laden zum Besteigen ein. Ueberhaupt ist Bairam wesentlich ein Fest für die Kinder. Allenthalben Musik, Fröhlichkeit, Unfug, ausgelassene Heiterkeit, verbunden mit dem Wunsch, durch Geschenke sich und andere zu erfreuen.

Treten wir jetzt, nach dieser Abschweifung über das Hauptfest in Tunis, in ein arabisches Café chantant ein. Der uns zur Führung mitgegebene Araber begleitete uns nach dem Diner in die Nähe der französischen Bahn, wo uns sehr melodische Musik, wie sie unser Ohr lange nicht mehr gehört hatte, aus einem ziemlich unscheinbaren Lokal entgegentönte. Auf dem erhöhten Podium sassen fünf Personen, von denen die drei männlichen auf Mandoline, Guitarre und Clarinette ein sehr liebliches, fast berauschendes Conzert im spanischen Fandango-Rhythmus vortrugen. Zwischen ihnen sassen zwei nichts weniger als hübsche, ziemlich abgelebt aussehende, stark geschminkte und phantastisch geputzte, weibliche Wesen, welche abwechselnd eine vasenartig geformte Handtrommel schlugen und dazu sangen. Unten vor ihnen spielte ein wie ein spanischer Torrero festlich gekleideter, junger, afrikanischer Jude Klavier, taktirte zugleich mit dem Kopfe und markirte das Forte durch wuchtiges Stampfen mit dem Fuss und durch furchtbares Hämmern auf den Tasten.

Nach einigen fandangoähnlichen Tänzen der Mädchen, zu denen die anderen Spieler sangen, wurde sei-

tens der grossen Menge der anwesenden jungen und alten Männer ein allgemeiner Ruf laut — der Ruf nach einem bestimmten Tanz. Uebrigens sahen wir ausser zwei mit wildaussehenden Malthesern besetzten Tischen sonst ausnahmslos den blauen Turban und den blauen Kaftan um uns. Da wir auch die gleiche Nationalität der Conzertgesellschaft auf den ersten Blick erkannten, so war es uns klar, dass hier in dem arabischen Café von einer jüdischen Conzertgesellschaft vor fast ausnahmslos jüdischen Zuschauern Musik und Tanz aufgeführt wurden. Die Musik war, wie gesagt, sehr einschmeichelnd und melodisch. Nachdem jener Ruf von der Menge ausgestossen war, verliess die eine jüdische Tänzerin das Podium, trat mitten unter die Besucher des Conzertsaales und tanzte in dem Gange zwischen ihren Reihen jenen Hüftentanz, welchen uns ein bedienender deutsch-schweizer Kellner als Vor- und Beispiel der arabischen Tänze während des Rhamadan bezeichnete. Während die sehr bewegliche, wie man uns sagte, in Indien vorgebildete Tänzerin ihren anfangs decenten, dann aber immer zweideutigeren Hüftentanz durch das lange Lokal auf und abschwebend executirte, und die von den andern „Künstlern", namentlich dem Klavierspieler wie der Tänzerin selbst ausgestossenen, begleitenden, gesangähnlichen, schrillen, kreischenden Töne immer wilder, leidenschaftlicher und unheimlicher erklangen, brüllten die anwesenden Zuschauer immer rasender vor Wuth und Beifall.

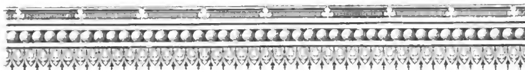
Das Ganze schien in eine Orgie ausarten zu wollen, zumal als die nach den wilden Takten des Klavierspielers Singenden gleichfalls in ein leidenschaftlicheres Tempo fielen und schliesslich im höchsten Diskant zusammen mit der Tänzerin schrille, markerschütternde Schreie als Refrain ausstiessen, welche unter rasender Erregung von der ganzen Menge der Zuschauer wiederholt wurden. Im bedenklichsten Moment, als die Tänzerin von ihren zuckenden Bewegungen erschöpft und

dem Zusammenbrechen nahe zu sein schien, brach die Musik plötzlich ab, der wilde Lärm im Publikum verstummte allmählich und jeder trank sein Syphon mit Absynth und Vermouth weiter.

Doch sie schien nur so ermattet; denn gleich nachher schwebte die etwas alternde Sylphide mit ihrem Sammelteller und ihrem anmuthigsten Lächeln zu uns, den einzigen Fremden hernieder, nachdem sie in den Teller zuvor grössere Gold- und Silberstücke hineingelegt hatte. Natürlich fielen wir als gewiegte Berliner auf diesen bekannten Zauber nicht hinein, hatten überdiess vollauf genug an dieser einen widerlichen Scene und entfernten uns bald darauf.

Später wird, wie uns unsere deutschen Freunde mittheilten, dasselbe entnervende Tanzspiel von einer Tänzerin mit einem kleinen Knaben im Arm wiederholt, und die Zuschauer sollen dann abwechselnd mit den Actricen in Krämpfe verfallen.

Das genügt, um sich ein ungefähres Bild von den entnervenden Festfreuden der Rhamadan-Nächte zu machen. Wir aber kehrten nach dem Anblick eines sogenannten arabischen Hüftentanzes um eine Erfahrung reicher unter Führung unseres Arabers in unser Hôtel zurück und schliefen den Schlaf des Gerechten.



Neuntes Capitel.

Todtenfest der Neger.

Soweit wir die einzelnen Tage für die Stadt Tunis bestimmt hatten, pflegte der erste Weg früh um fünf Uhr gemacht zu werden und zwar in eines der arabischen Cafés.

Im Hôtel gab es vor dem Dejeuner überhaupt nichts; höchstens hätte man sich einen Pokal Ziegenmilch melken lassen können, ein Getränk, welches wir erst in der Wüste schätzen lernten. Auch an einem der nächsten Tage hatten wir diesen ersten Theil unserer Tagesarbeit programmmässig vollendet und entledigten uns dann unserer brieflichen Verpflichtungen.

Die alte Frage: „Quid novi ex Africa?“ war bereits mehrfach brieflich von den Unserigen an uns gerichtet, aber noch immer unbeantwortet geblieben.

Und doch hatten wir täglich die interessantesten Erlebnisse genossen! Kaum aber war heute die Ueberschrift des ersten Briefes getrocknet, so drang dumpfe Musik an unser Ohr, einzelne Trommellaute waren zu unterscheiden. Wenige Secunden später fanden wir uns bereits, der eine in Pantoffeln, da das Anlegen der in Schweizerhänden befindlichen Schnürstiefel zu viel Zeit beanspruchte, auf der Strasse und bald danach an der

7*

Rue Djazira, von welcher her die Musik zu nahen schien.

Wie sehr aber hatte unsere Ahnung, dass französisches Militär von der frühen Uebung zurückkehre, getrügt! Kein Tambourmajor, ein alter, würdiger Neger, der Stammesälteste, in Lumpenkostüm, Schuhen und alten Sandalen schreitet, mit rothem Regenschirm bewaffnet, „langsam, abgemessenen Schrittes“ dem Zuge voran. Sein kurzer, krauser Vollbart trägt deutlich die Spuren seines Alters; wunderbar contrastirt die Silberfarbe der Haare mit dem Pechrabenschwarz der Haut. Seine ebenso zahlreichen wie tiefen Stirnfalten sind die Spuren, welche die Zeit vor 1849 ihm eingegraben. Erst in diesem Jahre sind vielleicht die Fesseln der Sclaverei, welche er so lange hat tragen müssen, gesprengt. Erhobenen Hauptes schreitet er an uns vorüber und würdigt Niemanden auch nur eines Blickes. Mit so bewunderungswürdigem Anstand weiss er seine Lumpen zu tragen, dass man die komische Zusammenstellung derselben kaum empfindet.

In gebührender Entfernung folgen dem Stammeshaupt die Grosswürdenträger, zunächst der — „Hofmarschall“, von gleichfalls hohem Wuchse. Den Hofmarschallstab, eine verrostete, unten spitze oben halbmondförmige Eisenstange, trägt er mit dem nöthigen Selbstbewusstsein zur Schau. Neben ihm und folglich wohl von gleichem Range schreitet der „Heerführer“, welcher als Zeichen seiner Würde an einem Lederriemen den reichgeschnitzten, hölzernen, buntfarbigen, mit unzähligen weissen Muscheln geschmückten „Kommandostab“ hält. Das dritte Glied des seltsamen Aufzuges bilden die Bannerträger. Eine einfarbige, grüne Fahne weht neben solchen mit gelben, blauen und rothen Mittelstreifen zwischen der gleichfalls grünen Einfassung.

Unmittelbar hinter den Fahnen erscheinen zwei alte Negerweiber; leibhaftige Hexen. Den Hexenhausrath führen sie mit sich, die eine einen Kessel mit Weihrauch

und den „Zauberstab“, die andere ein Gefäss mit Sämereien und geheimnissvoll in Zeug gewickelten Gegenständen. Die Gesichter sind von geradezu abschreckender Hässlichkeit, die Backen nach Art des Mandrils — anscheinend das Ideal ihrer Schönheit — mit unzähligen Parallelfalten tätowirt. Würde Paris der Abwechselung wegen als Schiedsrichter der Hässlichkeit berufen, er hätte in diesem Fall seinen Apfel geradezu theilen müssen. Von Zeit zu Zeit wiegen sich die Hexen nach dem Takt der Musik und machen möglichst ungraziöse Pas. Sobald die Musiker bei ihrem Tam-Tam ermatten, stürzt die den Kessel schwingende Hexe einer Furie gleich auf das Orchester los.

Sie wiegt ihr Weihrauchfass hin und her, lautlos hält sie es den Musikern unter die Nase, starrt ihnen ins Gesicht und entflammt sie zu erneuten, furchtbaren Kraftproben ihrer Handgelenke.

Als Taktstock schwingt sie ihren Zauberstab jetzt auf und nieder. Das Getöse der beiden grossen Handtrommeln und der eisernen Castagnetten verdoppelt sich. Auch die Musiker fangen an mitzutanzen. Eine Anzahl Neger und — wir bildeten den würdigen Abschluss des Zuges.

Unaufhörlich, mit nur kurzen Unterbrechungen, führen die alten Negerinnen eine Hand an den Mund, machen eine vibrirende Fingerbewegung als hätten sie die Klappe eines Blasinstruments zu bearbeiten und bringen dabei einen gellenden Triller von beneidenswerther Stärke und Ausdauer hervor, immer denselben Triller aus der Gegend des hohen C.

Noch glauben wir, einem Schwarzen die letzte Ehre zu erweisen, merken aber bald, dass es sich um keinen bestimmten Trauerfall, sondern um ein allgemeines Todtenfest handelt. Sogar mitten durch das europäische Viertel nimmt der Führer den Weg.

Jedesmal, wenn ein alter Neger dem Zuge begegnet, tritt er in denselben hinein, die Fahnen werden gesenkt,

jeder beugt sein Haupt, der Alte berührt dann mit seinem Stock den Nacken des Einzelnen. Jedes alte Negerweib welches unsern Weg kreuzt, zeigt durch denselben gellenden Triller von immer gleicher Höhe seine Theilnahme.

Begrüssungen durch alle möglichen Gesten, Küssen und Beugen des Hauptes auf die Schulter wiederholen sich sehr häufig. So geht es im grossen Bogen durch das arabische und jüdische Viertel.

Unter den vielen Neugierigen, welche der Zug heranlockte, entdeckten wir auch eine bildschöne, junge Jüdin. Sobald ihr Gemahl aber unserer ansichtig wird, stösst er sie rücksichtslos in ihre Behausung und schliesst die Thür.

Ein junger, grosser Neger, welcher uns entgegenkommt und kein Vergnügen daran findet, sich dem Zuge anzuschliessen, obwohl man ihn sehr dringend dazu auffordert, sucht sich schliesslich durch die Flucht zu retten. Sofort folgt ihm einer der Grosswürdenträger und zieht ihn einfach an den Haaren herbei, ein Intermezzo, welches sehr störend in die erhebende Feier eingreift.

Vor jeder Moschee werden die Fahnen geschwenkt. An einem Heiligengrab findet sodann ein feierlicher, ceremonieller Act statt. Der Häuptling hält eine längere Rede, die Negerweiber kramen ihre Sämereien aus und legen sie unter fürchterlichen Gesten an Stelle der frühern Opfer in die Nische des Grabes. Zugleich streuen sie in einen alten Scherben wohlriechendes Pulver und entzünden dasselbe, so dass die ganze Kubbah sammt dem Trauerzug in Weihrauchwolken gehüllt ist.

Uns lässt man ungestört herantreten. Nur als wir in wenigen Worten, wie wir es nie verabsäumten, den unmittelbaren Eindruck in das Tagebuch niederschreiben, wird man misstrauisch und controllirt unser Schreiben.

Weiter geht es an der Zuavenkaserne vorbei. Da keine alten Weiber in der Nähe waren, welche das

Getriller der beiden Hexen hätten beantworten können, geschieht dies rücksichtsvollerweise seitens der französischen Soldaten. Man nimmt aber keinen Anstoss daran.

Noch wurden im Innern zweier Moscheen feierliche Handlungen vollzogen, an welchen wir natürlich nicht theilnehmen durften. Dann aber lockert sich die Ordnung des Zuges allmählich, man kauft sich sogar Oelgebratenes. Schon längst hat eine der beiden Hexen uns bemerkt und ihre Kreise um uns gezogen. Jetzt hat sie uns völlig in der Hand und kommt mit ihrem rauchenden Kessel direkt auf uns zugeschritten, „Was wollt ihr da? Wer schlich sich ein? Die Feuerpein Euch ins Gebein!“ so scheint uns auf gut Deutsch ihr Wortschwall zu lauten. Bald aber empfindet sie ein menschliches Rühren und vertraut uns das Geheimniss des Hexen-Einmaleins an: „Du musst verstehn! Aus Eins mach Zehn!“ Indem sie sich von uns die erforderlichen Karroubenstücke einhändigen lässt, löst sie das Räthsel des Hexen-Einmaleins und beweist uns seine hohe, praktische Bedeutung.

Auch die vorhin erwähnten Würdenträger gesellen sich zu uns und finden sich keineswegs veranlasst, die ihnen gebotenen Cigaretten zu verschmähen.

So kommen wir allmählich, von den Grosswürdenträgern als zum Zuge gehörig betrachtet, von der Queue an die Tête der Procession und wandern über den Bahndamm der Linie Tunis-Algier hinweg bis zum Bab-el-Tabah. Nachdem wir drei Stunden lang den Zug begleitet und so ziemlich ganz Tunis sammt seinen Heiligengräbern mit ihm umwandert haben, trennten wir uns hier von demselben, da er den Weg nach dem weiter südlich gelegenen, für uns aber geschlossenen, grossen, mohammedanischen Begräbnissplatz einschlägt.

Das war also ein Todtenfest mohammedanischer Neger.

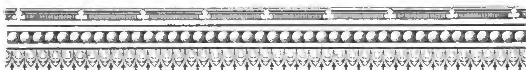
Man hätte es eher für ein heidnisches Fetisch-Fest im uncultivirtesten Innern Centralafrikas halten können. Noch lange hörten wir den monotonen Rythmus der Trommel; nie aber wird der Gesammteindruck dieses Morgens unserm Gedächtniss entschwinden!

Fügen wir dieser Silhouette noch einige Worte über die Stellung der Neger in Tunis seit der Aufhebung der Sklaverei hinzu.

Man findet sie dort in allen möglichen Lebensstellungen, nicht nur als Diener, Musikanten, namentlich Paukenschläger, Weissbinder, Kleinhändler von Viktualien, als Jongleure und Schlangenbändiger, sondern auch als Heilige, einflussreiche Ober-Eunuchen, ausnahmsweise auch als reiche Rentiers. Jedenfalls sind sie in Tunis nichts weniger als verachtet und fühlen sich dort recht wohl.

Ihre Frauen sind dort die einzigen weiblichen Wesen, welche an dem sonst nur von Männern betriebenen Handel (als Verkäuferinnen von Brod, Kuchen und dergleichen, wie wir gesehen haben) Theil nehmen. Neben ihrer abschreckenden Hässlichkeit imponirt ihre geschmacklose Tracht: der grellfarbige Burnus und Haïk, die gewaltigen Kupferringe an Ohren und Fingern, die farbigen Glasperlen um den Hals.

Meist zeigen die Neger die tiefschwarze Farbe der Bewohner des Sudans. Die braune Schattirung findet man öfter in der Armee des Bey, als Farbe eines imponirend grossen, kräftig und schön gebauten Menschenschlages, der nur durch seine platte Nase und die wulstigen Lippen an seine Abstammung erinnert.



Zehntes Capitel.

Eine Soirée beim deutschen Consul, Café de la bourse, Gefahren des tunisischen Klimas.

Nachdem wir den ersten Eindruck, welchen Tunis auf uns machte, in allgemeinen Umrissen wiedergegeben, auch der verschiedenen Volkstypen daselbst gedacht haben, sei es uns nunmehr gestattet, vor dem Beginn weiterer Excursionen, um unserem Bilde mehr Hintergrund zu geben, im Gegensatz zu dem eben geschilderten „Fetisch-Fest der Neger" mit einigen Strichen Europa im Occident vorzuführen.

Zwar hatte uns Herr v. Eckardt dringend gerathen, das europäische Viertel zu meiden und nur in exotischen Zonen Studien zu machen, allein er zwang uns sofort liebenswürdigerweise zur Nichtachtung seiner Mahnung, indem er uns mit einer Einladung beehrte.

In der zehnten Stunde, der tunisischen Soireestunde, trafen wir in dem Consulatsgebäude ein.

Mit der Toilette war das freilich ein eigenes Ding gewesen. Während der eine von uns, für Papst und Sultan präparirt, mit „Lack, Frack und Claque" versehen war, disponirte der andere, ehrlich gesagt, eigentlich nur über riesenhafte Aetna- resp. Montblanc-Stiefel und einen einst herrlichen Touristenanzug.

Doch der liebe Gott verlässt keinen Deutschen. Unpässlichkeit des dritten Reisekameraden, guter Wille auf der anderen Seite und eine gewisse Darwin'sche Anpassungsfähigkeit ermöglichten es auch Nummero Zwei von uns, in erträglicher Gesellschaftstoilette zu erscheinen.

Trotz möglichst später Stunde (nach unseren europäischen Begriffen) erschienen wir als die ersten im Salon und hatten infolge dessen die Ehre, der hochverehrten Dame, wie den liebenswürdigen Töchtern des Hauses nicht nur flüchtig vorgestellt, sondern auch durch muntere Plauderei einigermassen bekannt zu werden. Allmählich füllten sich die Räume und wir bewunderten zunächst die Sprachgewandtheit der jugendlichen Wirthinnen, welche gleichzeitig in vier Sprachen elegant und geläufig plauderten und dadurch dem farbenprächtigen in exotischen Blumendüften gehüllten Kreis schöner Damen und ausdrucksvoller meist südlich gefärbter Männertypen, einem bunten, in Hildebrandt'scher resp. Böcklin'scher Farbenpracht schillernden Bilde, erst den modernen, gediegenen Salonrahmen geistiger Zusammengehörigkeit gaben.

Harte, englische Laute schwirrten unvermittelt neben spanischen, weichen Klängen, nur harmonisch gestimmt durch den schönen Mund, aus welchem sie hervorquollen; das Deutsch des Ungarn kreuzte sich mit dem süditalienischen Dialekt des Neapolitaners.

Wie sehr die Damen, an deren Hirn der materialistische Anatom und Physiologe mit der Wage in der Hand herumnörgeln, uns sogenannten Herrn der Schöpfung überlegen, beweisen uns die Töchter des Hauses, welche uns hoffentlich nicht weibischer Plauderhaftigkeit zeihen werden, wenn wir hier verrathen, dass diese polyglotten Damen selbst die für uns Europäer so sehr schwierige arabische Sprache vollständig beherrschen. Doch stellen wir unser Licht nicht gar zu sehr unter den Scheffel. Staunend blickten wir uns gegenseitig an und

bewunderten gegenseitig die Fertigkeit, mit welcher wir unter dem Zauber des ewig Weiblichen elegante, italienische Redewendungen im Plauderton entwickelten.

An geistigen Genüssen wurden uns reizende italienische, spanische und maurische Chansonetten unter Mandolinen-Begleitung geboten, schliesslich vereinte uns ein flotter Walzer, welcher von den italienischen Damen mit dem gleichen Feuer, der gleichen Eleganz und Gewandtheit wie von den deutschen getantzt wurde, auf dem Parquet des Tanzsalons.

Dass wir uns zum Schluss auch, der animirten Stimmung Rechnung tragend, zum Vortrag deutscher Studentenlieder verstiegen, genügt wohl zur Charakterisirung der munteren Unterhaltung im Salon.

Den vorzüglichen, in ewigem Wechsel bis zur dritten Stunde hin gebotenen Producten von Küche und Keller konnten wir leider, infolge des im Hôtel vorangegangenen gar zu reichlichen Diners, nicht die volle Würdigung angedeihen lassen.

Das afrikanische Colorit empfingen sie durch die Umgebung wie auch theilweise durch die Art und Form des gastlich Gebotenen. Abwechselnd mit der weiblichen Bedienung glitten arabische Diener nebst einem Neger in ihrem buntfarbigen Costüme lautlos durch die Reihen der Gäste und präsentirten alle möglichen Erfrischungen, von Thee, Limonade und Bowle bis zu schweren Weinen, und wenn wir nicht irren, auch „Lakhmi", dem aus den Dattelpalmen gewonnenen sogenannten Palmenwein, welcher mit Rothwein zusammen sehr gut schmeckt und auf dessen Zubereitung wir noch zurückkommen. Dann wurden, den Landessitten entsprechend, Süssigkeiten in unendlicher Mannigfaltigkeit, welche durch die verschiedenartigste Zubereitung den Gaumen immer wieder von neuem reizten, herumgereicht.

Die deutsche Hausfrau wurde durch die nicht fehlende Torte repräsentirt.

Unter den später folgenden consistenteren Genüssen, welche ebenso in Rom und Wien geboten sein konnten, imponirte uns der riesengrosse Hummer der afrikanischen Küste, welcher trotz seines prachtvollen Fleisches wegen der Schwerverdaulichkeit im tropischen Klima mit Vorsicht genossen sein will.

Nach flottem Walzen umstanden wir Deutschen unsern liebenswürdigen Wirth in andachtsvoller Stimmung, als derselbe durch seinen zweiten Dragoman Hamda Scheherli einen Korb versiegelter und dreifach verpichter Flaschen in Goldkapsel herantragen liess. Gespannter verfolgt in unsern Breiten an edler Tafelrunde kein „Ritter von der Gemüthlichkeit“ das Hervorquellen des perlenden Johannisberger Ausbruchs, kein Schiffsgenosse unter der Linie das Perlen der edlen veuve Cliquot, als wir das Entkapseln der Flaschen beobachteten und mit einem langgezogenen Seufzer tiefer Befriedigung edles deutsches Bier einsogen.

Allgemach nahte nun auch die Stunde des Aufbruchs, welcher hier allerdings sehr spät resp. früh erfolgt. Strömte ja doch erst nach Mitternacht die herrliche, durch die zu durchstreifenden duftigen, exotischen Gewächse parfümirte, ozonreiche Maienluft in die Zimmer und erfrischte Herz und Gemüth! Mit verbindlichstem Danke für die genussreichen Stunden verabschiedeten wir uns von Herrn v. Eckardt und durchwanderten mit dem hier kennen gelernten und gleich lieb gewonnenen Repräsentanten der deutschen Colonie, Herrn v. Knapp, dessen wir früher schon mehrfach gedacht haben, einem Rheinländer, welcher ursprünglich seiner schwachen Gesundheit wegen aus seiner Heimathstadt Köln hierher gegangen war, und wenige Wochen nach unserer Abfahrt zum Sekretär des deutschen Consulats ernannt wurde, das nächtlich stille Tunis, in tiefen Zügen uns an der balsamischen Luft erquickend. Derselbe weihte uns in alle tunisischen Verhältnisse ein, war fortan bei allen kleinen und grossen Sorgen unser treuer Berather, und

wenn wir nach der Anleitung des Herrn Consuls in relativ kurzer Zeit eine einigermassen richtige Anschauung von dem Leben dort gewonnen und einen etwas tieferen Einblick, als sonst wohl Reisende, in dies afrikanische Küstengebiet gethan, so haben wir dies in zweiter Linie ihm zu danken.

Durch ihn lernten wir auch die Mitglieder der deutschen Colonie kennen, welche allerdings mit wenigen sesshaften Ausnahmen ähnlich den Sandwellen der Sahara (sprich Sáchara), in steter Fluctuation sind. Wenigstens ist diese kleine Gemeinde durchaus frei von allen zweifelhaften Elementen, welche hier früher auch gelegentlich eine Rolle gespielt haben, bis die Nemesis sie ereilte. Des Abends waren wir mit ihnen in dem vorhin erwähnten Café de la bourse versammelt, wo wir in dem Besitzer des Lokales einen neuen Typus von Menschen kennen lernten.

Derselbe, ein kleinasiatischer Grieche Namens Christos, hat eine etwas sehr bewegte Vergangenheit hinter sich, von welcher hier zu Lande ruhig gesprochen wird, und wenn er auch jetzt, auf dem Altentheil sitzend, kein Wässerchen trübt, und sogar das Mittrinken eines Masticha-Liqueurs (des griechischen Nationalgetränks) als Mässigkeitsapostel verweigert, so bürgt seine unheimlich düstere Physiognomie mit den stechenden Augen und dem gewaltigen. robusten Körper doch dafür, dass das Gerücht wahrspricht und dass vor zehn Jahren das Zusammentreffen mit ihm an abgelegener Stelle wohl manchem gefährlich gewesen ist.

Wir sind sehr bald seine Freunde geworden. Er liebt überhaupt die Deutschen, welche seinen aromatischen Masticha und sein schönes Flaschenbier trinken, ein und einhalb Francs dafür bezahlen und dann immer wieder noch eins trinken.

So ging es uns dort auch an einem der folgenden Abende inmitten unserer deutschen Landsleute. Jenenser, Tübinger und Heidelberger Erinnerungen tauchten auf

und die Kehlen wurden trocken; wenn die Flasche geleert, war Herr Christos prompt mit der vollen wieder da und „der Wind strich durch die Hallen“ und — das dicke oder vielmehr dünne Ende folgte nach.

„Praesente medico nihil nocet“ (in Gegenwart des Arztes ist alles erlaubt) ist ein recht schöner Satz, aber in Tunis scheint er auf den Arzt selbst keine Anwendung zu finden. Kaum zu Hause angelangt, empfand dieser Schüttelfrost, Magen- und Darmkrampf, machte einige Dutzendmale ununterbrochen, mit einem einer bessern Sache würdigen Eifer, die Promenade vom Bett zur Bank von Stein und zurück, bis sich in allen Muskeln schmerzhafter Krampf einstellte und er an sich selbst die Symptome des stadium algidum studiren konnte. Indess der Humor blieb unverloren. Die Diagnose wurde dahin gestellt, dass nur im Falle des tödtlichen Ausganges asiatische resp. afrikanische Cholera zu Grunde läge, andernfalls cholera nostras. Absolute Diät, Hunger und milde Opiate wirkten als Heilmittel; aber der Patient schlich einige Tage schattenhaft umher, bis die natürliche Elasticität sich wieder geltend machte und — Herr Christos hatte einen guten Kunden verloren.

Während der eine von uns mit diesem Zwischenfall den Göttern ein für allemal sein Dankesopfer dargebracht hatte und von Cholerine-Bacillen absolvirt war, nahm der andere den Keim des tückischen Klimafiebers infolge unserer gewaltigen Anstrengungen und tagelanger bis in die Nacht hinein ausgedehnter Streif- und Jagdzüge, deren Hauptsächlichste wir später schildern werden, mit nach Europa und führt noch jetzt mit mächtigen Chiningeschossen den allmählich zum Siege führenden Kampf gegen die Sahara-Bacillen. In seinem Jagdeifer hatte er sich vor dem längern Verweilen in den ominösen Oleander-Gründen nicht gescheut und von dort neben anderer Jagdbeute unfreiwillig auch diese heimgetragen.

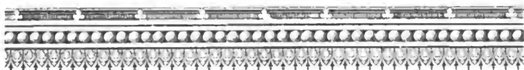
Knüpfen wir an diese, wenigstens für die Bethei-

ligten, interessante Fälle einige hygienische Verhaltungsmassregeln für den Europäer in Tunis.

Das Gefährliche des Klimas liegt in den feuchten, kühlen Nächten, welche auf die drückend heissen Tage folgen. Man thut daher gut, sich nicht der kalten Nachtluft auszusetzen und sich jedenfalls gegen Hitze wie Kälte durch Flanellhemden zu schützen. Selbst die Eingebornen holen sich hier Nachts leicht Rheumatismus.

Dann sind ferner hier Wechselfieber sehr verbreitet, aus den gleichen Ursachen wie in Süditalien und in den Miasmengegenden Deutschlands. Schlechte Luft, namentlich Sumpfluft und schlechtes Wasser (aus alten Cisternen) sind die Träger der Miasmenpilze, welche erfahrungsgemäss bei dem Europäer leicht haften, sich im Blut rapide verbreiten, und durch alle landläufigen Mittel als: Chinin, Eisen, Antipyrin, Arsenik und die Dutzende hier cursirender Geheimmittel nur sehr schwer und sehr langwierig zu beseitigen sind. Tritt Blutentmischung und Zehrfieber hinzu, dann giebts nur ein Radikalmittel: Luftveränderung, Wechsel des Wohnsitzes, Wechsel des Erdtheils. Abgesehen von den nöthigen, hier angedeuteten Vorsichtsmassregeln giebt es noch ein nahezu souveraines, sicher helfendes Vorbeugungsmittel: Nüchternheit, Diät.

Daher wird mit Recht in den Reiseführern vor dem Genuss von Bier, Liqueuren und Schweinefleisch gewarnt, und die mosaischen Vorschriften des alten Testaments gelten hier mit Recht noch jetzt.



Elftes Capitel.

Tunisische Trachten, Religion, Steuerwesen und Handel.

Ohne bestimmten Plan waren wir bis jetzt mitten in die Araberstadt hineingestürmt und all das ungewohnte Neue hatte sich treu auf unserer Netzhaut abgespiegelt.

Nun war es an der Zeit induktiv vorzugehen und alle Eindrücke zu sichten.

Wir erfreuten uns ja liebenswürdiger und stets willfähriger Berather, welche uns die erbetenen Erklärungen gaben und uns über alles von uns Nichtverstandene, über Eigenthümlichkeiten des tunisischen Lebens, über arabische und jüdische Sitten und Bräuche belehrten. Wohl hatten wir uns zuvor in der Heimath nach Möglichkeit über Tunis zu informiren gesucht. Doch was wir gelesen, war für uns wenig verwerthbar gewesen und dabei vielfach unrichtig aufgefasst, veraltet, geradezu falsch. Und das Alles erschien auch so abgeblasst gegenüber dieser bunt schillernden Wirklichkeit. „Grau, Freund, ist alle Theorie", jenes Wort desselben grossen Dichters, welcher den römischen Karneval so wunderbar anschaulich, klar und gewissenhaft geschildert hatte, klang uns auf Schritt und Tritt in den Ohren.

Was wir aus den mannichfachen Beobachtungen heraus gesichtet und erfahren hatten, wollen wir in den fol-

genden Zeilen wiedergeben und erbitten uns im Voraus Indemnität, wenn trotz unserer günstigen Lage unrichtige Auffassungen mit untergelaufen sein sollten.

Ohne Beherrschung der arabischen Sprache ist und bleibt eben jede Beobachtung bei aller Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit nur Stückwerk.

Die Bewohner von Tunis zeigten sich uns nach längerer Beobachtung doch verschiedenartiger, als wir in der kurzen einleitenden Schilderung derselben angegeben hatten.

Behandeln wir zunächst ihre Tracht im Zusammenhange.

Um mit dem Haupt zu beginnen, so weist die Unmasse von Barbieren, deren Läden man an jeder Ecke sieht, schon darauf hin, dass ihre Thätigkeit dort eine vielseitigere ist, als in unserem kühleren, des Haarschutzes bedürftigeren Norden. In der That trägt jeder Moslem das Haupt bis zum Fezrande glatt rasirt. Dieses Verwüstungssystem dehnt sich selbst auf die Maurinnen aus, welche zwar ihr meist üppiges, prachtvolles, in dicken, schwarzen Strähnen herabfallendes Haupthaar unangetastet lassen, im übrigen aber jedes Härchen mit Scheere oder Rasirmesser verfolgen und sich nach dieser Richtung hin in permanentem Kriegszustande befinden.

Wie hat doch die Natur (oder Unnatur?), die Feindin aller schroffen Uebergänge, uns Kulturmenschen die Annäherung an die Sittenvorschrift Mohammeds so leicht gemacht?

Ohne Intervention des wackern Schaumschlägers zeigen wir mehr und mehr, unsere Gelehrten und Helmbeflissenen voran, solch am edlen Haupt beginnendes glattes Defizit, und wenn uns Virchow gelegentlich einen mit einem Urwald von Haaren bedeckten Steppenrussen vorführt, so erkennen wir darin nur den Zustand des Atavismus und finden uns allmählich mit der Erkenntniss ab, dass wir langsam aber sicher dem Degenerationszustande der Haarlosigkeit entgegengehen. Aber bis

dahin hat es noch gute Weile; bis dahin wird noch mancher Schnurbart keck gewirbelt werden, wenn auch schon statt des üppigen Scheitels der Halbmond erscheint, und vielleicht ach wie bald das glänzende Gestirn in seinem ganzen Umfange leuchtet.

Der Araber bedeckt sein glatt rasirtes Haupt mit dem braunrothen Fez und hüllt um diesen in breiten Falten das meist reich gestickte Turbantuch (Kaschta), welches, entrollt, ungeahnte Dimensionen einnimmt und bei manchem Turbanträger durch seine Pracht, Feinheit und Kostbarkeit ein nicht geringes Vermögensobjekt repräsentirt.

Die Verschiedenartigkeit der Farbe der Kaschta giebt, wie wir gesehen haben, dem Bilde ungemein viel Leben, mögen die Träger in dem Zûg in lebhafter Bewegung auf und ab wandern oder mögen sie im Kaffeehaus still sitzen und bei der Tasse Mokka oder einem Glase gelblichen Sorbets, eines milden nach Mandelmilch schmeckenden Getränkes, welches dort im Süden von den Arabern eben so viel, wie der Mokka, getrunken wird, dem Märchenerzähler lauschen.

Die hellgrüne Farbe desselben ist ein Vorrecht der Marabouts und der Nachkommen des Propheten. In letzterer Hinsicht scheint bei den Arabern keineswegs Engherzigkeit zu bestehen; es sind eben alte Traditionen, welche dieses Recht verleihen.

Nur bei den Wüstenarabern führt der Edle (Djiid, Mehrzahl Djuëd) seinen Stammbaum gleich dem seines Pferdes und Hundes auf die Zeiten des Propheten, von dessen Gefährten, den Mehhal, er abstammt, urkundlich zurück und ist stolz auf die Reinheit desselben.

Dunkelblaue Farbe des Turbans wie auch des später zu schildernden Kaftans kennzeichnet den Juden, der im Uebrigen weder nach Tracht noch nach Farbe und Aussehen von den Mauren und Arabern unterschieden werden kann. Indess ebenso wie derselbe seit dem Protektorat Frankreichs seinem Ghetto entwachsen ist und

namentlich die reichen Juden sich vielfach im europäischen Viertel angesiedelt haben, so bindet sich auch seine Tracht nicht mehr streng an die alt hergekommenen Vorschriften.

Freilich, einen Juden in arabischer Tracht wird man schwerlich anders als dunkelblau finden. Ob es die Araber mit einem in andere Farbe gekleideten ebenso machen, wie unsere Bauernburschen mit einem Landsmann, welcher nicht gedient hat und es wagt, sich eine Dragoner- oder Husarenmütze aufzusetzen, haben wir nicht in Erfahrung gebracht, wohl aber haben wir viele, uns als solche bezeichnete, junge Juden stutzerhaft und halb europäisch mit Stiefeletten, Gehrock, Brillantnadel und dergleichen bekleidet gesehen. Bis aber europäische Tracht in das Araberviertel eindringt, wird wohl noch manches Jahrhundert verstreichen. Und es wäre wahrhaftig jammerschade, wenn je die kleidsame, gesunde Tracht des Fez und des vielfarbigen Turbans durch unsere monotone, jämmerliche Kopfbedeckung oder gar durch die Quintessenz derselben, den einzig salonfähigen Cylinder, verdrängt werden sollte. Um zu erkennen, wie sehr der Europäer sich mit seinen greisenhaft dunkeln todten Kleidern und Trachten selbst im Lichte steht, muss man nur einen Tag in Tunis oder Constantinopel gewesen sein.

Beim Turban hätten wir noch eine Eingenthümlichkeit hervorzuheben. Man sieht denselben meist um den Fez rollenförmig gewunden. Jene beiden Araber, welche wir früher erwähnten, waren auch dabei beschäftigt, ihr langes Turbantuch so fest und emsig aufzurollen, wie unsere Marssöhne ihren Mantel vor dem Ausrücken, als ob sie dabei dachten: was hilft mir der „Turban“, wenn er nicht gerollt ist? Es ist dieser geldrollenartig um die Schläfe gewickelte Turban das Erkennungszeichen aller Kaufleute.

Zur Vervollständigung des anmuthigen Bildes müssen wir noch des Jasminbouquets gedenken, auf welchem

stets eine bunte Glasperle die Spitze des pyramidenförmig gebundenen Strausses bildet, eines Schmuckes, welchen fast jeder Tunise wie eine Schreibfeder hinter dem Ohre trägt. Neben diesen von den Wohlhabenderen bevorzugten Jasminbouquets sahen wir auch Nelken und andere buntfarbige Blumen ebenso getragen. So zeigte uns ein alter Neger mit dem Schwarz der Haut, dem Weiss des Bartes und dem Roth der Nelke zu unserer nicht geringen Freude unsere Landesfarben.

Die Mohammedaner sind alle überzeugungstreue Jägerianer. Niemals wird man bei ihnen ein leinenes Hemde auf blossem Leibe entdecken. Statt dessen tragen sie alle eine am Hals offene wollene Jacke, welche über den Kopf an- und ausgezogen wird, als „letzte Hülle“. Hierauf folgt die reich verschnürte, seidengestickte, mit vielen grossen und kleinen Knöpfen bedeckte „Firmla“, eine Art Weste und über dieser die „Rulila“, ein der spanischen Jacke unserer Cirkusreiter ähnliches eng anliegendes Jaquet, welches mit Gold- und Silberband reich eingefasst ist. Statt Firmla und Rulila wird von Berbern und Arabern und zum Theil auch Juden die meist seidene „Tschobba“ getragen. Dies ist ein hemdartiger Kaftan, ein buntes sehr bequem sitzendes Kleid mit weiten Aermeln und bunter, gestickter Schärpe. Dasselbe fällt weit über die nur bis zum Knie reichenden „Saruals“ herab, die weiten Beinkleider von weisser Leinewand. Knie und Unterschenkel bleiben nackt, die Füsse sind mit ganz kurzen baumwollenen oder seidenen Socken bedeckt und stecken in gelben oder rothen Pantoffeln. Ueber die Tschobba resp. Rulila fällt dann die „Schellaba“, der Burnus, welcher von Niemand in so graziösem Faltenwurf drapirt werden kann, wie vom Araber. Von den zahlreichen Farbenschattirungen bleibt die hellgrüne Farbe den Nachkommen des Propheten, die hochrothe den Beamten, den Kadis und Muftis, die dunkelblaue den Juden vorbehalten, deren Saruals auch meist

blau sind, nämlich Pumphosen aus blauem Tuch. Bei den andern Moslems sehen wir in buntem Farbengewirr schwarz und silbergrau, safrangelb und olivengrün, orange, lila und amaranthroth je nach Geschmack und Stimmung durcheinander. Einfach und billig sind diese Trachten nicht; einer der eben geschilderten Anzüge kostet, wenn aus feinem Stoff, einige hundert Francs und wird überdies alljährlich zum Rhamadan seitens des Wohlhabenderen durch einen neuen ersetzt.

Nicht nur die reichen Juden geben ihren Töchtern die Mitgift in kostbaren Kleidern, Gold und Geschmeide mit (mit dem geheimen Gedanken, dass bei der so häufigen Trennung der Ehe diese ihre Mitgift so am leichtesten wieder mitnehmen können), auch die vornehmen Araber lieben Gold und Geschmeide und zeigen diese Vorliebe in ihren Gold- und Silber-Verschnürungen, Brillantnadeln, kostbaren Ringen und Armbändern. Die Hoftrachten strotzen geradezu von Gold und Brillanten oder — Simili.

Die Tracht der Maurinnen unterscheidet sich kaum merklich von der früher geschilderten der Jüdinnen.

Sie tragen gleichfalls spitze, goldgestickte Mützen von Seide, grellfarbige, weite und kurze Seidenblousen, welche kaum bis zur Hälfte des Oberschenkels reichen und eng anschliessende, weissseidene Beinkleider, welche bis zu dem nackten, kleinen Fuss hinabgehen. Der Hauptunterschied besteht neben der etwas dunkleren Gesichtsfarbe der Maurinnen hauptsächlich darin, dass diese ihr Gesicht stets streng in der früher angegebenen Weise verhüllen. Als Umwurf oder Mantel dient der wollene oder seidene Haïk mit herabhängender oder emporgezogener Kaputze, den wir auf dem Bazar bereits kennen gelernt haben.

Fassen wir nunmehr die Stammeseigenthümlichkeiten der Araber zusammen, so sind diese Legitimisten, fügen sich unbedingt dem alten Herkommen (Kanoun), sind fromm, verehren ihre Heiligen und führen als Nomaden ein un-

stetes Leben, während die Berber, die Ureinwohner von Nordafrika, Demokraten sind, Ackerbau treiben, an ihrem Grund und Boden sesshaft festhalten, sich auf ihre Gemeindeverfassung stützen, in der Gemeindeversammlung, der Djemâa, ihre Beschlüsse gemeinschaftlich fassen und für schlechte Moslems gelten, da sich in ihrem Mohammedanismus noch viele altchristliche Anklänge finden.

Charakteristisch für die Araber sind die vollen, etwas aufgeworfenen Lippen, die lange, gerade Nase und die grossen, mandelförmigen Augen mit melancholischem schwermüthigem Ausdruck, die dunkle Gesichtsfarbe und die meist imponirende Grösse, während die an Gestalt kleineren Berber schmale zusammengepresste Lippen, eine stark gewölbte, semitische Nase, kleine Augen mit listigem, verschlagenem Ausdruck und hellere Gesichtsfarbe zeigen.

Der Gegensatz zwischen ihnen und den Arabern ist so alt, wie das Auftreten der Letzteren in der Geschichte und im wesentlichen der Grund zu dem so frühen Untergang der blühenden Araberreiche in Sicilien, in Spanien, in Afrika.

In dem westlichen Theile Nordafrikas ist dieser Gegensatz zwischen Kabylen und Arabern noch scharf ausgeprägt, während derselbe, wenn man von den scharf charakterisirten, hellgelb gefärbten Khroumirs, den Berbern der Berge, absieht, in Tunis, das heisst in der Stadt, fast ganz verwischt ist.

Hier erscheinen Berber und Araber ohne besondere, charakteristische Merkmale unter dem gemeinschaftlichen Namen „Mauren“ und tragen in den Bazars, in welchen sie neben den Juden den Handel beherrschen, meist helle Kleider und blendend weisse Strümpfe mit gelben oder schwarzen Pantoffeln.

Von den ländlichen Arabern um Tunis, deren Frauen sich sehr einfach tragen, den Körper in groben, blauen Stoff gehüllt, das Gesicht stets unverschleiert und in den Ohren die geschilderten, kolossalen Ohrringe, unter-

scheiden sich die Beduinen der Wüste sehr wesentlich, welche die Traditionen der Nachkommen des Propheten nach Tracht wie Sitte streng aufrecht erhalten haben.

Die Türken in Tunis sind jetzt zwar an Zahl bedeutend zusammengeschmolzen, behaupten aber trotzdem mit den ehemaligen Mamelucken, den Tscherkessen und Georgiern, bei Hof und in den oberen Gesellschaftsklassen noch ihren Rang. Sie fallen sofort durch ihre höhere Gestalt, ihren meist strengen Gesichtsausdruck, das bis auf den starr abstehenden Schnurrbart rasirte resp. kurz geschorene Kinn auf und zeigen in ihrer Haltung etwas Militärisches.

Die Zeiten sind freilich vorüber, in welchen sie die einträglichsten Commandos, Stellen und Aemter inne hatten, ganz Tunis als ihre Domäne betrachteten und, wenn man ihnen Widerstand entgegensetzte, sofort alles durch eine blutige Palast-Revolution durchsetzten. Die Janitscharen von damals sind ebenso in Tunis wie in Constantinopel niedergemetzelt, aber gleichwohl hat mancher von ihnen noch jetzt, wenn auch als gehorsamer und unterwürfiger Diener seines Herrn, noch bedeutenden Einfluss am Hofe Seiner Hoheit des Bey.

Zu den rechtgläubigen Bewohnern von Tunis, den Sunniten, welche sich bekanntlich in die vier anerkannten, nur durch ganz geringe Ceremonien von einander geschiedenen Sekten resp. Riten der „Hanefi“, „Maleki“, „Schafâai“ und „Hanbeli“ theilen, rechnet man die Araber, Beduinen, Berber, Türken und die Kuluglys, das heisst Mischlinge von Türken und arabischen Frauen, zu denen auch das gegenwärtige Fürstengeschlecht aus dem Stamme der Husseiniten gehört. Von ihnen unterscheiden sich die „Chomsiya“ (Ketzer), welche unter sich eine Sekte bilden, auf die der rechtgläubige Moslem mit Verachtung blickt und welche auch der Jude als gefährliche Concurrenten im Handel mit seinem Hasse verfolgt.

Zu diesen zählen erstens die „Dscherâbas“, die Bewohner der südtunisischen Insel Dscherba, welche den

ganzen Kleinhandel in Tunis, alle Geschäfte, die ausserhalb des Bazars abgeschlossen werden, beherrschen und sehr rührig und eifrig im Erwerb sind; zweitens die „Mozabiten", welche gleich jenen zu den Semiten gehören und eigenthümliche religiöse Gebräuche pflegen. Diese sind in Tunis nicht sehr zahlreich und meist als Kohlenverkäufer oder Badediener thätig; sie leiten ihren Ursprung selbst von den durch Josua vertriebenen Moabitern her. Zwischen ihnen und den Arabern besteht tödtliche Feindschaft, hauptsächlich wegen geringfügiger Differenzen in der Ausübung ihrer kirchlichen Ceremonien. So ist folgendes eigenthümliche Missverständniss der stete Anlass zu gegenseitiger Verfolgung und Feindschaft.

Der Araber begnügt sich damit, in seiner Moschee einen reinen Teppich unter sich auszubreiten, wenn er zum Gebet niederkniet. Der Mozabite geht in seinen Ansprüchen an Reinlichkeit, seinem strikten Wunsch alles Unreine beim Gebet von sich fern zu halten, noch weiter und legt daher, um ganz sicher zu gehen, vor dem Gebet seine Beinkleider in der Moschee ab. Der Araber missversteht diesen Ausfluss höchster Frömmigkeit, sieht darin den ersten Akt einer beabsichtigten, schnöden Beschmutzung seines Gotteshauses und wirft den Mozabiten daher mit Schimpf und Schande zum Tempel hinaus.

So viel über Tracht und Sitten der Tunisen.

Ins Innere der Moschee darf kein Ungläubiger eindringen, weil der Araber bei aller Toleranz gegen Andersgläubige darin eine Verunreinigung seines Gotteshauses, ja geradezu eine Religionsschändung sieht. Er verhindert sogar taktvoll den Europäer, ihn bei seinen religiösen Akten von weitem zu beobachten. Gleichwohl ist es uns gelungen, nicht nur durch einen glücklichen Zufall die kirchlichen Ceremonien längere Zeit hindurch aus geringer Entfernung genau mit anzusehen, sondern auch das uns Fehlende zu ergänzen, überhaupt einen

tieferen Einblick in die Religion Mohammeds zu thun, als selbst ein längerer Aufenthalt im Orient ermöglicht.

Der dem Jüngeren von uns befreundete in Erzerum (Kleinasien) gebürtige türkische Artillerie-Offizier Mehmed Schükri Aja Bakan, Flügeladjutant Seiner Majestät des Sultans der Ottomanen, von 1884 bis 1887 zur Dienstleistung beim Königlich Preussischen zweiten Garde-Feld-Artillerie Regiment kommandirt, welchem wir hier unsern verbindlichsten Dank aussprechen, gab uns Erläuterungen zu den in der Nähe der Fontana vor einer kleinen Moschee beobachteten religiösen Ceremonien der betenden Araber.

Er weihte uns auch in die frommen Bräuche seiner Religion ein, schilderte uns das religiöse Leben des Mohammedaners von der Wiege bis zum Grabe, setzte uns also in den Stand, interessante Beiträge zu unsern geringen Kenntnissen dieses Abschnitts unserer Skizze zu liefern. Da wir glauben, Neues oder doch nur im engsten Gelehrtenkreise Bekanntes zu berichten, so werden wir in unserer Schilderung der mohammedanischen Religionsbräuche, Dank Herrn Mehmed Schükri, etwas ausführlicher sein.

Sämmtliche Handlungen im menschlichen Leben fallen in eine der folgenden Gruppen:

1. „Farse“, die religiösen Handlungen, welche im Koran, als von Gott eingesetzt, befohlen werden. Sündig ist, wer sie nicht befolgt, ungläubig, wer nicht an dieselben glaubt.

2. „Wadjib“, Handlungen, welche der Koran als obligatorisch befiehlt, ohne den Nachweis zu liefern, dass sie direkt von Gott eingesetzt seien.

3. „Sünnet“, Handlungen, welche „Mühémmed“ (so lautet die Aussprache) selbst stets beobachtet, in deren Befolgung er aber dem Volke, um ihm Erleichterung zu gewähren, Spielraum gelassen hat.

4. „Musteheb“, was Mohammed auch ab und zu gethan hat und dessen Befolgung daher Vortheil bringt.

5. „Mübah“, Handlungen, deren Befolgung indifferent ist.

6. „Mekruh“, Handlungen, die zwar verwerflich sind, aber niemanden sündig oder ungläubig machen.

7. „Müfsid“, Handlungen, welche die Wirkung eines religiösen Aktes aufheben (wenn man zum Beispiel beim Beten spricht).

8. „Haram“, umfasst alles, was als sündhaft verboten ist, zum Beispiel stehlen, tödten und dergleichen.

Die vielen tief in das tägliche Leben des Einzelnen eingreifenden äusseren Vorschriften, welche der Islam seinen Söhnen macht, haben niemals nur äusseren Zweck, sondern hohe sanitäre oder gar ethische Bedeutung.

Betrachten wir uns zunächst die als Vorbereitung für das Gebet dienenden Waschungen. Jede einzelne Handlung, die Reihenfolge selbst, ist vorgeschrieben.

Vor jedem Gebet sind die Waschungen zu wiederholen, dabei jede einzelne Bewegung dreimal zu machen. Stets müssen die Reinigungen in fliessendem Wasser erfolgen, das heisst in Wasser, das im Stande ist, einen Strohhalm fortzuschwemmen.

Die Ceremonien beim Waschen sind folgende:

1. Waschen der Hände.

2. In die rechte innere Hand wird Wasser genommen, an den Mund gebracht und derselbe ausgespült. Besser noch wendet man ein weiches Holz hierbei an, „Misswak“ genannt, dessen Fasern sich beim Reiben bürstenartig ablösen und das auch bei der grossen Mehrzahl der Mohammedaner thatsächlich in Gebrauch ist.

3. In derselben Weise wird das Wasser in die Nase zu deren Reinigung eingesogen.

4. Beide Hände nehmen Wasser und reiben das Gesicht ab.

5. Jede Hand nimmt Wasser und wird so hoch gehoben, dass dasselbe über den Unterarm läuft. Bei einzelnen Stämmen wird diese Waschung auf den Oberarm ausgedehnt.

6. Die Stirn und der Kopf bis auf den Hinterkopf werden abgewaschen, desgleichen

7. die Ohren von innen und aussen.

8. Mit der äussern Handfläche, die mehr Reibung erzeugt als die innere, wird der Hals abgerieben.

9. Abwaschen des rechten und darauf des linken Fusses, jedoch ohne dieselben dabei in das Wasser hineinzusetzen.

Zu dieser, als der gewöhnlichen Waschung, tritt in besonderen Fällen, in denen der Mohammedaner als „Djünüb" bezeichnet wird, das Gebot, erhöhte Reinigungen, „Gussül" genannt, vorzunehmen, hinzu. Das hierbei erforderliche Baden soll gleichfalls in fliessendem Wasser erfolgen. Stehendes Wasser darf wenigstens nur dann benutzt werden, wenn es mindestens zehn Cubikmeter Raum einnimmt. Beim Baden darf kein Haar am Körper trocken bleiben.

Die Haare, von denen schon früher erwähnt ist, dass sie durch Scheere, Rasirmesser oder ätzende Flüssigkeit entfernt werden, dürfen nie die Länge von vier Millimeter überschreiten, dann müssen sie wiederum gekürzt werden. Das Gewand des Mohammedaners, der sich auf das Gebet vorbereitet, darf nicht so viel Flecken enthalten, dass sie zusammen einen Raum von der Grösse der inneren Handfläche einnehmen, es darf ihm nicht so viel Schmutz oder Staub anhaften, als der Umfang einer kleinen Erbse beträgt. Dass man nur in völlig nüchternem Zustande beten darf, ist selbstverständlich. Auch darf man nicht in der Zeit zwischen Waschung und Gebet schlafen, sonst ist die Waschung ungültig, ein Gebot, das häufig genug Veranlassung wird, lieber die Müdigkeit zu bewältigen und bei der Arbeit zu bleiben, als die Waschung zu wiederholen. Der Ort, an welchem jeder sein Gebet verrichtet, ist gleichgültig. Stets muss der Betende seine Schuhe dabei ablegen.

Die Gebete, auf die wir näher zurückkommen, sind fünfmal täglich zu sprechen, ebenso häufig also auch die vorhin erläuterten Waschungen auszuführen.

1. Morgens so früh, dass man auf dreissig Meter noch keinen Mann erkennen kann,

2. Mittags,

3. zwei Stunden vor Sonnenuntergang,

4. bei Sonnenuntergang,

5. zwei bis drei Stunden später.

Schildern wir nun die Art und Weise zu beten.

Der einzelne nimmt die Richtung nach Mekka, wenigstens muss er dieselbe gewählt zu haben glauben. Dann legt er den Daumen jeder Hand hinter das Ohrläppchen, richtet die offene innere Handfläche nach vorne und spricht die Worte: „allah eckber, Gott ist der Grösste“.

Darauf wird vor der Mitte des Leibes die rechte Hand auf die linke gelegt (Frauen legen sie auf die Brust), der Blick auf den Boden gerichtet, und es werden zwei Koransätze leise gesprochen. Dann stützen sich die Hände auf die Kniee, der Oberkörper wird dreimal bis zum rechten Winkel gebeugt.

Während der ersten Verbeugung wird gesprochen:

„subhane rebbie elasim“, etwa: allmächtiger Gott, du bist vollkommen.

Der Betende erhebt den Oberkörper, kniet aber sofort wieder nieder und beugt sich zum zweitenmal soweit zur Erde, dass Stirn und Nase den Boden berühren. Weiche Unterlagen, als Polster, Kissen und dergleichen sind dabei untersagt. Gleichzeitig werden die Worte:

„subhane rebbie el aala“ (der Höchste)

dreimal gesprochen.

Mit beiden Füssen zugleich muss dann der Betende aufstehen, was ohne Kraftanstrengung nicht möglich ist, wie überhaupt die Ausführung unserer Freiübungen den Körper nicht mehr stählen kann, als die vorgeschriebenen Bewegungen beim Gebet der Mohammedaner. Noch einmal wird alles wiederholt, nur zum Schluss nicht, wie beim erstenmal, aufgestanden. Man bleibt in

knieender Stellung, legt die Hände auf die Oberschenkel und spricht, den Kopf rechts und links wendend:

„esselamu aleïküm, Gott ich grüsse dich."

Dann betet der fromme Mohammedaner den Rosenkranz, das heisst die Worte des Dankes, welche Mohammed einst gesprochen:

„subhane allah,
alhamdulillah,
allahu eckber",

Diese müssen je dreiunddreissigmal wiederholt werden, da der Rosenkranz aus drei Abtheilungen, je dreissig kleinere und einer grösseren Perle besteht, welche letztere drei kleineren gleichwerthig ist.

Die ungerade Zahl deutet darauf hin, dass Gott „eins" ist. Dabei werden die Hände wie zum Empfange von Gaben geöffnet und so Gott um Gnade und Schutz angefleht.

Vor jeder Gruppe wird ausserdem das „allah eckber" wiederholt.

So die Art zu beten. Doch genügt nicht die einmalige Absolvirung eines solchen Gebetes. Folgende Tabelle zeigt, wie hohe Anforderungen für die verschiedenen Tageszeiten in dieser Hinsicht an die Gläubigen gestellt werden.

Zunächst beim

„sebah nemase" (Morgengebet) zweimal obiges Gebet obligatorisch (Farse), zweimal facultativ (Sünnet).

beim „eule nemase" (mittags) entsprechend, viermal Farse (obligatorisch), viermal Sünnet (facultativ),

beim „ikindi nemase" (zwei Stunden vor Sonnenuntergang) viermal Farse, viermal Sünnet,

bei „achscham nemase" (dem Gebet bei Sonnenuntergang) dreimal Farse, zweimal Sünnet,

bei „jatsou nemase" (dem Gebet zwei bis drei Stunden später) viermal Farse, viermal Sünnet.

Ausserdem wird von jedem, der zwei Jahre unbeschäftigt leben kann, gefordert, dass er nach Mekka pilgere. So wird das religiöse Band, das alle Mohammedaner umschlingt, auch politisch befestigt.

Wir haben bereits erwähnt, dass jeder diese seine Gebete an beliebigem Orte und leise verrichten kann.

Nur Freitags ist es geboten, die Moschee zu besuchen, eine Bestimmung, die zur Versöhnung mit Verfeindeten anregen soll, da niemand die Moschee betreten darf, welcher gegen irgend jemanden feindselige Gesinnungen hegt.

Im Uebrigen wird am Freitag keine Ruhe von der Arbeit auferlegt. In der Moschee wird vom Imam, dem Priester, laut gebetet, von der Gemeinde nur der jedesmalige Refrain laut gesprochen. Moassin's auf erhöhten Plätzen wiederholen in grossen Moscheen die Worte des Imam, da derselbe sonst nicht verstanden würde.

In langen Reihen sitzen die Gläubigen hinter einander auf der Erde, der Reichste neben dem Aermsten. Vor Gott sind alle gleich; niemand hat einen bestimmten Platz. Die Wohlhabenderen übergeben ihre Fussbekleidung einem Diener in der Vorhalle, in welcher sich auch der vorschriftsmässige Reinigungs-Brunnen befindet, die Aermeren, welche das Trinkgeld scheuen, stellen sie in der Moschee vor sich hin.

Kronleuchter und von Einzelnen gestiftete Prachtkerzen, deren wir schon beim Bazarbesuch gedacht haben, spenden reichlich Licht und bilden den einzigen Schmuck des Gotteshauses. Niemals darf ein Bild in der Moschee angebracht werden, weil ein solches Kinder und kindliche Gemüther leicht verflachen und zu äusserlicher Auffassung des Glaubens führen könnte. Man überlässt es jedem, sich von Mohammed sein eigenes, ideales Bild in der Phantasie zu schaffen. Ein Gemälde könnte unmöglich jedem in gleicher Weise gefallen; den Reichen würde beispielsweise vielleicht die ärmliche, den Armen die reiche Kleidung des Propheten stören.

Während in grossen Moscheen auch einzelne Koransprüche angeschrieben stehen, finden wir für gewöhnlich nur die Namen:

Gott — Mahomed — Abu Bekir — Omar —
Osman — Ali

und einige andere rings an der Decke angebracht, darunter:

„Mühémmed resoulullah“ (Mohammed Gesandter Gottes)
„Isa rouhullah“ (Jesus, Gottes Geist)
„Mousa quelimullah“ (Moses, der mit Gott gesprochen).

Ebenso wie der Gesang, fehlen auch die Predigten in den Moscheen. Nur an den beiden Feiertagen und an einzelnen Sabbathtagen (also am Freitag) treten unentgeldlich besondere Prediger auf, in grossen Moscheen mehrere zu gleicher Zeit, deren jeder ein beliebiges Thema behandelt.

Die Moscheen und deren Vermögen, aus welchem die Gehälter für Imam und Moassin bestritten werden, sind meistens Stiftungen einzelner Personen. Die Gemeinde hat nicht die geringsten Unkosten zu tragen.

Mit jeder Moschee pflegt eine theologische Bibliothek verbunden zu sein, welche jedem an Ort und Stelle zugänglich ist.

Dass der Moassin jedesmal die Zeit zum Gebet vom Minaret aus dem Volk zuruft, haben wir schon wiederholt erwähnt.

Ein viermaliges „allah eckber“ ertönt zunächst, dann spricht er die gewichtigen Worte, welche für die Stellung des Islam andern Religionen gegenüber charakteristisch sind. „Ich weiss, dass es nur einen Gott giebt und ich weiss auch, dass Mohammed sein Prophet ist. Macht euch bereit zum Gebet und zum Segen.“

Den Schluss bildet ein zweimaliges „allah eckber“.

Vorher war schon von den beiden mohammedanischen Festtagen die Rede gewesen, deren einer den Schluss des Rhamadan bildet, der Rhamadan - Bairam

(gleich Fest); der zweite folgt zwei Monate später, der Kurban-Bairam. Beide sind Versöhnungsfeste.

Vor Sonnenaufgang am Tage des Rhamadan-Bairam hat jeder je nach Vermögen und Ernte den Preis für ein bestimmtes Quantum Frucht an die Aermsten seines Viertels zu geben. Der Imam bestimmt auf einem Zettel genau, welche Fruchtart jeder bei dieser Geldspende zu entrichten hat. Der Aermere wird zum Beispiel nur den Betrag für ein Quantum Hafer oder Gerste zu erlegen haben, der Reichere den höheren Preis für ein entsprechendes Quantum Datteln, Trauben und anderer gleich- oder höherwerthiger Früchte. Ferner bringt es Vortheil, am Rhamadan-Bairam die Armen zu sich einzuladen, ihnen seltene Gerichte vorzusetzen und die schwere Arbeit ihrer Zähne noch obendrein durch Geld, „Disch Kirassi“ (das heisst wörtlich „Zahnpreis“) zu belohnen, da es sonst anstössig erscheinen würde, Geld als Almosen zu vertheilen.

Am Kurban-Bairam schlachtet jeder ein Rind oder einen Hammel, zwei Drittel davon erhalten die Armen.

Gehen wir auf einzelne Satzungen des Islam ein, so ist bekannt, dass derselbe die Bigamie gestattet; aber nur unter gewissen Vorbedingungen ist es erlaubt, eine zweite Frau zu heirathen. Wenn die erste Frau ununterbrochen krank ist, so dass sie dem Hausstand nicht vorstehen kann, oder wenn die Ehe kinderlos bleibt, so hat die Frau selbst ihrem Manne die Erlaubniss zu geben, sich noch einmal zu vermählen. Der Mann macht dem Imam die erforderliche Anzeige und die Genehmigung seitens der ersten Frau wird vor Gericht bestätigt.

Erst wenn dann endlich noch festgestellt ist, dass der Betreffende die zweite Frau zu ernähren im Stande ist, darf die Heirath erfolgen. So finden sich zwei Frauen verhältnissmässig häufiger bei Leuten niedrigerer Herkunft als bei den Reichen. Bei ersteren ist ein Eingreifen der Frau in die Wirthschaft viel wichtiger, dauernde Krankheit der ersten Frau viel häufiger der Anlass

eine zweite zu nehmen. An dieser Stelle sei in Bezug auf den uns so geläufigen Ausdruck „Harem“ erwähnt, dass dessen Uebersetzung ursprünglich „meine Frau“ lautet; erst später wurde er auch für den von der Frau bewohnten Theil des Hauses gebraucht.

Was das Verschleiern der Frau betrifft, so ertheilt die Religion überhaupt keine darauf bezügliche Vorschrift. Landes- und Stammessitten sind hierin allein massgebend.

Das vielgeschmähte „Fatum“ der Mohammedaner ist so aufzufassen, dass der einzelne Mensch keinen eigentlichen freien Willen habe. Schon sein Streben ist ihm von Gott eingegeben, die Mittel, welche er anwendet, um sein Ziel zu erreichen, sind von unzähligen Umständen abhängig, welche der Mensch nicht berechnen kann, aber niemals darf er sich etwa stumpfer Resignation hingeben.

In sehr richtiger Erkenntniss, ein wie grosser Feind der Religion der Rationalismus sei, betont der Islam ausdrücklich, dass niemand seinen eigenen Geist als Massstab an die einzelnen Satzungen legen dürfe. „Es sind viele Dinge,“ so wird gelehrt, „transscendent für unsern Intellect, aber zu jeder Zeit giebt es sieben bis acht besonders begnadete, durchaus nicht nur dem Gelehrtenstande allein angehörige Geister auf der Welt, welche auch das zu fassen und zu verstehen vermögen, was der grossen Masse stets räthselhaft bleiben wird.“

So viel über den Mohammedanismus. Wie sehr thun wir demselben Unrecht, wenn wir Fatalismus und Fanatismus seine Charakteristika nennen.

Freilich, wenn einmal die grüne Fahne des Propheten sich entfalten sollte, dann wird sich die furchtbare Macht gemeinsamen Religionsbekenntnisses offenbaren, aber dann handelt es sich auch um politische Lebensfragen.

Im Gegentheil verdient die grosse Toleranz des Islam hervorgehoben zu werden. Oder ist es nicht etwa

im höchsten Grade tolerant zu nennen, wenn bei einer Heirath zwischen Mohammedaner und Christin den Kindern, nachdem sie geistig gereift sind, freie Wahl ihres Bekenntnisses gelassen wird, wenn der Islam dem Manne gebietet, seine andersgläubige Frau zur Befolgung ihrer religiösen Gebote anzuhalten, sie eventuell zum Kirchenbesuch sogar zu zwingen?

Ja, wenn der Moassin alltäglich fünfmal den Gläubigen anstatt der Worte: „Ich weiss auch, dass Mohammed sein Prophet ist" spräche: „ich weiss auch, dass nur Mohammed sein Prophet ist", dann könnte vielleicht ein bedenklicher Fanatismus genährt werden. Auch die Erwähnung Jesu in der Moschee als „Gottes Geist" wirft auf diese Seite des Islam ein grelles Streiflicht.

Auf uns haben, so oft wir auch mit den Mohammedanern in Berührung gekommen sind, ihre Nüchternheit, ihre peinliche Reinlichkeit, ihre Würde äusserst wohlthuend gewirkt, niemals aber hat man uns als Andersgläubige weniger gastlich oder weniger freundlich aufgenommen.

Wenn wir nach Schilderung der einfach ausgestatteten Moscheen noch kurz der jüdischen Tempel gedenken wollen, zu welchen man meistens nur auf halsbrechenden Wegen, durch Schmutz und Pfützen watend, gelangt, so sei nur so viel gesagt, dass die Juden in Tunis für deren Ausschmückung im Gegensatz zu ihren europäischen Glaubensgenossen auffallend wenig thun.

Nunmehr wollen wir noch einen Blick auf das frühere und jetzige Steuerwesen der Tunisen werfen und mittheilen, was wir darüber während unseres dortigen Aufenthaltes in Erfahrung bringen konnten.

Die in Tunis ansässigen Europäer sind steuerfrei, nur als Haus- und Grundbesitzer haben sie sechs ein viertel Procent der Miethe an Steuern zu entrichten. Desto mehr Abgaben lasten auf den Eingeborenen. Neben der Kopfsteuer, Kanoun, wurde früher von jedem Oelbaum,

gleichviel wie die Ernte ausfiel, ein bestimmter Kanon (vier bis acht Karrouben für den Baum, so dass der Hektar, der durchschnittlich mit dreihundert Olivenbäumen bepflanzt war, sechsundvierzig bis zweiundneunzig Francs an Steuern brachte) erhoben, den man dann nach alten Listen, also meistens für mehr Oelbäume als thatsächlich vorhanden waren, beitrieb. Dadurch war die Olivenzucht sehr geschädigt worden, und auch die Güte des Oels, welches im Alterthum hier das vorzüglichste war, so dass von Tunis aus alle Mittelmeerländer mit Speiseöl versorgt wurden, hatte unter diesem unsinnigen Steuersystem sehr gelitten.

Hierzu kamen in früheren Zeiten noch die gewaltsamen Erpressungen der Beamten gelegentlich der Steuererhebungen. Hatte zum Beispiel ein Tribus hunderttausend Piaster an die Regierungskasse zu zahlen, so beauftragte der betreffende Kaïd seine Scheikhs, ihm zweihunderttausend Piaster einzutreiben, eine Summe, welche die Scheikhs, die ja sonst auch zu kurz kämen, noch um ein Drittel erhöhten. Dass unter solchen Umständen der Posten eines Kaïd oder Scheikhs nur für hohe Summen zu haben war, nimmt danach nicht Wunder. Ebenso erklärlich ist es, dass diese Missstände, namentlich im Süden der Regentschaft, häufige Aufstände hervorriefen. Die Beys mussten nicht selten zu Felde ziehen und mit Gewalt von saumseligen oder revoltirenden Stämmen die Steuern eintreiben. Pflichtschuldigst wusste bei diesen Zügen jeder, der gemeine Soldat nicht ausgenommen, seinen Vortheil gebührend zu wahren. Doch das sind tempi passati!

Heute sind die inneren tunisischen Verhältnisse durchaus gesund zu nennen. Controleurs civils (Franzosen) vermitteln den Steuerverkehr zwischen der Kasse und den Kaïds. Jeder Araber weiss, was er zu zahlen hat, und der Kaïd erhält keinen Piaster mehr, als ihm zukommt. So stehen die Finanzen zur Zeit auch vorzüglich.

Erwähnen wir zum Schluss noch zwei für den Handel, namentlich den Verkauf unbeweglicher Habe, sehr lästige, das alte Tunis charakterisirende Hemmschuhe, welche in den causes célèbres der letzten Jahrzehnte keine unbedeutende Rolle spielten. Es sind dies das alte Gewohnheitsrecht der „Schufa“ und die sogenannten „Habbus“, die Güter der Moscheen und frommen Stiftungen.

Nach ersterem mussten vor jedem Verkauf von liegenden Gründen die Nachbarn rechts und links befragt und diesen das Vorkaufsrecht eingeräumt werden. Da nun bis jetzt noch keine Grundbuchakten dort existiren und die Besitztitel auf sehr unsicherer Basis ruhen, so werden bei jedem Grundstückerwerb endlose Processe heraufbeschworen, welche mancher dadurch zu umgehen sucht, dass er schmale Grenzstücke seines Besitzes vom Verkauf ausschliesst, um auf diesem Wege mit keinem Nachbarn zu thun zu haben.

Die „Habbus“ sind, wie oben erklärt, die Güter zur todten Hand und waren bis zum Beginn der französischen Verwaltung unverkäuflich und steuerfrei. Zu diesen kamen noch die Güter, welche vom lebenden Araber der Kirche unter der Bedingung geschenkt wurden, dass dieselbe ihm und seinen Nachkommen ein von Willkür, Laune und Erpressung der Beamten des Bey unabhängiges, jährliches Einkommen darauf zahlt und erst nach dem Aussterben der Familie die Güter einziehen darf. So lange die „Mokaddem's“, die Beamten der Kirche, welchen die Verwaltung dieser Sorte von Habbus anvertraut war, ehrlich blieben, hatte diese Stiftung einen Sinn.

So bald aber diese nur in ihre Tasche hinein wirthschafteten, kamen die ursprünglich reichen Stifter resp. ihre Nachkommen aus dem Regen in die Traufe.

Auch diesen beiden Missständen gegenüber hat die französische Verwaltung schon sehr vortheilhaft eingewirkt, indem sie zunächst die Steuerfreiheit der Habbus aufgehoben hat und den Verwaltern der geistlichen Fidei-

commisse sehr streng auf die Finger sieht, und es steht zu erwarten, dass sie mit der bisherigen Energie weiter walten, alle Missstände und Hindernisse allmählich beseitigen und die natürlichen Hilfsquellen des Landes mehr und mehr erschliessen wird.

Die Hauptexportartikel von Tunis sind: Oliven, Oel, Gerste, Weizen, Wolle, Därme, Datteln, Mandeln, Schwämme und Halfagras, das ist das hohe, die Steppen von ganz Nordafrika bedeckende Steppengras, welches zur Papierfabrikation, zu sehr dauerhaften Flechtereien und Korbmacherarbeiten, zu unverwüstlichen Pinseln und Bürsten, selbst zur Fabrikation falschen Haares, namentlich aber zu Polsterungen benutzt wird und bei seiner ungeheuern Menge, wesshalb die Franzosen von einem „Océan de Halfa“ sprechen, noch lange nicht an der Grenze seiner Verwendbarkeit angelangt ist. Dasselbe, schon zu den Zeiten Homers als **λευκόλινον** bekannt, kommt dort in zwei Gattungen als Macrochloa tenacissima L. und als das feinere Lygeum spartum (letzteres fast nur in Süd-Tunis) vor und besitzt ein harziges Extrakt, welches gewissermassen als Beize allen Gräsern die Fähigkeit verleiht, gefärbt zu werden.

Auch der Olivenbaum, dessen wir bei den Steuern wie hier unter den Exportartikeln gedacht haben, wird noch anderweitig verwerthet. Schon der wilde Oelbaum, dessen bittere Früchte nur als Viehfutter zu verwenden sind, schützt die jungen Saaten der Felder, in deren Mitte er wächst, vor der Sonnengluth und dem dörrenden Scirocco, weshalb auch die unter seinem Schutz und Schatten stehenden Weizenfelder stets reichere Ernte bringen, als die frei und schattenlos dem Scirocco ausgesetzten.

Noch in anderer Weise macht er sich nutzbar. Ganze Schiffsladungen von Olivenstöcken werden von der nordafrikanischen Küste nach Europa transportirt, vorzugsweise nach Hamburg, um hier zu eleganten Spazierstöcken verarbeitet zu werden.

Auch wir konnten es uns nicht versagen, einige Oliven und eine prachtvolle, riesenstarke und dabei federleichte Korkeiche aus der nächsten Umgegend von Tunis als Andenken an Afrika mitzunehmen.

Das Veredeln der wilden Olivenbäume ist schon ein sehr alter Brauch. Von den Römern eingeführt, wurde er in der Blüthezeit der Araber als frommes Werk von einigen Familien betrieben, welche von Dorf zu Dorf ziehend in primitivster Weise ihre Reiser pfropften. Der Aststumpf wurde einfach gespalten, das Reis eingesetzt und Wundbalsam in Form von Lehm darüber geschmiert.

Auch auf die Ausnutzung der Olivenbäume wird die französische Verwaltung sehr vortheilhaft einwirken. Während jetzt ein sehr grosser Theil des mangelhaft ausgepressten Oels nur zur Seifenfabrikation und zu Schmieröl gebraucht werden kann, wird durch rationelle Verwerthung der Oliven, namentlich durch Anlage guter Oelfabriken unter Regelung resp. Herabsetzung der zu hohen Ausgangssteuern die Oelproduktion wesentlich gesteigert werden.

Weil gerade beim Export von Tunis, wollen wir hier gleich die Exemplare der Flora von Tunis aufführen, welche wir selbst von dort exportirt haben. Zuvor aber sprechen wir hier der Verwaltung des königlichen botanischen Gartens zu Berlin, sowie Herrn Professor Dr. P. Ascherson, dem besten Kenner der Mediterran - Flora, welcher unsere unbeschädigt aus Afrika nach Hause gebrachten Pflanzen classifizirt hat, unseren verbindlichsten Dank aus.

Von den Ruinen von Carthago haben wir heimgebracht: Ononis Siberi, Scabiosa maritima, Ephedra vulgaris, Eryngium dichotomum, Lathyrus odoratus, Rosa, Malva, Abutilon und Clethra spec. Von Oudna und den Steppen um Tunis rühren her: Lippia citriodora, Bupleurum odontites, Convolvulus lineatus, Echium maritimum, Thymelaea hirsuta, Plantago albicans, Galactites tomentosa, Pallenis spionosa und Nerium Oleander, jener

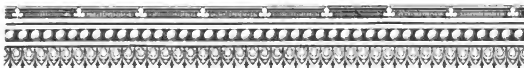
prachtvoll blühende Strauch, welcher das untrügliche Merkmal der Sumpffiebergegend ist.

An Käfern und Scorpionen hatten wir hier eine reiche Ausbeute.

Folgende Arten von Käfern sind dem Grossherzoglichen Museum zu Oldenburg verabfolgt und von dessen Direktor, Herrn Wiepken, freundlichst bestimmt worden: Acis spinosa L., Tentyria rotundata Brullé, Pimelia cephalotes Pall., Cetonia floralis F., Mylabris syriaca Klug., Lydus algiricus L., Larinus latus Herbst, Labidostomis longimana L., Chrysomela oricalcia Müller. Von Scorpionen hatten wir nur Exemplare des giftigen Heterometrus africanus L. eingefangen. Der Tarantola Mauritanica L. und des Buthus palmatus mit den krebsartigen Scheeren, welcher auch für sehr giftig gilt und mit seinem Stich tödten soll, konnten wir leider nicht habhaft werden. Ausserdem hatten wir zwei Species Wanzen und eine Species Heuschrecken mitgebracht.

An Vogelbälgen sind: Tichornis Cenchris Naum., der Röthelfalke, und Coracias garrula L., die Blauracke dem Grossherzoglichen Museum von Oldenburg gleich den anderen Thieren zugesandt worden.

Andere Vögel, welche wir wegen zerschossenen Balges nicht ausstopfen lassen konnten, werden gelegentlich der Jagden später erwähnt werden.



Zwölftes Capitel.

Hammam-el-Enf, Hammam-Gourbes, Bäder, Apotheken, Aerzte, Militärlazareth und Krankenhäuser in Tunis.

m Anschluss an Tracht, Religion, Steuerwesen und Handel wollen wir gleich eines weiteren Cultur-Bindegliedes, der Bäder von Tunis gedenken, welchen vielleicht in nicht zu ferner Zeit unter dem cultivirenden französischen Protektorat eine bedeutende Zukunft beschieden ist und die dann möglicherweise die Stelle von Wiesbaden, Aachen und Teplitz für Nordafrika einnehmen werden.

Die kochsalz- und schwefelhaltige Therme Hammam (gleich Bad) -el-Enf, von den Franzosen Hammam-el-Linf genannt, wird auf der französischen Bahn in einer halben Stunde erreicht. Die Bahn windet sich zwischen dem Fort Sidi-Ben-Hassan resp. dem Fort Manouba, welchem wir bereits einen Besuch abgestattet und dem Bahira-See, läuft dann längs des östlichen Ufers des letzteren erst südlich, dann östlich über den Ouëd (gleich Fluss) Miliana hinweg zum Fuss des zweigipfeligen Berges Dschebel Bou Korneïn, vor welchem das Warmbad auf salzhaltigem Boden liegt. Man wird bei diesem Ausflug wiederholt an Neapel erinnert. Zunächst gleicht der Blick von Tunis her auf den letzterwähnten Berg täuschend dem Blick von Neapel auf den zweigipfeligen

Vesuv, dessen Krater allerdings eintausenddreihundert Meter hoch ist, während der Bou Korneïn nur sechshundertundfünfzig Meter über dem Meeresspiegel liegt. Dann begegnet man am Fuss des Berges der in Tunis sehr seltenen Zwergpalme (Chamaerops humilis), welche man an der Ostküste von Capri zwischen der Marina und der Grotta azzurra, freilich in kleineren, nicht so schönen Exemplaren, findet.

Dass die hier endende Bahn quer durch die Halbinsel Dakhela bis zu den Syrten fortgeführt wird, ist sicher, nur das Wann eine Frage der Zeit. So aber musste einer unserer deutschen Freunde, mit welchem wir zusammen auf der Jagd gewesen waren und welcher gleich nachher seinen Sitz nach Monastia an der kleinen Syrte verlegte, den beschwerlichen und langen Seeweg wählen.

Hammam-el-Enf ist ein freundlicher, zur Zeit noch sehr primitiver, kleiner Badeort mit einigen Häusern, dürftigen Restaurants und einem dem Bey gehörigen Palast, in welchem sich die Hauptbäder befinden.

Der Fries eines altrömischen dem Aesculap geweihten Tempels, welcher hier einst zwischen den beiden Quellen stand (mit der Inschrift: „Aesculapio Julius Perseus condidit III P. C.") und von dem noch einige Trümmer vorhanden, soll erst vor einigen Jahren nach Tunis geschleppt sein und sich hier noch in einem Garten befinden. Auf dem Wege zur nahen Küste sieht man noch Reste von römischen Villen und von Mosaikfussböden.

Das Wasser der heissen Quellen ist 48 bis 49° C. temperirt und enthält nach uns vorliegender Analyse im Kilogramm Wasser Chlornatrium (9,7), Chlorcalcium (1,09), Chlormagnesium (0,55) und Spuren von Chlorkalium, Kieselsäure, borsaurer Magnesia und Eisen, dann ferner schwefelsauren Kalk (1,53), schwefelsaures Kali (0,11), schwefelsaures Natron (0,109), kohlensauren Kalk (0,28), kohlensaure Magnesia (0,12), endlich 220 Cc. Kohlensäure, ist also zweifelsohne sehr heilkräftig gegen Rheumatismus.

Unterhalb des Gipfels liegt eine der vielen Bleiminen, an denen ganz Tunis sehr reich ist. Da sie sich bei den gegenwärtig so niedrigen Bleipreisen schlecht rentirte, ist sie dem gleichen Schicksale, wie die meisten andern an noch schlechteren Verkehrswegen gelegenen Bleiminen von Tunis, verfallen; sie ist aufgegeben worden und liegt nun verödet da. An den mit Kalkspathkrystallen bedeckten Spalt, welcher die beiden Spitzen von einander trennt, knüpft sich eine allerdings auch von andern ähnlichen Felsspalten im Gebirge von Tunis erzählte Sage: Sidna Ali, der Schwiegersohn des Propheten, nach anderer Lesart Sidi Saissa, der Simson des alten Testaments, habe, von seinen Feinden scharf bedrängt, mit einem Schwerthieb den Felsen gespalten und durch diese „scharfe Scharte" hindurch sein Heer gerettet. Seit dem heisse sie „Darbet m'ta Sidna Ali", der Hieb unseres Herrn Ali.

Ausser diesem giebt es noch ein zweites natürliches Warmbad von 65° C. in Nord-Tunis, Hammam-Gourbes genannt und auch schon den Römern bekannt, welches weiter östlich im Golf von Tunis liegt und zu Lande nur mit grösster Schwierigkeit auf Saumpfaden zu erreichen ist, während man im Segelboot von Goletta aus in fünf bis sechs Stunden dorthin gelangt. Von hier sowohl, wie von El-Enf aus, kann man das nahegelegene Gestade zum Seebade benutzen, doch liegt der Strand von Goletta und Marsa bequemer dazu.

In Tunis selbst befinden sich in fast allen Hauptstrassen des arabischen Viertels, so in Men-Dekel, Sidi Kêli, Bab-Souika öffentliche Bäder für die Araber; für die Europäer existiren verschiedene französische Warmbäder, auch eine Wasserheilanstalt in der Rue Malta Sghira.

Tunis mit seiner unbeschränkten, absoluten Gewerbefreiheit ist das Eldorado der Apotheker. Ohne irgend welche Vorkenntnisse kann hier eine Apotheke errichten, wer will. Die Apotheken sind aber auch von einer

klassischen Zuverlässigkeit und verdienten wohl, von unsern Gegnern staatlicher Concessionirung und Beaufsichtigung als abschreckendes Beispiel in Augenschein genommen zu werden.

Ungefähr gleichwerthig mit unseren Kaufmannsläden mit Droguenverkauf, bieten sie meist nur fertige Granules, Seifen, Latwergen, Pillen, medizinische Syrupe und ähnliches zum Verkauf, welche letztere Artikel ja selbst in Pariser Apotheken das Hauptverkaufsobjekt bilden. Herr v. Knapp erzählte uns, dass er früher als Vermittler des Droguen- und Medicamentenkaufs oft erst auf Befragen Aufschluss über Dignität, Gefahr und Dosirung der im Grossen bezogenen medizinischen Waaren geben musste, und dass auf diese Weise den Herren Apothekenbesitzern die Gefährlichkeit mancher täglich von ihnen verkauften Mittel erst klar gemacht worden wäre.

Auf nicht viel höherer Bildungsstufe steht die Mehrzahl der Aerzte daselbst, von denen in dem Guide de Tunis fünfundzwanzig an Zahl aufgeführt werden. Fällt dem Apotheker eines schönen Tages ein, dass er als Arzt ein besseres Fortkommen hat, so nennt er sich Arzt und kurirt. Allerdings giebt es dort auch vereinzelt Aerzte mit europäischer Bildung. In dem grossen, streng wissenschaftlichen Werk von Dr. Kobelt (Reiseerinnerungen aus Algerien und Tunis), welches in den letzten Capiteln auch von Tunis handelt und dem wir die meisten historischen und wissenschaftlichen Bemerkungen, insofern wir nicht selbst prüfen und beobachten konnten, entnommen haben, wird wiederholt ein deutscher, auf deutscher Universität promovirter, verheiratheter Augenarzt Dr. Kunitz erwähnt. Derselbe muss wohl gegenwärtig nicht mehr in Tunis praktiziren, da wir nichts von ihm gehört noch gesehen haben.

Eine rühmliche Ausnahme von den tunisischen Durchschnittsärzten machen die dortigen französischen Militärärzte, an welche natürlich in wissenschaftlicher Beziehung

die gleichen Anforderungen wie in Frankreich gestellt werden.

Wir machten uns, bei dem lebhaften Interesse, die Einrichtungen der französischen Militärlazarethe kennen zu lernen, mit dem Chefarzt Herrn Dr. Barthélemy bekannt und wurden äusserst zuvorkommend und liebenswürdig aufgenommen.

Das Militärlazareth liegt im Nordosten der Stadt, etwa zehn Minuten von dem Bab-el-Kadra entfernt, nimmt eine grosse Fläche ein und ist ringsum von Mauern umgeben. Die Wanderung durch die dreizehn luftigen, zum Theil massiv errichteten Baracken, von welchen gegenwärtig sieben mit Kranken belegt waren und durch die zugehörigen Gebäude, war so gründlich, dass sie den ganzen Vormittag in Anspruch nahm.

Die Baracken haben eine gewisse Aehnlichkeit mit denen des in Berlin unter Dr. Virchow's Aegide errichteten städtischen Krankenhauses im Friedrichshain.

Ein luftiger Corridor durchschneidet jede und führt rechts und links in die kleinen mit je einem Bett versehenen Krankenzimmer der Officiere und die grossen Säle der Mannschaften. Innere und äussere, syphilitische (die am stärksten besetzte) und Augenstation (zur Zeit fast leer) sind von einander getrennt. Ventilation und Reinlichkeit sind musterhaft, für die Officiere Wasserclosets, die Aborte der Mannschaften allerdings in primitivster Weise angelegt, aber mit Hülfe von Wasser, Besen und Carbollösung rein und geruchlos. Nationale der einzelnen Kranken nebst Anfangstag der Behandlung, Diagnose und Art der Verpflegung sind auf kleinen Täfelchen verzeichnet. Medicamente, zu denen auch Milch und andere Getränke gerechnet werden, bestehen meist in leichten Tisanen und fertigen Präparaten. Eigens angefertigte, dem besondern Krankheitsfall angepasste Medicamente scheinen nur in besonders dringenden Fällen verabfolgt zu werden. Sehr interessant und streng mili-

tärisch geordnet ist die Vertheilung der guten, reichlich bemessenen Nahrung.

Ein Oberlazarethgehilfe wandert voran, liest Namen, Form, Diät, Quantum des Brodes, der Suppe, des Fleisches, des Gemüses, der Milch, des Weines sowie der etwa noch angeordneten sonstigen Extradiät vor, die verschiedenen Küchengehilfen stehen hinter ihm mit mächtigen Bottichen und füllen die Teller und Gläser der (bei leichtern Erkrankungen) im Saal aufgereihten Kranken ungemein schnell und sicher. Nebenbei sei bemerkt, dass sämmtliche Syphilitiker hier im Lazareth sehr reichlich genährt werden.

Augenkranke giebt es in der französischen Armee dort sehr wenige, weil auch bei den anstrengendsten Marschübungen und Manövern (und diese wurden ohne Rücksicht auf Temperatur zu allen Tageszeiten vorgenommen, wie wir uns überzeugten; allerdings wird meist schon in der Frühe ausmarschirt) streng auf Reinlichkeit und Verhütung von übermässiger Erhitzung geachtet wird.

In der Bäder-Baracke sind sehr zweckmässige Einrichtungen für warme und kalte Bäder, warme und kalte Douchen jeder Art angebracht; die für die Officiere sogar sehr elegant mit Marmorwanne. Die Wäschekammer befindet sich allein unter weiblicher Obhut. Das bis an den Rand mit Wäsche gefüllte Riesenfass ist von etwa einem Dutzend eingeborener Wäscherinnen umgeben, welche die Wäsche reinigen und dabei schon Wringmaschinen in Anwendung bringen; daneben ist der Trockenraum. Ferner befinden sich daselbst ein abgeschlossener Desinfectionsraum und eine Räucherkammer für Reinigung verdächtiger Kleider und Wäsche resp. für Concentrirung heisser Dämpfe zur Zerstörung der Mikrobien.

In einer besonderen Baracke befinden sich Räume für die Todten und für die obligatorischen Obduktionen. Getrennt davon liegt der Betsaal.

Die Apotheke birgt Riesenvorräthe. Sie ist nämlich auch Central-Lieferungsstätte für andere Lazarethe im Innern des Landes. Nur vermissen wir die strenge Absonderung der Gifte. Tabula A. B. C. der preussischen Pharmacopoe existirt hier nicht. Im Keller liegen gewaltige Fässer Wein aufgestapelt, die Küche ist vorzüglich eingerichtet, das Essen sehr schmackhaft, wie wir uns selbst überzeugten.

Es wurde uns ein Glas von dem wirklich ausgezeichneten und, weil im Grossen angekauft, fabelhaft billigen Krankenwein Nummer eins sowohl (für Officiere und Schwerkranke), wie Nummer zwei (für die Mannschaften) vorgesetzt und wir tranken, vollbefriedigt von dem gewonnenen Eindruck, mit verbindlichstem Dank für die uns erwiesene Liebenswürdigkeit auf die Gesundheit der Kranken.

Ausserdem wurden wir durch das in der Rue sidi Murgiani inmitten der Stadt gelegene, mit einem kleinen Gärtchen versehene Stadthospital für Europäer „Saint Louis“ geführt. Die Krankenpflegerinnen daselbst, welche auch Küche, Keller und Apotheke mit Umsicht verwalten, sind fromme Schwestern, les soeurs de St. Joseph. Mehrere Aerzte haben dort ihre besonderen Säle und machen zu bestimmter Zeit ihre Visiten. Wir wurden von zwei Chefärzten durchgeführt, Herrn Castelnuovo und Herrn „Comm. Dott. N. S. Cassanello, medico di S. A. il principe Sidi Mohammed El-Memun Bey, della Ferrovia Rubattino e dell' ospedale Europeo Saint Louis delegato all' Assistenza Sanitaria presso il R. Consolato Generale d'Italia.“ So lautete die Visitenkarte des zweiten ärztlichen Direktors, der dem deutschen Collegen inzwischen nach Berlin eine sehr fleissige Arbeit über die Pasteur'schen antirabietischen vorbeugenden Wuthgift-Inoculationen zugeschickt hat und nach zweimonatlichen Studien bei Professor Cantani auch in Tunis (gleich Pasteur in Paris) ein antirabietisches Institut zu errichten gedenkt. Beide Herren machten den

Eindruck von italienischen Juden und hatten allem Anschein nach an einer europäischen Universität promovirt. In dem Hospital befanden sich unten Männer- oben Frauenstation. Die Angehörigen aller europäischen Länder werden hier gegen eine eventuell vom Consul des betreffenden Landes zu erlegende tägliche Gebühr von ein und einhalb Francs verpflegt. Auch zwei Deutsche fanden wir unter den Kranken, unter den Krankheiten meist Wechselfieber, Rheumatismen und Lungenleiden. In Bezug auf Reinlichkeit und gute Luft bleibt manches zu wünschen übrig, und kann dieses Hospital, das die jährliche Durchschnittszahl von tausend Kranken verpflegt, auch nicht annähernd mit dem französischen Militärlazareth verglichen werden. Auf die Frage an die frommen Schwestern, woher ihre Kenntnisse der Droguen und der Zubereitung der Medicamente rührte, erhielten wir die Antwort: „Die Uebung und das gute Beispiel der älteren."

Auch hier war die Anzahl der Augenkranken eine mässige, die Fälle selbst aber waren meistens recht schwere mit drohendem Verlust des erkrankten Auges.

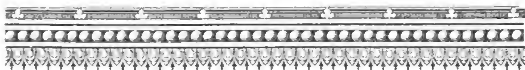
Uebrigens sahen wir hier auch einen antiseptischen Verband, erkannten wenigstens die Absicht des ordinirenden Arztes, einen solchen anzulegen.

Den Eintritt in das arabische Hospital in der Rue Pschamkir konnten wir nicht so leicht erreichen, da wir nicht zu viel von unserer kostharen Zeit auf die vorbereitenden Schritte verwenden wollten und Herrn von Knapp keiner der dort ordinirenden Aerzte bekannt war.

Von dem einen italienischen Arzt erfuhren wir, dass dort die Frauen- und Männerabtheilang so vollständig geschieden seien, dass jene von diesen nie gesehen werden können. Der Chefarzt sei ein Araber mit französischer Bildung.

Es sollen sich in dem Krankenhause, einer ehemaligen mehrere Stock hohen Kaserne mit grossem Hof resp. Gartenraum und Springbrunnen, vorzugsweise Schwer-

kranke mit chronischem Lungenleiden, bösartigem Wechselfieber und Malaria so wie Augenleidende befinden. Von letzteren sahen wir auch auf der Strasse nicht nur solche mit Augenentzündungen, sondern auch sehr viele schielende, und es wäre in Tunis sicher ein sehr dankbares Feld für Augenärzte, wenn — die Indolenz der Eingeborenen nicht jeder energischen Kur widerstrebte.



Dreizehntes Capitel.

Besuch des Bardo und des Lustschlosses Kassr-Saïd.

Mit getheilten Empfindungen, halb Spannung, halb Resignation, erwarteten wir eines Nachmittags den ersten Dragoman des Consuls, Allēla ben Mustafa Benmrad, welcher uns den Erlaubnissschein zum Besuch des Bardo, des alten Fürstenschlosses, bringen und uns dorthin begleiten sollte.

Pünktlich fuhr der Wagen drei Uhr vor, der Dragoman setzte sich vorne zu dem malthеser Kutscher, und in schnellem Trabe durchfuhren wir ganz Tunis von Süd nach Nord, durch die Strasse Bab Souika und ihre Fortsetzung, das nördliche Thor Bab-es-Sadoun, vorbei an verschiedenen freundlichen Villen und einem mit Kanonen besetzten Fort, der französischen Artillerie-Kaserne.

Der etwa drei Kilometer lange Weg vom Thor bis zum Schloss wurde uns nicht lang bei dem fortwährenden Wechsel der Scenerie. Freilich, die dicken Staubwolken, theils durch stattliche Schaafheerden, Züge von Kameelen und Einzelreiter auf Maulthieren, Eseln und Kameelen, welche in beiden Richtungen einherzogen, theils durch Wagen aufgewirbelt, von denen einzelne mit seidenen Vorhängen dicht verhängt waren, also Maurinnen der vornehmen Classe zu Insassen hatten, blieben unsere

treuen Begleiter und störten uns oft in unseren Beobachtungen.

Begegneten wir Frauen, welche unverhüllt auf ihren Maulthieren sassen und sich ebenso unbefangen von uns mustern liessen, als sie uns selbst neugierig anstarrten, so wussten wir, auch ohne auf ihre braune Farbe und die grossen, silbernen, radförmigen Ohrringe zu achten, welche sie gleich den Negerfrauen trugen, dass wir Beduinenfrauen vor uns hatten. In den ersten Tagen staunten wir über die grosse Last, welche ein Beduinenohrläppchen, ohne zu reissen, zu tragen vermag (wir sahen Ohrringe von der Grösse zweier Handteller), bis wir uns gelegentlich überzeugten, dass die grösseren Ringe nicht durch das Ohrläppchen durchgesteckt, sondern mittelst Haken im obern Winkel der Ohrleiste befestigt waren.

Ungefähr zehn Minuten vom Thor entfernt fuhren wir unter den Bögen der sogenannten spanischen Wasserleitung hindurch, die, wohl byzantinischen Ursprungs, in jüngster Zeit wiederholt ausgebessert ist und jetzt einen Theil der Stadt wieder mit Wasser versorgt. Wir waren zunächst geneigt, sie mit der früher erwähnten altrömischen Wasserleitung zu verwechseln, welche wir auf dem Wege nach Zaghouan kennen lernen sollten. Doch sahen wir diese später drei bis vier Kilometer jenseits des Bardo sich in der Richtung auf Carthago hinziehen, dieselbe, deren wir beim Blick vom Belvedere schon gedachten.

Eine Gruppe von Häusern kündete uns die Nähe des Bardo an. Bädeker hat Recht, der Gebäudecomplex des Bardo gleicht in der That einer kleinen Stadt.

Man fährt unter zahlreichen Arkaden, in welchen Näschereien und Luxusartikel neben andern Gegenständen verkauft werden, hinweg durch ein festungsartiges Gewölbe in einen Vorhof hinein, auf welchem mehrere Kanonen ältester Konstruktion und in der Nähe eine Fontaine in alterthümlicher Fassung sichtbar sind. In der Nähe von Mauern und Gräben, welche die sämmt-

lichen Schlossanlagen umfassen, erhebt sich eine mächtige Palme.

Dann geht es weiter durch mehrere Thore auf recht holprigem Pflaster über weite Höfe, an Kasernen vorbei, und wir haben bei der ringsum herrschenden Todtenstille die Empfindung, dass wir in ein verwünschtes Schloss hineinkämen. Es macht den Eindruck, als ob hier seit Jahren keine Hand gerührt sei und Alles im Schloss wie im Märchenbuch nur auf das erlösende Wort harre, um in alter Pracht und Herrlichkeit wieder zu erstehen und sich von neuem zu beleben.

Doch nein, jetzt biegen wir in einen Hof, in welchem noch mehrere Equipagen harren, Schildwachen das Gewehr schultern und einige bärtige, würdige Schlossbeamte mit dem rothen Fez auf dem Haupt und dem Ordensstern auf der Brust, im übrigen aber mit etwas reducirtem Anzug uns entgegentreten und den Begleitschein unseres Dragoman in Empfang nehmen. Dieser sieht mit seinen dichten, dunkeln Augenbrauen, der Adlernase und dem energischen Blick sehr intelligent aus. Dabei zeigt sich seine elegante Figur in der kleidsamen Maurentracht mit hohem Fez, kurzer Jacke, Leibgürtel, kurzen weiten Hosen und blendend weissen Kniestrümpfen sehr vortheilhaft und passt vorzüglich in den Rahmen. Wir befinden uns auf dem berühmten Löwenhof, dessen orientalische Façade so oft zum Vorwurf für charakteristische tunisische Bilder von Künstlern wie Photographen gewählt wird.

Zu beiden Seiten der vielstufigen hohen Treppe, welche zu dem eigentlichen Palast emporführt, sind acht Marmorlöwen verschiedener Grösse (sechs grössere und zwei kleinere) sichtbar, welche theils auf ihren Pranken ruhen, theils zum Sprung halb aufgerichtet dastehen. Von dem lächerlichen Eindruck, den ein Beschauer dem andern kritiklos nachbetet, weil kein klassischer Name den zum Theil nicht ganz glücklich modellirten Löwen anhaftet, haben wir hier so wenig etwas empfunden, wie

etwa vor den vier altersgrauen Marmorlöwen des Arsenals in Venedig, welche freilich immer die vier klassischen, berühmten, antiken Marmorlöwen mit dem Stern im Reisehandbuch sein und bleiben werden; „denn so steht's im Schicksalsbuche uns urzeitlich vorgeschrieben", würde Mirza Schaffy sagen. Zu beiden Seiten der Treppe erheben sich hintereinander schlanke Säulen, welche zu schönen Arkaden verbunden sind.

Die meisten Säulen bestehen aus einem Stück (sogenannte Monolithen) und stammen aus Carthago her. Auch der ganze Hof ist ringsum mit solchen Arkaden eingefasst, welche die in Sicilien, namentlich in Palermo und in Süditalien bis nach Genua hinauf vorkommenden arabischen Rundbögen mit den preussischen Landesfarben, nämlich abwechselnd schwarzen und weissen Marmoreinlagen zeigen und deren Innenseiten die herrlichsten Arabesken schmücken. Ebenso sieht man in der Vorhalle, welche man, die Treppe emporsteigend, zunächst betritt, sehr schönes Filigran-Stuckornament.

Von hier aus war dem Sultan, als dem Oberhaupt aller Verehrer Mohammeds soeben (wie täglich um diese Zeit) von dem Ceremonienmeister unter Trommelwirbel, Pauken- und Trompetenschall der „Sâlam alek" (fürstliche Gruss) dargebracht worden.

Mit grossem Interesse sahen wir eine Reihe von Sälen, deren Wände wohl von manchem Akt der Kabinets- und Harems-Justiz, von manchem unschuldig vergossenen Blut und auch von mancher Scene wilder Eifersucht unter den Schönen selbst erzählen könnten.

Willkührlich wurden wir sehr vielen Führern nach einander überliefert und merkten sehr bald die Absicht, dass es sich darum handelte, möglichst viel Trinkgelder aus uns herauszupressen, liessen uns dadurch aber nicht verstimmen. Allenthalben empfanden wir den Eindruck des Unbewohnten, dem Verfall Entgegengehenden. Es ist an dem Hof von Tunis nicht Sitte, widerspricht sogar direkt der Hof-Etikette, dass der in der Regierung

folgende Herrscher in die Wohn- und Residenzräume des verstorbenen Bey, seines Vorgängers, einzieht. Diese Sitte ist wohl eine Folge des auch im Volke verbreiteten Aberglaubens, sein Haupt niemals dort niederlegen zu dürfen, wo ein Verwandter verschieden ist; deshalb auch die vielen verfallenen Wohnstätten in Tunis.

Da nun der Bardo die Residenz von Mohammed Essadek Bey gewesen ist, sich hier auch sein Serail befunden hat, so ist derselbe jetzt verlassen und wird von dem regierenden Bey nur selten betreten, zumal, nachdem die allerhöchste Gerichtsbarkeit, der Rechtsspruch des Bey, eingeschränkt ist und die Entscheidung bei Streitigkeiten zwischen Eingeborenen und Europäern jetzt dem französischen Tribunale obliegt.

Von den grösseren Sälen prägte sich uns der Kristallsaal ein, aus dessen Fenstern wir einen herrlichen, köstlichen Rundblick über das zu unsern Füssen liegende Panorama genossen und dessen Wände einst herrlich erglänzt, dessen hoch ragende Kristallspiegel den tausendfachen Lichterglanz der mächtigen Kronleuchter einst vielfach zurückgestrahlt hatten. Doch jetzt waren die Lichter auf denselben mit dichtem Staub bedeckt und meistens eingeknickt, die Damastgardinen an den Fenstern schmutzig und zerrissen. Sodann durchwanderten wir den Uhrensaal, in welchem sich viele Geschenke fremder Potentaten, darunter manche alterthümliche, unserm Geschmack nicht recht zusagende Uhren neben Spieldosen, meteorologischen Instrumenten und Vasen mit künstlichen, grellfarbigen Blumen (wie in den Bauern-Putzstuben unserer Dörfer) befanden. Nach Passirung einiger kleiner Schlafzimmer traten wir in den riesengrossen, aber sehr öden und leeren Thronsaal.

Die Sophabezüge daselbst sind verblasst, der mächtiggrosse Teppich unscheinbar und der Thronsessel von rothem Plüsch sehr mitgenommen, der Sitz darauf nicht ganz sicher. Vor diesem spielt sich der „Sâlam alek“ bei weit geöffneten Saalpforten ab. Vor der Thür des

Thronsaales stellen sich der Ceremonienmeister und ein Kammerherr mit scharlachrothem, goldgesticktem Rock und dem Ceremonienstab in der Rechten auf und verbeugen sich tief vor dem leeren Thron, nachdem draussen die aus sechs Mann bestehende Wache unter das Gewehr getreten ist. Dann spricht der Ceremonienmeister seinen „Gruss an den Sultan", und Janitscharenmusik schliesst den feierlichen Akt.

Derselbe ist auch gegenwärtig noch der Schauplatz des grossen Empfanges am Bairam. Es sind dann hier mehrere hundert Personen in grosser Uniform versammelt, und der Bey empfängt, vor dem Thron stehend und den französischen Minister zu seiner Rechten, die zur Gratulation erscheinenden Consuln. Diese, welche mit grossem Gefolge vorgefahren sind, werden einzeln abgerufen und machen beim Vorschreiten nach je fünf Schritten nach orientalischer Hof-Etiquette tiefe Verbeugungen, bis sie, durch die Spalier bildenden Prinzen des Hauses und die Grosswürdenträger hindurchschreitend, bei Seiner Hoheit angelangt sind. Die Gratulation lautet ungefähr: „j'ai l'honneur, Votre Altesse, de Vous féliciter au nom de mon gouvernement et suis heureux, de Vous voir entouré du peuple heureux", welche von dem Dolmetscher (mit Generalsrang) ins Arabische übersetzt wird. Darauf Gegenwünsche des Bey, Schlussverbeugung und Rückwärtsschreiten mit den gleichen Verbeugungen nach je fünf Schritten. In allen Gängen stehen die Truppen des Bey, welche beim Erscheinen jedes Consuls unter Trommelwirbel präsentiren. Zum Abschluss des grossen Empfanges findet ein Conzert von mehreren Pariser Sängern und Sängerinnen statt.

Unter den zahlreichen Gemälden, welche die Wände des Thronsaales bedecken, sehen wir viele bekannte Herrscher, welche meist alle vor Zeiten hier geweilt und später dem Bey ihr Bild verehrt hatten. Die Bilder der Mehrzahl der früheren Herrscher von Tunis, welche hier in orientalischem Prachtgewande, mit Diamanten besät,

aus goldnem Rahmen herabschauen, sowie die einiger Schlachten- und Truppenrevüen sind nicht besonders. Wir sehen hier unter anderem Louis Philipp und Napoleon, unsern Kronprinz und Prinz Friedrich Karl neben dem verstorbenen König von Baiern.

Trotz seiner dürftigen Ausschmückung imponirt der Saal doch durch das Marmormosaik seiner Wände und durch die schlanken, eleganten, den Riesensaal in drei Längsschiffe theilenden Säulen mit schönster Perspective. Beim Hinabschreiten der Treppe bewundern wir die schönen Stuckarabesken rechts und links und haben, als wir aus der vierten in die fünfte Führerhand wandern sollen, Zeit genug, uns noch einmal gründlich im Löwenhof umzusehen. Die Wände desselben machen ringsum einen vornehmen alterthümlichen Eindruck durch die wie verschiedenfarbige Tapeten aussehenden Glasurziegel, von welchen kaum einer dem andern gleicht und die doch in ihrem Totaleindruck sehr gefällig aufs Auge und harmonisch wirken. Wenn auch durch andere Hilfsmittel der Kunst wirksam, erinnert doch diese Harmonie der Linien und der Farbentöne an die Zisa bei Palermo. Inzwischen ist der neue Führer erschienen und macht uns mit der Stätte der früheren unbeschränkten Gerichtsbarkeit, der Cabinetsjustiz im eigentlichen Sinne, bekannt. Denn sobald der Bey nach Anhörung des Anklägers und des Vertheidigers nach eigenster Erwägung des pro und contra das Urtheil gesprochen hatte, folgte die Vollstreckung desselben auf dem Fusse, auch wenn es ein Todesurtheil war. In dem Gerichtssaal waren genau die Grenzen durch Säulen gezogen, bis zu welchen der Angeklagte, der Vertheidiger, der Ausländer, der fremde Gesandte, sich dem rechtsprechenden Bey nähern durften.

Mit einem gemischten Gefühl von Grauen und Neugier lassen wir uns von dem Führer Nummero sechs zu dem Gefängniss und der Richtstätte führen, wo die Verurtheilten gehängt resp. garottirt, gewürgt wurden, mit

oder ohne seidene Schnur, verzichteten dann aber auf weiteres Fangballspiel mit unsern Personen und bestiegen wiederum den Wagen, um mit einem gewissen Gefühl der Erleichterung aus den Doppelgewölben, Mauern und Gräben wieder hinauszufahren. Wir waren bei dem Durchwandern der Säle auch mehreren andern Parthien von Engländern, Belgiern und Franzosen begegnet und konnten daraus schliessen, dass Tunis im Mai auch noch auf andere Touristen verschiedener Nationen Anziehungskraft ausgeübt hatte, trotz der täglich zunehmenden Hitze.

Nach kaum zehn Minuten hielten wir an der Haremspforte des Lustschlosses Kassr-Saïd, des Lieblingsaufenthalts und beständigen Harems des verstorbenen Bey. Trotz des vorgezeigten Amr-el-Bey (Erlaubniss-, Einlassschein) und des selbstverständlichen Unbewohntseins des Harem kreuzten die Wachen ihre Waffen vor uns, und erst der energischen, dringenden Beredsamkeit unseres Kawassen gelang es, uns die Pforte frei zu machen. Später fiel uns ein, dass dieses ganze Manöver sicher nur darauf berechnet war, uns ein Bakschisch abzujagen.

Wir durchschreiten einen wunderschönen, grossen Garten mit herrlichen Ziersträuchern, duftenden Blumenbeeten, allen möglichen Obstsorten und prachtvoll roth und gelb blühenden uns unbekannten Bäumen und kommen nach fünf Minuten zum Serail. War uns nun schon im Bardo die Pracht einiger kleiner Schlafgemächer aufgefallen, so war die Pracht der Schlafsäle in diesem, äusserlich freilich auch schon etwas verfallenen Schlosse geradezu unbeschreiblich. Nach Durchschreitung mehrerer Corridore und Salons, in deren einem Essadek Bey vor sechs Jahren (12. Mai 1881) den Vertrag mit Frankreich unterzeichnet hatte, wonach dieses das Protektorat über Tunis übernahm, traten wir über persische Teppiche in einen grossen Saal mit golddurchwirkten, prachtvollen, alten Seidentapeten, in welchem rechts und links hinter gewaltigen Vorhängen von schwer vergoldeten Stoffen

sich kolossale, mindestens achtschläferige Betten befinden. Durch drei gewaltige, breite Matratzen ist dieses Riesenlager, oben wie unten, an Kopf- und Fussende, in drei Abtheilungen getheilt, ist aber so lang, dass es auch nach dieser Richtung hin bequem von drei Personen belegt werden kann. Eventuell hätte eine ganze Sektion darin schlafen können. Indessen die Matratzen sind recht hart, davon haben wir uns persönlich überzeugt. Das soll recht gesund sein! Trotz aller Pracht gab es aber auch schon Risse in denselben, und Mäuse wie Ratten hatten die wie für die Ewigkeit gebauten, emaillirten, mit Gold ausgelegten Untergestelle benagt.

Sic transit gloria mundi! Diese Empfindung der Vergänglichkeit alles Irdischen, des Dahinschwindens jener kraftvollen Nation, welche unter glänzenden Führern die Paladine Karls des Grossen in den Sand gestreckt und die Mauern Wiens hatte erbeben lassen und jetzt in stumpfer Resignation das dem Untergange Geweihte ohne Widerstand in Staub und Trümmer hinsinken lässt, überfiel uns mehr und mehr; niemals aber haben wir einen lächerlichen Eindruck empfunden, von welchem nur hochmüthige Selbstgefälligkeit und flache Einseitigkeit fabeln und bramarbasiren kann. Interessant, hoch interessant war die Durchwanderung dieser Säle.

Hier sprudelten die Springbrunnen, um welche gelagert die Schönen sich einst von parfümirtem Wasser besprengen und mit prachtvollen Pfauenwedeln Kühlung zuwehen liessen; in dem Nebensalon spielten sie und entfalteten in geschickter Koketterie ihre Reize, während der abgespannte Herrscher aller Gläubigen auf dem Divan ruhend und seine Narghileh-Pfeife rauchend. welche ihm die Lieblingssclavin eben gereicht hatte, mit halbgeöffneten Augen zuschaute. In einem Hinterzimmer (welches speciell für diesen Zweck bestimmt war) schmollte unterdessen die wegen Ungezogenheit mit Einsperrung bestrafte Odaliske, welche sich doch ihres schliesslichen Triumphes über ihren Herrn und Gebieter sicher war

und eben über die grausamste Todesstrafe brütete, welche sie, wenn ihr wieder das Taschentuch des Bey zufallen würde, über ihre jetzt triumphirende Nebenbuhlerin verhängen wollte. Welche Unsummen sind hier vorübergehenden Launen dieser und jener Schönen geopfert worden?

Und doch brauchten ehemals die allmächtigen Minister von dem Schlage der Mustapha Khasnadar, Khaïreddin, Kaid Nessim und Mustapha ben Ismaïl, welche sich, zum Theil aus einer Sklavenstellung, durch eigene Kraft und in der Wahl der Mittel nicht peinlich, zu dieser hohen Würde emporgeschwungen hatten, solche ihnen geneigte, durch verschwenderische Geschenke bestochene Damen des Serail, um ihre Millionen ungestört bei Seite schaffen zu können und damit, wenn sie sehr schlau waren, rechtzeitig zu verschwinden!

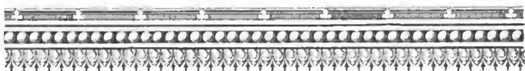
Doch das alles sind tempi passati! Der gegenwärtige Herrscher lebt in fast europäischer Einfachheit mit seinen zwei Frauen im Schlosse zu Marsa. Nur als der Sultan ihm vor wenigen Jahren eine wunderschöne Sclavin aus Constantinopel zum Geschenk sandte, wurde von Seiner Hoheit, trotz der zweiundsiebenzig Jahre, ein glänzendes Hochzeitsfest mit aller orientalischen Pracht gefeiert und gegenwärtig — wiegt die jugendliche Gattin einen reizenden Knaben auf ihrem Schoosse.

Träumerisch schauten wir durch die vergitterten Fenster des Serails auf die vor unsern Augen sanft schaukelnden, blutrothen Blüthen, welche manchem hier hinausschauenden jugendlichen Auge trügerisches, gar kurzes Glück zugenickt haben mögen und wanderten in ernster, wehmüthiger Stimmung und doch hoch befriedigt von diesem Einblick in orientalische Verhältnisse, welche schon die Phantasie des Gymnasiasten beschäftigt hatten, deren märchenhafter, thatsächlicher Schauplatz uns aber jetzt in ungeahnter Weise zum ersten Mal wirklich vor Augen geführt worden war, durch den Serail - Garten wieder der Mauer zu.

Mit solcher Empfindung mag Göthe seine Mauer in Frankfurt angeschaut haben, hinter der er die Handlung seines ersten, noch von dem Greise in „Wahrheit und Dichtung“ mit Behagen aus dem Gedächtniss wiedergegebenen Märchens sich abspielen lässt.

Ein Blick zurück auf den Palast, empor zu den Bäumen und auf die duftenden Blumenbeete, dann hinaus zur Pforte, die sich hinter uns schloss; und das phantastische Serailbild war dem Auge entrückt, die reelle Gegenwart mit den glühenden Sonnenstrahlen und den dicken Staubwolken trat wieder in ihr Recht.

Mit Dank verabschiedeten wir unsern Dragoman, wie auch den Maltheser, welcher uns durch seine Forderung für die mehrstündige Fahrt klar machte, dass man nicht nur im Klostergarten von Jerusalem, sondern auch in tunisischen Schlössern nicht ungestraft unter Palmen wandelt.



Vierzehntes Capitel.

Mohammedia, Oudna, Tunisische Hausthiere, Streifzug durch die Steppe, Amphitheater in der Wüste, Zaghouan.

ines Morgens gaben wir uns in aller Frühe vor dem Börsencafé mit verschiedenen Herren der deutschen Colonie ein Rendezvous und fuhren von hier unter Leitung des Herrn v. Knapp in drei Wagen zum südlichen Thor Bab-Aleoua hinaus. Es sollte zunächst nach den Trümmern von Oudna, dem alten Uthina, gehen. Wir waren sehr gut verproviantirt. In verschiedenen Körben befand sich reichlicher Mundvorrath nebst Getränken aller Art. Hinzu kam noch der Reservekorb unseres Hotels, welchen uns Madame selbst sorgfältig gepackt und durch den Svizzero nach den Wagen hatte schaffen lassen. Mit stets gleicher Sorgfalt füllte sie uns denselben, sobald wir Excursionen unternahmen, entzog uns auch niemals den Wein, obwohl wir bei der Heimkehr stets mit ihr in einen kleinen Conflikt kamen, wenn sie eifrig nach den leeren Flaschen fahndete und wir dann immer wieder schweren Herzens beichten mussten, dass wir dieselben irgendwo in der Wüste zum Spielzeug für die kleinen Löwen, nach denen wir vergeblich ausgeschaut, zurückgelassen. Hätte sie geahnt, dass dieselben diesmal unter den wohlgezielten Schüssen unserer Jagdflinten, von Uebermüthigen in die Luft geschleudert,

zerschellen sollten, so würde sie uns schwerlich wieder ihren uns so gut mundenden Algierwein verabfolgt haben. Die vielen Körbe voll Mundvorrath waren sehr nothwendig, weil wir auch die drei Maltheser vorne auf dem Bock zu beköstigen hatten, und was ein Malthesermagen leisten kann, das wurde uns heute klar gemacht.

Mit Schusswaffen und Munition waren wir versehen, als ob es einen Guerillakrieg gegen die Chrumirs gälte. Und doch sollte nur unschuldige Jagd auf niederes Wild und seltene Vögel gemacht werden.

Kaum zum Thore hinaus, wendeten wir uns vor dem Fort Sidi ben Hassan nach rechts und kamen so in anfangs westlicher Richtung auf sehr guter, chaussirter Landstrasse, welche uns den Segen französischer Verwaltung klar machte, an das nördliche Ufer der Sebcha-es-Seldjoumi, nachdem wir die Höhe zwischen dem Fort und der Kasbah passirt hatten. Zwar war der See zu dieser Jahreszeit, im Mai, noch nicht ganz ausgetrocknet, doch zeigten sich an den sonst mit Wasser bedeckten Rändern schon Sprünge in dem ausgedörrten Erdreich, und der weisse Salzschimmer darüber lehrte, dass wir uns am winterlichen Rande des Salzsees befanden. Unser Maltheser, beflissen uns zu unterhalten, erzählte, dass man in der Sebcha im Hochsommer nicht selten um die Mittagszeit Häuser, Moscheen und Palmen sähe, also jene Luftspiegelung, welche die Physiker von stärkerer Brechung der Lichtstrahlen bei Durchwanderung ungleich dichter Luftschichten herleiten und die man besonders häufig von Reggio und überhaupt der Küste von Calabrien aus sowie in der Wüste sieht, dort Messina, hier eine Oase oder eine Karawane wiederspiegelnd, die sogenannte fata morgana oder mirage. Nachdem wir den Salzsee passirt hatten, in dessen Nähe wir verschiedene Abtheilungen von Zuaven kreuzten, welche hier Felddienst übten, fuhren wir mehr südlich durch fruchtbaren Boden hindurch und erreichten hier die tunisische Wasserleitung, das heisst die moderne: mächtige Röhren, in

welchen das vorzügliche, klare, gesunde Trinkwasser, dessen Tunis sich erfreut, diesem von den Bergen zugeführt wird, denen wir uns allmählich näherten.

Inzwischen knallte es munter von allen Wagen. Anfangs wurden nur Lerchen geschossen, welche uns hier in grossen Mengen umstrichen und keineswegs scheu, leicht zum Schuss kamen. Dieselben sind im Vergleich mit unsern heimischen Lerchen ungemein gross und fett. Da es uns aber sehr fern lag, uns ein Lerchengericht zusammenzuschiessen, wir überdiess von der Heimath her gerade für diese Sängerin grosse Sympathie im Herzen trugen, wenn sie auch nicht so lustig zu trillern und zu jubiliren versteht wie ihre deutsche Schwester, so achteten wir fortan nur auf andere Vogelarten. Wenn wir im allgemeinen mit unserem Jagdresultat an diesem Tage nicht sehr zufrieden waren, so lag dies in anderen Verhältnissen. Wir zählten unter uns einige recht gute Schützen (selbstverständlich preussische Garde voran), doch stellten sich erstens von seltenen Vögeln mit farbenprächtigem Gefieder verhältnissmässig wenige zum Schuss, und von diesen mussten wiederum einige wunderhübsche Exemplare fortgeworfen werden, weil sie zu unglücklich getroffen, ihr Balg zu sehr zerschossen war, um noch mit gutem Erfolg ausgebalgt und ausgestopft werden zu können. In prachtvollem Blau erglänzte das Gefieder eines sehr günstig getroffenen, sogenannten Chasseur d'Afrique, der sehr scheu und schwer zu jagen ist und im seidenweichen Graublau das einer allerliebsten Perl-Eule.

Ueber uns zog, streng militärisch geordnet, ein mächtiger Flug Flamingos, jeder Vogel in Kreuzform mit vorgestrecktem Schnabel, weit gereckten Beinen und mässiger Spannung der prachtvoll rothen Flügel und der ganze Flug auch keilförmig geordnet in regelmässigen Abständen mit Tête. Später sahen wir einen Flug in ganz gerader Linie in gleichen Abständen hoch über uns in kaum erreichbarer Höhe.

Bezüglich dieser interessanten, schönen Vögel sei hier ein weitverbreiteter, aus einem Lehrbuch in das andere übertragene Irrthum berichtigt. Es wird nämlich behauptet, dass dieselben ihre Nester, durch die Länge ihrer Beine genöthigt, zu meterhohen Kegeln aufthürmten und auf denselben in reitender Stellung, die Beine lang gestreckt, stehend brüteten. Obwohl keine Forscher je einen Flamingo in dieser Lage gesehen, so ist doch, vermuthlich aus der Länge der Stelzen und der Dürre der brütenden Theile des Körpers jener Rückschluss irrigerweise gemacht worden, für welchen nur die eigenthümliche Form des Flamingonestes einen scheinbaren Halt bieten konnte.

Thatsächlich formen sich die Flamingos ihre Brütnester mit Hilfe ihrer mächtigen Schnäbel, mit welchen sie an weit abgelegenen Stellen, am Rande des Seeufers aus dem Schlamm zwanzig bis höchstens vierzig Centimeter hohe, oben vierundzwanzig bis dreissig Centimeter breite, flach gehöhlte, abgestumpfte Kegel mit weithin hörbarem, klatschendem Geräusch aufbauen. Derartige Nester werden dicht bei einander (in Zwischenräumen von etwa einem Meter) von ganzen Kolonien von Flamingos angelegt und von den Weibchen mit unter dem Leib zusammengezogenen Beinen, also in der gleichen Weise wie von allen andern Vögeln, bebrütet, während die Männchen, mit lang ausgestreckten Köpfen bei einander stehend, Wache halten.

Die Nester sind so angelegt, dass sie bei steigender Fluth vom Wasser fast überdeckt sind, so dass das Weibchen beim Brüten auch fischen resp. gründeln kann; sie sind nur ausnahmsweise mit mehr als einem Ei belegt und ohne irgend welche weiche Polsterung von Federn, Pflanzenbast und dergleichen. Das scheue Wesen der verfolgten Vögel macht es erklärlich, dass ihre Brutstätten weit abgelegen sind und nur durch Zufall oder List entdeckt werden.

Inzwischen waren wir ins Gebüsch hineingekommen

und näherten uns einer Masse weisser Häuser, welche wir bereits von der Anhöhe bei der Kasbah, in einen grünen Kranz von Bäumen eingebettet gesehen hatten.

Jetzt befanden wir uns in diesem Ort, dem merkwürdigsten in der Umgegend von Tunis und lernten daselbst Verhältnisse kennen, wie sie nur hier und in der Steppe der Westküste Nordamerikas denkbar sind.

Unter dem Namen Mohammedia (spr. M'hmdīa) wurde hier vor circa dreiunddreissig Jahren von dem prachtliebenden Ahmed Ben Mustapha Bey (1837 bis 1855) an der Wasserleitung und mitten im Grünen ein glänzendes Lustschloss mit dem Aufwand von angeblich zehn, in Wirklichkeit über hundert Millionen Francs gebaut.

Schnell siedelten sich um das Schloss der ganze Hof, die Minister, viele Beamte und Handwerker an, für die Bataillone des Bey mussten auch Wohnungen geschaffen werden, und noch war das Lustschloss, welches einen grossen Complex Landes bedeckte, nicht fertig, als schon ringsum eine vollständige Stadt erstanden war.

Da starb der Bey, als dasselbe mit allem Luxus endlich fertig gebaut, und sein Nachfolger verlegte die Residenz nach dem Bardo, ohne sich weiter um Mohammedia zu kümmern; doch liess er alle Kostbarkeiten fortnehmen, sogar Mosaikböden ausheben, sowie Majolikadecken und Marmorbekleidung abreissen. Hofstaat und Armee folgten ihm natürlich, und so war der Ort, kaum gegründet, auch schon wieder verlassen. Derselbe wurde nun, ganz unbeaufsichtigt, derartig ausgeplündert, dass er in Kurzem einer Ruine glich. Nachdem von den Hofbeamten sich jeder noch mitgenommen hatte, was des Mitnehmens werth schien, folgte seitens der Anwohner eine so gründliche Plünderung, dass sogar Fenster- und Thüreinfassungen, Wandbedeckungen, Treppen, Fliessen der Fussböden, kurz alles, was sich irgend transportiren liess, weggenommen wurde.

So hatten wir denn beim Durchwandern der Stadt einen Anblick, ähnlich dem, welchen St. Cloud nach der Beschiessung und dem Brand von 1870 darbot, nur dass hier auch noch das Gras in den ehemaligen Strassen munter wuchs, sowie in den ehemaligen Hallen und Sälen des Schlosses Unkraut üppig wucherte und Ziegen grasten.

Unter den Häusern der Stadt waren nur wenige von den ärmsten Leuten bewohnt.

Während wir jetzt durchfuhren, nahmen wir auf dem Rückweg hier längeren Aufenthalt, tranken in einem scheunenartigen düstern Küchenraum arabischen Kaffee und forderten dabei den Zorn eines Beduinen unwissentlich heraus, welchen wir für einen auf der Bank liegenden Sack gehalten und sehr unsanft berührt hatten.

Im Orte selbst hielten wir uns längere Zeit auf und wurden dabei merkwürdig vom Unglück verfolgt. Zunächst verjagten wir eine grössere Zahl von Hunden, welche uns mit schakalähnlichem Geheul anfielen, mit einigen wohlgezielten Steinwürfen und ernteten dafür verschiedene feindselige Blicke der vereinzelten Bewohner ein, dann schäkerten wir mit einem kleinen, reizenden Arabermädchen, das anfangs äusserst scheu war, bald aber zutraulicher wurde und die ihr zugesteckten Karrouben freudig der Mutter zutrug, welche wir so allmählich aus dem verschlossenen Hause heraus lockten. Doch mussten die Armen diese Bekanntschaft mit uns schwer büssen. Ein Araber kam angerannt mit einem so wüthenden Gesichtsausdruck, wie wir ihn bei einem Vertreter dieser Selbstbeherrschung übenden Stämme nie wieder gesehen haben, stiess die Frau, dem Anschein nach heftig schimpfend, ins Haus zurück, riss das kleine, fünfjährige Mädchen auch hinein und schlug es unbarmherzig, ein Benehmen, das bei einem Araber befremdend wirkt und von uns auch nie wieder gesehen worden ist.

Er mochte von seinem Standpunkt aus vielleicht Recht haben und uns Dinge zutrauen, welche man erst

begreift, wenn man ein arabisches Tanzfest (Carakous) gesehen hat. Jedenfalls lehrte uns dieser Vorfall, welcher ja glücklich ohne Flintenschuss abging, dass man im Verkehr mit den Eingeborenen, insofern dabei ein weibliches Wesen mit ins Spiel kommt, gar nicht vorsichtig genug sein kann.

Nachdem wir Mohammedia passirt hatten, näherten wir uns, zunächst noch an einigen Fruchtgärten vorüberfahrend, dem breiten Thal der Miliana, eines Flusses, der zur Regenzeit sehr breit und reissend ist und einen weiten Weg vom Fuss des Gebirges bis zur Mitte der Bucht von Tunis zurücklegt, gegenwärtig aber ziemlich wasserarm war.

Wir sind nun an beide Wasserleitungen herangekommen. Neben der neuen, am Boden hinkriechenden, erhebt sich auf gewaltiger Untermauerung die alte auf Riesenpfeilern und Bogen von nahezu gleicher Breite. In bedeutender Höhe lief das Wasser der Leitung einst in einem fast zwei Meter tiefen Kanal. Uns erschienen die Bogen derselben noch grossartiger, als die des römischen Aquäduktes vor der Porta maggiore Roms. Man konnte bei genauerer Betrachtung zwei verschiedenartige Leitungsbogen unterscheiden, die einen aus mächtigen Steinquadern aufgebaut, welche fast ohne Bindematerial glatt auf einander lagen und durch ihre solide Bauart den römischen Ursprung nicht verleugneten, die anderen, trotz des neueren Ursprunges viel mehr verfallenen, aus Ziegeln und Erde resp. Mörtel zusammengesetzt und jedenfalls von den Arabern herrührend.

Die Sonne brannte, die Kehle war trocken geworden, auch der Magen meldete sich, und so lagerten wir uns im Schatten der alten Wasserleitung, welche hier, meilenweit mit kurzen Unterbrechungen sich hinziehend, der ganzen Gegend eine bestimmte Physiognomie aufdrückte. Dieselbe ist hundertzweiunddreissig Kilometer lang und von Kaiser Hadrian angelegt worden, um der

grossen Wassernoth von Carthago, welches bis dahin nur auf das in Cisternen gesammelte Regenwasser zum Trinken angewiesen war, dauernd abzuhelfen. Nur die rastlose Energie der Römer, wenn es galt, Culturstätten mit gutem Trinkwasser zu versorgen, konnte aus solcher Entfernung vom Gebirge her in Leitungen, welche wie für die Ewigkeit gebaut schienen, Wasser nach Carthago schaffen, während den Phönikiern das Wasser der Cisternen genügt hatte. Unter Septimius Severus wurden Theile derselben renovirt. Die Vandalen fanden sie unverletzt vor und haben sie sicher nicht zerstört, sperrten sie aber später den Byzantinern ab. Unter den Arabern, deren Schriftsteller sie zu den Wundern der Welt zählten, wurden sie theilweise zerstört, indess wieder hergestellt, bis sie mit der sinkenden Macht von Tunis verfielen. In diesem Jahrhundert ist die Wasserleitung von einer französischen Gesellschaft wieder hergestellt, welche deren Anfangstheil fast ganz unversehrt vorfand und bei der dortigen hohen Lufttemperatur die Leitung oberirdisch in Röhren bis nach Tunis fortführen konnte.

Von der hier gewonnenen geringen Ausbeute sei eine sehr fein gezeichnete, dabei derb elastische Schlangenhaut erwähnt. Andere kürzere Häute, deren wir später noch mehrere fanden, waren so zart und gebrechlich, dass sie zusammengelegt und aufgehoben, trotz grösster Sorgfalt allmählich sich zerrieben und zerfielen. Wir fuhren nun eine längere Strecke längs der alten Wasserleitung in dem Milianathal bis wir zum ouëd Miliana selbst kamen und überschritten den von einer modernen Steinbrücke überbauten Fluss.

Auf der anderen Seite des breiten Thales angelangt, liessen wir die wegen Erhebung des Bodens hier niedriger angelegten, in der Ferne vielfach durchbrochenen alten Bogen rechts liegen, fuhren mehr östlich in die Steppe hinein und hielten bei einem „Douar", einem Araber-Zeltdorf, also bei einem umherziehenden Stamme, sogenannten Zeltbewohnern, welche hier ihre Zelte

(Gourbi's) so lange stehen lassen, als ihr Vieh Nahrung findet, dann dieselben aber, wenn die Weide ringsum abgefressen ist, abbrechen und weiter ziehen. Hier ist die Gegend auf meilenweite Entfernung in der Runde das Eldorado der Esel und Kameele.

So weit das Auge reicht, Distel an Distel, dazu Myrthen, Pistazien und baumartiger Hundszahn (dent-de-chien), der in Gemeinschaft mit Opuntien und Agaven sehr oft als „Srib" oder „Serib" (Umzäunung) in Nordafrika benutzt wird, endlich ein so scharfes Riedgras, dass man nach längerem Durchstreifen der weiten Prärien damit tausendfach gespickt ist und sich mit reger Phantasie auf dem Schauplatz von Ovids Metamorphosen einem Stachelschwein vergleicht. Kein Theil der Kleidung, des Körpers, ist gut genug verwahrt, um diesem starren, spitzen Präriegras das Eindringen zu verwehren. Acht Tage arbeiteten wir an unseren Beinkleidern, um allmählich die tausende von langen und kurzen Grasspitzen herauszuschaffen; auch die Stacheln, welche durch das Stiefelleder gedrungen waren, hafteten sehr lange und wurden erst in den nächsten Tagen allmählich daraus entfernt.

Anderweite Opfer in corpore vili nebst seinen Bedeckungen mussten wir der wilden Myrthe bringen, welche, ungleich ihrer zarteren Schwester des Nordens, hier zu Lande frech und verwegen mit ihren scharfen Dornen alles zerreisst und nicht einmal einen vielgewanderten Berliner Sonnenschirm respektirt.

Abgesehen von diesen kleinen Unannehmlichkeiten war die Wanderung durch die nordafrikanische „Prärie", wenn wir uns dieses Ausdruckes bedienen dürfen, sehr interessant. An Käfern und Scorpionen hatten wir dort eine reiche Ausbeute. Wir traten allerdings mit gewisser Vorsicht auf, aus Sorge, von einer giftigen Schlange gestochen zu werden, deren es dort viele geben muss, wie die mannichfaltigsten kurzen und langen Schlangenhäute

bewiesen, welche theils wir selbst, theils unsere mitgenommenen Jagdhunde entdeckten. Auch stiessen wir auf zwei lebende Exemplare, die aber sofort in ihren Löchern verschwanden. Wir bedienen uns des Ausdrucks „Prärie“ in der Erinnerung an einen kleinen Brand, welchen ein weggeworfenes Streichhölzchen erzeugte und der in dem sehr trocknen Zunder der Bodendecke so üppige Nahrung fand, dass in demselben Moment das Terrain um unsere Wagen und um die abgeschirrten Pferde knisterte und qualmte, und wir diese schleunigst fortschaffen mussten, um ein Unglück zu verhüten. Doch gelang es uns ohne zu grosse Mühe, das Feuer, welches weiterhin auf der einen Seite keine Nahrung mehr fand und vom Wind nicht begünstigt wurde, auch auf der anderen Seite durch Ausraufen des Grases und Niedertreten der Erde zu ersticken, indem wir in geschlossener Kolonne vorrückten.

Wunderschön sah neben den Myrthenbüschen der Wald von Oleander aus, der an manchen Stellen üppig wucherte und die schönsten Blüthen zeitigte. Doch wird derselbe von den kundigen Eingeborenen durchaus nicht mit Freuden begrüsst.

Sie meiden vielmehr sehr sorgfältig die Gegenden, wo der Oleander blüht, weil hier der Aufenthalt wegen drohenden Fiebers stets sehr ungesund und gefährlich ist. Oleanderbüsche finden sich nämlich meistens in Senkungen der Prärie, in welchen Regenwässer stagniren, üble Dünste nach Sonnenuntergang aufsteigen und daher endemische Fieber herrschen. Ausserdem soll der scharfe, betäubende Geruch ihrer Blätter bei Einzelnen Fieber hervorrufen.

Das Tückische des Klimas dort haben wir ja als Autodidakten an uns selbst kennen gelernt. Der Zweite von uns hatte sich hier, wie wir früher bereits erwähnten, beim längeren Lagern im Oleander-Ravin trotz seiner robusten Körperkonstitution seine erst später in der Heimath mit intermittirendem Typus auftretende Malaria

geholt. Bei dieser Gelegenheit möchten wir noch einmal betonen, dass nur der wirklichen Genuss vom Besuch Afrikas hat, welcher körperliche Entbehrungen und Anstrengungen nicht scheut.

Wir nahmen an, dass wir uns hier auf ehemaligem Meeresgrund befanden, aus einem dem Fachgelehrten gegenüber vielleicht nicht stichhaltigen Grunde, weil wir nämlich hier massenhaft dieselben kleinen Muscheln und Schnecken den Pflanzen anhaftend fanden, welche wir früher und später bei Marsa am Meeresgestade sammelten.

In dem Beduinenzeltdorf wurden wir sehr freundlich aufgenommen. Eng und patriarchalisch lebt hier der Wüstenaraber mit seinem Vieh, welches ja seinen ganzen Reichthum ausmacht, zusammen. Auch die Frauen dieses Stammes (bei später kennen gelernten war es anders) zeigten nicht die geringste Scheu, sie liessen sich durch unsere Anwesenheit in ihrer häuslichen Thätigkeit gar nicht stören, melkten ihre Kühe, sammelten den getrockneten Dünger nnd trugen ihn nach besonderen Gruben, in welchen derselbe als geschätztes Brennmaterial aufbewahrt wird. Sie zeichnen sich, wie alle Beduinenfrauen, durch kleine, zierliche Hände und Füsse aus und zeigen eine kreuzartige Tätowirung auf ihrer Stirn sowie lichtblaue feine Tätowirungsstreifen auf den Wangen und Armen. Ihr Wuchs ist schlank, in dem braunen Gesicht funkeln ein paar dunkle Augen, und die Gesichtszüge haben nichts Gewöhnliches, Gemeines, können eher fein genannt werden.

Neckisch und bettelnd drängen sich die kleinen fast nackten Knaben und Mädchen an eine alte Grossmutter mit struppigen Haaren heran, während diese in dem Kessel eifrig rührt, welcher an einem Dreifuss über dem Erdloch hängt, aus dem die flackernde Flamme lustig emporschlägt. Das ganze Bild erinnert lebhaft an die Zigeunerscene aus „Preciosa“. Inzwischen waren einige

der jüngeren, auch zigeunerartig, grellfarbig gekleideten Frauen mit beneidenswerthen, kolossal dicken Zöpfen, an deren Echtheit man in unsern Kulturländern starken Zweifel hegen würde, in ihren Zelten verschwunden, traten aber bald wieder heraus und präsentirten uns köstliche Milch, welche uns vorzüglich mundete. Auch unser Arzt, welcher noch an den Nachwehen seiner Cholerine laborirte und sich noch absolute Diät auferlegt hatte, widerstand der Versuchung nicht, weil er kurz zuvor irgendwo gelesen hatte, dass leicht säuerliche Milch von den Ziegen, Kühen und Kameelen der Beduinen (Doktor Kobelt nennt sie Buttermilch, ein jedenfalls unrichtiger Ausdruck, weil die Beduinen keine Butter kennen), absolut gut verdaut würde und ein vorzügliches Mittel gegen Magendarmkatarrh sei. Er hatte in der That diesen Trunk, welcher ihm vortrefflich schmeckte, nicht zu bereuen und ist seitdem sehr geneigt, seine Berliner Patienten mit ihren Magendarmkatarrhen den Beduinen in die Kur zu geben. Späterhin muss einem von den Stammesältesten dort unser ungenirter Verkehr mit den jüngeren Frauen doch wohl etikettewidrig erschienen sein; denn plötzlich waren diese verschwunden, und wir befanden uns nur den ältesten, ehrwürdigsten Semestern feminini generis gegenüber. Zuvor aber hatten wir die Erlaubniss gehabt, die schon früher erwähnten Ohrgehänge, sowie auch eine aus grossen Silbermünzen bestehende, um den Hals getragene Kette zu mustern. Vergeblich fragten wir nach dem Preise eines dieser, in Wirklichkeit von Beduinenfrauen getragenen, Schmuckgegenstände. Nichts davon, auch nicht einmal ein einfacher Fingerreif, geschweige denn der Fussreif einer älteren Beduinin war ihnen anfangs verkäuflich; schliesslich wurden sechzig Francs für zwei Spangen gefordert; den zehnten Theil hätten wir vielleicht gegeben.

Das ganze Zeltdorf heimelte uns an. Junge Kälber und Zicklein tummelten sich munter umher, einige Hühner gackerten, aber all dieses Kleinvolk vermochte ein Dro-

medar, welches gravitätisch im Hintergrunde lagerte, sich dem angenehmen Geschäfte des Wiederkäuens hingab und nur geruhte, hochgehobenen Hauptes uns mit seinen ein wenig verschmitzt dreinschauenden Augen von oben herab zu mustern, nicht in seiner vornehmen Ruhe zu stören. Es sei hier noch bemerkt, dass das zweihöckerige Kameel sich in Nordafrika nur in der Umgegend von Algier findet, in und um Tunis sieht man nur das einhöckerige Dromedar.

Auch in ein Zelt gehen resp. kriechen wir hinein. Durch die niedere Pforte gelangen wir tiefgebückt in einen dunkeln Raum mässigen Umfangs, welcher nur von vorne her die sehr schwache Beleuchtung erhält. Nachdem sich das Auge an die Dunkelheit gewöhnt hat, sieht man neben der Thür ein niederes, einfaches Lager, welches unmittelbar auf dem einfachen, natürlich nur aus festgestampfter Erde bestehenden Fussboden etwa einen halben Fuss höher angebracht worden ist. Auf der anderen Seite sehen wir einzelne grössere und kleinere Gefässe von ungebranntem Thon oder Lehm, in welchen sich verschiedene Lebensmittel, Früchte und Getränke befinden.

Hiemit ist die eines Diogenes würdige häusliche Einrichtung beendet. Im Hintergrunde liegen noch zusammengerollte Felle, welche sowohl zum Verkauf wie für besondere festliche Gelegenheiten dort aufgehoben sind. Ob sich dahinter noch ein zweiter Raum anschliesst, können wir bei der Dunkelheit anfangs nicht bestimmen, überzeugen uns aber schliesslich, dass jedes Zelt nur aus einem Raum besteht, und ziehen uns wieder tief gebückt aus demselben zurück, in welches wir überdies ohne speciell eingeholte Erlaubniss, nur von unsern Malthesern, welche hier den Ton angeben, animirt, einen Einblick gethan haben. Nachdem, wie gesagt, die erste Ueberraschung vorbei war, verschwanden die jungen Frauen, entschieden auf Commando, und wir konnten uns nunmehr noch mit dem Viehstande der Zeltaraber beschäf-

tigen. Unter diesem besteht auch eine gewisse Klassenscheidung. Kameel, Schaaf und Ziege weiden zwar zusammen, doch hält sich auf der Weide ersteres stets von letzteren getrennt, ebenso das Schaaf von der Ziege.

Sprechen wir bei dieser Gelegenheit über die in Tunis und seiner weiteren Umgebung lebenden Hausthiere, welche auf unsern täglichen Wanderungen unsere Aufmerksamkeit in hohem Grade fesseln mussten.

Zunächst sei bemerkt, dass die französische Occupationsarmee, welche ursprünglich dreissigtausend Mann betrug, — eine Zahl, welche im Laufe des Tonkin-Feldzuges auf drei bis viertausend Mann reduzirt ist — das beste Pferdematerial in Tunis für bedeutende Preise aufgekauft hat, dass trotzdem aber daraus kein Pferdemangel erwachsen ist, wie das starke Angebot auf dem wöchentlich einmal in Tunis stattfindenden Pferdemarkt beweist. Was die Race anbetrifft, so ist die rein arabische verhältnissmässig nur wenig vertreten, eine natürliche Folge des Mangels eigentlicher Pferdezüchtereien; aber auch bei den Mischracen, die sich ausgebildet, wiegt das arabische Blut vor. Der Laie wird daher auch manchmal ein Ross, welches im Stammbaum längst nicht mehr rein geblieben, für arabisch halten. Nur bei den festlichen Aufzügen der Araber sieht man edle Araberrosse in grösserer Menge zusammen, desgleichen bei den arabischen Rennen, den sog. „Fantasias“, bei welchen die Araber ihrer regen Phantasie die Zügel schiessen lassen und die tollsten Scheinkämpfe und Kunststücke zu Pferde ausführen. Bei solchen Gelegenheiten weidet sich das Auge des Pferdefreundes an Rossen, welche sämmtliche Charakteristika der „echten Araber“ zur Schau tragen.

Kräftig ist ihr Bau, edel jede Linie und deutlich treten die einzelnen Adern zu Tage. Die Breite der Brust und der Hüften, die muskulösen und langen Ober-

schenkel, die Kürze des Kreuzes deuten darauf hin, dass man nicht vergebens bei ernstem und anstrengendem Ritt der Kraft des Thieres vertrauen wird.

Das Durchreiten einer zehn bis fünfzehn Meilen langen Strecke an einem Tage und derselben Entfernung in den nächstfolgenden vier bis fünf Tagen gehört keineswegs zu den Seltenheiten, wie auch die Erzählungen der Araber von sonstigen unglaublichen Leistungen ihrer Rosse nicht aus dem Reich der Fabel stammen. Seidenweich wallt die nicht sehr dichte Mähne den langen und schön gekrümmten Hals herab, fast streift das üppige Haar des Schweifes den Boden. Stolz ist der Ausdruck des fleischlosen Kopfes, stets geschlossen die Lippen, die Nüstern immer weit geöffnet.

Durch häufiges Wiehern und doppelt stolze Haltung giebt es seiner Freude Ausdruck und weiss sehr wohl, dass es in seinem kostbaren, blendenden, mit Gold- und Silberstickerei reich beladenen Geschirr die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenken muss. Die klugen, grossen, schwarzen Augen controliren nach allen Seiten, ob es auch genügend bewundert wird, die kleinen Ohren sind in steter Bewegung und fangen jedes Lob des Menschen auf.

Anscheinend nickt es, wenn eine Bemerkung seinen Beifall findet, mit dem breiten Kopf bejahend oder verleiht durch Schütteln seinem Unwillen beredten Ausdruck. Wer arabische Racepferde gesehen und beobachtet hat, wer weiss, wie sehr der Araber seinem Ross verpflichtet ist, dem er nicht selten seine Existenz verdankt, der wird ein Verständniss dafür gewinnen, dass dem Pferde fast abgöttische Verehrung zu Theil wird, dass Sage und Dichtung keinen edleren Gegenstand kennen, dass der Verlust eines Pferdes vielleicht schwerer als ein Menschenleben verschmerzt wird.

Wir kommen zu einer Thiergattung von hervorragend wirthschaftlicher Bedeutung, dessen psychische und phy-

sische Eigenschaften sie völlig gleichwerthig, unter Umständen werthvoller erscheinen lassen als das Ross, wir kommen zum — Esel.

Unsere Sportsmen werden, wenn sie eine Parallele zwischen Pferd und Esel gezogen finden, in lautes Hohngelächter ausbrechen; lassen wir sie lachen.

Allerdings hat die degenerirte Species von Esel, welche uns in Deutschland hier und da begegnet, mit ihren afrikanischen Vettern nur den Namen gemein.

Jedenfalls ist die Aehnlichkeit zwischen einem Berliner Droschkengaul und einem arabischen Racepferd nicht geringer als die zwischen einem deutschen Esel und seinem Namensvetter im Süden. Unser nordafrikanischer Esel, von dem wir reden, ist ein auffallend kleiner Geselle von aschgrauer an der Unterseite hellerer Färbung. Deutlich hebt sich bei allen das schwarze Schulterkreuz ab.

Nicht selten sind auf seine Nase ein Kreuz, ein Kreis mit Diameter und Tangente tätowirt. Geometrische Figuren werden uns bei den Arabern nicht überraschen.

Seine Leistungsfähigkeit steht in umgekehrtem Verhältniss zu seiner Kleinheit. Häufig haben wir ihn schwere Lasten von solcher Ausdehnung schleppen sehen, dass die Last die ganze Breite der Strasse einnahm und fast den Erdboden berührte, so dass der kleine Lastträger vollständig verschwand. Häufig finden auch zwei grosse Beduinen auf seinem Rücken und auf seiner Kruppe Platz. Man ist entrüstet, wenn man zum erstenmal diesen Anblick hat, so possirlich er auch an und für sich ist. Doch wird man wieder ausgesöhnt, wenn man sieht, mit welcher Leichtigkeit der kleine, graue Freund sich in Galopp setzt, ohne Merkmale der Ueberbürdung zu zeigen. An dieser Stelle sei der Bildungsfähigkeit der kleinen Thiere ein Denkmal gesetzt. Fast nie haben wir sie mit Zaumzeug gesehen. Ein Zuruf, ein leises Berühren der rechten oder linken Halsseite mit einem Stock

genügt, dem Thiere den Willen seines Herrn zu übermitteln und die sofortige Ausführung zu veranlassen. Sein Gang ist weit sicherer als der jedes Pferdes, so dass man selbst treppenförmig ausgehauene Bergabhänge im Galopp überwinden kann, ohne einen Absturz gewärtigen zu müssen. Selbst eine lang andauernde Trab- oder Galoppreprise auf schwierigstem, steinigem, mit Geröll übersätem Terrain, noch dazu ein langer Beduine auf dem Rücken des Thieres, erschöpft nicht im mindesten seine Kraft.

Seine geringe Grösse ermöglicht die Benutzung jedes, auch des engsten und schwierigsten Pfades. Für dreissig Lire kann man bereits in den Besitz dieses nützlichen Hausthieres gelangen, dessen Anspruchslosigkeit auch dem Aermsten gestattet, es zu unterhalten. Disteln und Dornen, wie sie jede nordafrikanische Wildniss bietet, genügen vollauf als Mahlzeit. Wie sein ganzes, höchst verständiges Benehmen und Auftreten zu immer neuen und interessanten Beobachtungen anregt, so gilt dies besonders von seinem Ohrenspiel. Die grossen Lauscher hängen nicht etwa schlaff herab, sind vielmehr in steter Bewegung. Nicht das geringste Aussergewöhnliche entgeht ihm, niemals haben wir gefunden, dass er ohne Grund oder durch geringe Anlässe zum Scheuen verleitet wäre, wie dies bei erwachsenen Pferden nicht selten der Fall ist. Er weiss sehr wohl Geringes von Bedeutsamem zu unterscheiden, alles Momente, welche beweisen, wie sehr wir ihm Unrecht thun, wenn wir ihm althergebrachter Weise das Prädikat der Dummheit anhängen. Eigensinn, welcher sich zeitweise, wenn gleich selten, Bahn bricht und bis zu hochgradiger Tücke steigern kann, lässt doch nicht eben auf Dummheit schliessen. Im Gegentheil würde seine übergrosse Willfährigkeit, sich unter allen Umständen dem Willen des Menschen unterzuordnen, die ihm aufgebürdeten Lasten zu tragen, seine geistige Fähigkeit nicht in das vortheilhafteste Licht stellen. Daraus, dass er uns nicht gerade einen

angenehmen Ohrenschmaus bereitet, so oft er sein lautes I-aah ertönen lässt, dürfen wir ihm keinen Vorwurf machen. Die Verwendung unseres kleinen Freundes, welcher häufig unser Augenmerk gefesselt und nicht selten unsere Lachmuskeln in Bewegung gesetzt hat, ist unter den angedeuteten Verhältnissen die denkbar vielseitigste. Er begegnet uns auf Schritt und Tritt, in der Wildniss, in den belebtesten Strassen des Bazars. Nicht selten sieht man Bilder, welche wohl verdienten, durch Momentaufnahme oder den Pinsel des Malers verewigt zu werden.

Ist es nicht zum Beispiel ein entzückendes Bild, wenn der kleine, graue Kerl auf seiner Kruppe einen baumlangen Beduinen trägt, in einem der beiden strohgeflochtenen Seitenkörbe zwei oder drei kleine, reizende, braune Beduinenkinder, im andern niedliche, lebendige Fettschwanzlämmer? Bald trägt er in Riesenkörben zu beiden Seiten Orangen, bald auf tellerartigen Holzplatten den weissen, kugelförmigen Käse, jeder einzelne auf einem Spiess und mit einer Rose geschmückt, bald trägt er einen Rieseneber oder ein geschlachtetes Kalb auf den Markt, bald die wassergefüllten Ziegenschläuche zur Stadt. Schliesslich wollen wir den kleinen Esel noch als ständigen Begleiter derjenigen Thierspecies erwähnen, welche hier wegen ihrer Wichtigkeit als Dritte im Bunde genannt sein mag, der Kameele.

Camelus Dromedarius, das einhöckerige Kameel oder Dromedar, arabisch Djemmel, lauten die Namen der hier vertretenen Tylopoda-Art.

Kameel, Esel, Ross, ein stolzes Kleeblatt, wird mancher denken, welcher der edlen Gewohnheit pflegt, die Kritik des geistigen Zustandes seiner Mitmenschen zartfühlenderweise in eines dieser drei Worte zu kleiden. Wenn aber durch eine dieser Thiergattungen hochgradige Dummheit zum Ausdruck gebracht werden soll, so muss man sich des Namens der ersteren, des Kameels bedienen.

Viele Worte haben wir daher über den Geisteszustand desselben nicht zu verlieren. Bei seiner Indolenz kann es auch in sehr unliebsamer Weise störrisch und bissig werden. Die Mehrzahl dieser Lastträger finden wir daher mit starken Maulkörben (gezäunt sind sie nicht) versehen, welche ihnen zugleich ihrer Fressgier wegen angelegt werden. Jedenfalls nimmt es nicht Wunder, wenn das Dromedar unfähig ist, sich die Liebe seines Gebieters zu erwerben, nur seinen Zorn herausfordert und öfter Züchtigung erleidet. Sein Aeusseres ist in seiner Hässlichkeit fast schön zu nennen. Das Eckige seines Baues, der gewaltige Höcker, die Schwielen an Brust und Beinen, die kleinen weit hinten am Kopfe sitzenden Ohren, die im Gegensatz zum arabischen Ross stets geschlossene Nase, die geöffneten und beim Gehen in schlaffer Bewegung befindlichen Lippen, die hier kahle, dort mit dichten Wollbüscheln versehene Haut: dies alles sind Eigenthümlichkeiten, welche sich gegenseitig in ihrer Hässlichkeit nicht den mindesten Abbruch thun und sich zu einem einheitlichen Gesammtbilde ergänzen. Um auch die Stimme zu erwähnen, so giebt es wohl kaum ein widerwärtigeres Conglomerat steinerweichender Laute, tiefer und hoher Octaven, als den Gesang des Kameels.

Wüst sieht es aus, das Schiff der Wüste. Wie sehr passend erschienen uns diese Thiere zum Wüstenbilde, wie sehr beweiskräftig für die Darwinsche Anpassungstheorie war ihr Anblick, als wir sie zum erstenmal südlich von Tunis an den halb ausgetrockneten Salzseen in langer Reihe die Karavanenstrasse dahinziehen sahen, als wir in den Karavansereien und engen Strassen der Stadt einer grösseren Menge von ihnen begegneten! Welche Geduldsproben mag ihr eselberittener Führer und Herr bestanden haben, um die schwerfälligen Kolosse dahin zu bringen, dass sie auf bestimmte Zurufe, schnalzende Gutturallaute, diesen oder jenen Weg wählen! Nur selten wird er gezwungen, von der Queue zur Tête

zu galoppiren und seinen schlichten, kurzen Stock wirken zu lassen.

Wenn man, wie es uns vergönnt war, einen ganzen Beduinenstamm mit vielleicht hundert Kameelen aller möglichen Färbungen, vom Weissgrau bis zum Dunkelbraun, die Thiere mit Sack und Pack, mit Kind und Kegel beladen, in den dunklen distelreichen Steppen südlich von Tunis lagern sieht, dann tritt die Hässlichkeit der einzelnen Kameele nicht nur vollständig in den Hintergrund, sondern erhöht auch in hohem Grade die eigenartigen Reize einer echt afrikanischen Landschaft.

Lassen wir ihm überhaupt Gerechtigkeit widerfahren und vergessen wir nicht seine Tugenden, welche es für Nordafrika zweifellos zum allernützlichsten Hausthier machen. Als einzig in der ganzen Thierwelt dastehend, haben wir hier seine Anspruchslosigkeit zu rühmen. Keine Distel ist zu scharf, kein Dorn zu spitz, um von seinen Zähnen zermalmt zu werden. Ausgedörrte scharfe Gräser und Gestrüpp scheinen ihm besonders zu munden; de gustibus non est disputandum! Länger als vierzehn Tage kann das genügsame Thier das Wasser entbehren und dabei Strecken von erstaunlicher Länge in kurzer Zeit zurücklegen. Wer diese Passgänger im Schritt schwerfällig einherschreiten sieht, hält es für unmöglich, sie überhaupt in schnellere Gangart zu setzen, und doch ist es der Trab, in welchem sie grosse Strecken zurücklegen. In vier Tagen würde man zum Beispiel auf demselben Thier von Danzig bis nach Bremen gelangen können. Der Preis für eines der riesengrossen Dromedare, wie man sie in und um Tunis sieht, Thiere, welche ihres schwerfälligen Baues wegen weniger zum Reiten als zum Lasttragen benutzt werden, beträgt hundertfünfzig bis zweihundert Lire. Sollte die Einführung dieser nutzbringenden Thiere in gewisse Gegenden Europas, welche die Vorbedingung ihrer Existenz, Mangel an Wasser und Nahrung, im Ueberfluss erfüllen, nicht in Frage zu ziehen sein?

Wenn diese drei Species afrikanischer Hausthiere zunächst und vor allen anderen als die nützlichsten zu erwähnen waren, so haben wir nunmehr drei weiterer in zweiter Linie zu gedenken und wollen zunächst dem Rindvieh einige Worte widmen.

Die Steppen südlich von Tunis, wegen der vielen Disteln und Dornen herrliche Gefilde für Esel und Kameele, sind nur in einzelnen Niederungen mit Gras bewachsen. In diesen finden wir daher auch nur regelmässig die Landschaft durch weidendes Rindvieh belebt. Dasselbe ist stark gebaut. Die schwarze Färbung des Kopfes, welchen kurze Hörner schmücken, pflegt allmählich in ein schönes Dunkelbraun überzugehen. Höchst possirlich sind ihre Sprünge, welche man sich erst in der Nähe erklären kann. Die Vorderfüsse der Thiere sind nämlich, um das Verlaufen der Heerde in der weiten Steppe zu verhüten, durch kurze Stricke aneinander gebunden, so dass sie nur durch Galoppsprünge ihren Standort zu ändern vermögen.

Den Milchbedarf der Stadt decken, wie überall im Süden, Ziegen. Die Strassenbilder, welche wir von Sicilien her kennen, wiederholen sich hier.

Vor jeder Hausthür lagert früh morgens eine Ziege, und jeder, dem frische Milch mundet, erhält für wenige Karrouben frisch von der Quelle sein Maass gefüllt. Die Ziegen sind meist rehbraun, öfter auch eigenthümlich blauschwarz gefärbt, haben graue, herabhängende Ohren, und lassen die schöngewundenen, grossen Hörner sowie den üppigen seidenartigen Pelz der südeuropäischen Art vermissen. Ihre nach hinten stehenden, gekrümmten Hörner ähneln mehr denjenigen unserer Ziegen.

Die zahlreichen Schaafe von Tunis zeigen, wie Alles, was uns hier auf afrikanischem Boden begegnet, ihren eigenartigen Typus. Uns waren sie völlig neu, die einfarbig weissen sogenannten Fettschwanzschaafe, mit kurzen Hörnern, bei welchen sich der Schwanz bis zur

vollen Breite des Rückens erweitert und Hauptträger der dichten, nicht sehr langen Wolle ist.

Um endlich auf den Hund zu kommen, sei hier zunächst der vielfach verbreiteten Ansicht begegnet, dass in allen Städten des Orients resp. türkischen und arabischen Südens herrenlose Hunde in grossen Schaaren den städtischen Reinigungsdienst versehen. In der Stadt Tunis selbst begegnen wir nur selten diesem edelsten Freunde des Menschen. Desto häufiger finden wir sie in den Zeltlagern der Beduinen. Um neben ihrer äusseren Erscheinung gleich die ebenso vorzügliche wie eigenartige Dressur kennen zu lernen, wollen wir eines Intermezzos gedenken, welches dem einen von uns gelegentlich eines seiner Jagdstreifzüge begegnete. Derselbe hatte in der Hoffnung, freundliche Aufnahme zu finden, die Richtung auf ein Lager von sechs Beduinenzelten, ungefähr zwei Meilen von Tunis entfernt, gewählt und war bereits so nahe herangekommen, dass er verschiedene Gestalten, in den Burnus gehüllt und der Länge nach auf dem Boden der Zelte liegend, unterscheiden konnte. Von Hunden war nichts zu sehen. Etwa vierzig Schritte trennten ihn noch von den Zelten, da schossen wie auf Kommando gleichzeitig mindestens zehn schneeweisse Hunde auf ihn los, blieben aber zu seiner Freude gleichfalls wie auf Kommando fünfzehn Schritte von den Zelten entfernt lautlos stehen, die Augen unverwandt auf ihn gerichtet, Thiere von der Grösse unserer Hühnerhunde, mit kurzen, emporstehenden Ohren, einem möglichst hässlichen Gesichtsausdruck und nichts weniger als freundlichem Auge. Ihr Kopf erinnert an den der Eisbären. Da die Beduinen im Zustand völliger Indolenz verharrten, schien ein allmählicher Rückzug wohl das gerathenste.

Wie wir später constatirten, hat das weisse Haar von mittlerer Länge die Weichheit der Seide. —

Kehren wir nach dieser längeren Abschweifung wieder zu unserer Wüstenfahrt zurück. Ueber welligen, mit

niederem Buschwerk bedeckten Boden fuhren wir unserem nächsten Ziel, den ausgedehnten Trümmern von Oudna, den Ruinen des einst reichen und blühenden Uthina, welches in gerader Linie etwa dreissig Kilometer von Tunis entfernt liegt, zu. Hier wurden an einer schattigen Stelle die Pferde ausgespannt, die trägen Maltheser legten sich unter die Wagen, und wir zerstreuten uns über das weite Trümmerfeld, je nach Lust und Neigung verschiedenstem Sport huldigend. In gewaltigem Umkreise sah man Marmorstücke und kleine künstliche Hügel, dies nahezu die einzige Erinnerung daran, dass hier einst eine blühende, römische Kolonialstadt gestanden hatte.

Nur Heuschrecken liessen gegenwärtig in grossen Mengen ihr Gezirpe dort hören als lebende Bewohner dieser Ruinen, und Scorpione krochen über die umgestürzten Säulentrümmer, welche zumeist in Schutt und Moos eingebettet waren.

Die Jagd auf die letzteren wurde mit Erfolg betrieben. Es hielt allerdings einigermassen schwer sie in das Glas hineinzutreiben; dabei überzeugten wir uns von der Unwahrheit gewisser Traditionen über dieses merkwürdige Thier.

Die Scorpione bohrten sich keineswegs, einer weitverbreiteten fable convenue zu Liebe, nach welcher sie den selbstgewählten Tod der Gefangenschaft vorziehen sollen, ihren mächtigen Stachel in den Kopf, sondern rumorten nur gewaltig in ihrem Gefängniss umher, ergaben sich aber schliesslich in ihr Schicksal.

Ein niederer Ausläufer des Bergkammes trat ziemlich nahe heran, und man durfte nur einige Wellenberge und -thäler überschreiten, um dorthin zu gelangen.

Während der eine die mitgenommene Spiritusflasche mit allerlei merkwürdigem Gewürm füllte, Schlangenhäute entdeckte und afrikanische Vogelspecies aus den Lüften herunter holte, wanderte der andere, auf die Riesentrümmer der Wasserleitung zur Rechten als Ori-

entirungspunkt rechnend, auf die Bergeshöhe los, musste aber doch verschiedene Höhen überschreiten und in Thäler hinabsteigen, ehe das fürchterliche Geheul mehrerer weisser Hunde von der vorhin beschriebenen Art mit spitzem Kopf und mächtigem Gebiss die Nähe einer menschlichen Wohnung ankündete.

Was aus weiter Entfernung als verfallenes Kalifenschloss auf Bergeshöhe imponirt hatte, entpuppte sich jetzt als Theil der alten Wasserleitung; doch waren die einzelnen Bogen viel breiter und niedriger als die vorhin gesehenen, sie ähnelten den grossen Cisternen bei Carthago, waren ringsum mit Dornengebüsch umgeben, welches nur einen schmalen Zugang freiliess und wurden von einigen Araberfamilien als fester Wohnsitz benutzt.

Zwei recht hübsche, junge Frauen starrten den Ankömmling, welcher sich die Hunde mühsam vom Leibe hielt, neugierig an, verschwanden auf seine pantomimisch ausgedrückte Bitte um etwas Wasser sofort und — kamen nicht wieder. Dafür erschien der Nestor der Familie, eine prachtvolle, Ehrfurcht erweckende Gestalt mit langem weissem Bart, liess durch einen jungen Begleiter Milch reichen, welche wiederum vortrefflich mundete, und wehrte vornehm jeden Backschisch ab. Doch zeigte er dem Fremdling seinen Viehstand, auf welchen man schon durch einige Löcher herabschauen konnte, die anscheinend absichtlich in jede Wölbung der Wasserleitungsbogen gemacht waren und als Luft- und Lichtschachte dienten. Die Ochsen und Kühe waren wirklich prachtvoll und hätten ruhig für solche aus Dittmarsen gelten können. Neben ihnen lagen einige Dromedare, während in dem zweiten auch als Verschlag eingerichteten Wasserleitungsbogen Ziegen und Schaafe ihr Heim aufgeschlagen hatten. Das ernste, würdige Gesicht hellte sich merkwürdig auf, als der Scheidende sich ihm beim Händedruck als Prussiano zu erkennen gab. „Prussia bona“, lautete die Antwort, dazu machte er eine Handbewe-

gung, welche einem Segen ähnlich sah und sprach lebhaft einige arabische Sätze. Beim Abschiedsgruss jenseits der Dornenhecke begegneten dem Zurückschauenden wieder die beiden Augenpaare, deren Inhaberinnen das Familienoberhaupt sicherlich über den merkwürdigen Fremdling und den Scheikh Bismarck eben mehreres erzählte; des Letzteren Namen wurde nämlich vorher deutlich in der arabischen Abschiedsrede gehört.

Man hatte die Empfindung, soeben ein Stück des alten Testaments durchlebt zu haben. Das war dasselbe ehrwürdige Haupt, welchem man in den ausgezeichneten Bildergalerien Italiens so oft als Moses oder Abraham begegnet war. Doch, wenn dieses Ebenbild eines alttestamentarischen Erzvaters seine Frauen auch sorgfältig von der christlichen Aussenwelt abschloss, so war letztere mit ihren geschichtlichen Ereignissen doch durch sein „Serib" gedrungen. Durch den „feurigen Busch" war die Kunde von den Umwälzungen im fernen Norden bis zu ihnen gelangt, und er hatte vielleicht eben, analog den Zeiten Harun al Raschid's und Karls des Grossen, die Gelegenheit benutzt, um dem sprachunkundigen Gastfreund Grüsse für die gefeierten Helden des germanischen Abendlandes aufzutragen.

Den Weiterschreitenden begünstigte das Glück. In der Absicht, die nächste grössere Höhe zu erklimmen um nach der Richtung der grossen Wasserleitung und nach den Wagen Ausschau zu halten, war er so glücklich, mitten in dieser tiefsten Einöde ein altes, römisches Amphitheater von mächtigem Umfang zu entdecken. Dasselbe schien dem hocherfreuten Entdecker, welcher auf solchen Fund in der Wüste absolut nicht vorbereitet war, auch von dem Herrn Consul nichts darüber gehört hatte, grosse Aehnlichkeit mit dem Amphitheater bei Syrakus zu haben, hatte auch ungefähr die gleichen Längs- und Breitendimensionen.

Der grösste Theil desselben ist ebenso wie dort in den hier concav gewölbten Fels gehauen, nur ein Theil

aufgemauert. Da es feststeht, dass jenes Amphitheater erst nach Cicero's Anwesenheit in Sicilien erbaut ist, so mag dieses wohl auch aus dem Jahrhundert des Augustus stammen. Ein Theil der Stufen der Ellipse war noch ziemlich gut erhalten, so dass der Abstieg in die Arena ohne grosse Schwierigkeiten vor sich ging. Von hier aus sah man noch Reste der radienförmigen Ausstrahlungen, welche die einzelnen Abtheilungen des Zuschauerraumes von einander trennten. Auch befanden sich hier unten Andeutungen der verschiedenen Eingänge für Gladiatoren und wilde Thiere. Indess von hier unten aus schien die Sonne schneller vorzurücken und längere Schatten zu werfen. Des einsamen Beschauers bemächtigte sich plötzlich einige Unruhe, welche dadurch noch gesteigert wurde, dass seine Uhr schon vor einigen Stunden stehen geblieben war und ihm daher jedes Maass für Taxirung der inzwischen verstrichenen Zeit fehlte.

Eiligst wurde eine Blume zur Erinnerung gepflückt, noch ein Blick auf das Chaos von Trümmern hier unten geworfen und dann an der abschüssigen Wand langsam emporgeklettert. Aber nun war guter Rath theuer. Ringsum wellige Höhen, von den Wagen keine Spur zu sehen, und nur weit im Hintergrunde, in anscheinend ganz veränderter Richtung, einige Bogen der Wasserleitung sichtbar, an welcher wir gefrühstückt hatten. Kein Ruf wurde beantwortet, kein Schuss ertönte, und die Erwägung trat nahe, ob man in diesem verwunschenen Schloss nicht vielleicht aus Versehen zehn Jahre statt zehn Minuten geweilt hatte. Doch nein, der Bart war ja inzwischen nicht gewachsen, also noch einige kräftige Rufe und wenn diese erfolglos, dann vorwärts mit frischem Muth auf die Leitungsbogen und den Ouëd Miliana los! Schon war in langsamem Vorwärtsklimmen, langsam durch das stechende Buschwerk der wilden Myrthe und das Stechgras, welches sich allenthalben in die Kleidungsstücke fest einbohrte, der dritte Wellenberg erreicht, als plötzlich weit rechts eine Feuerwolke

emporwirbelte, der Präriebrand, von welchem vorhin die Rede war. Freudig wurde dies „Feuerzeichen in der Wüste“ begrüsst, und der Verirrte erschien noch zu rechter Zeit, um nach Entfernung von Wagen und Pferden den Brand mit löschen zu helfen. Statt der angenommenen in der Einsamkeit taxirten sechs Stunden hatte die Privat-Excursion kaum länger als zwei Stunden gewährt und durchaus noch zu keinen Besorgnissen bei den Reisegefährten Anlass gegeben.

Dafür schmeckte jetzt auch das Diner vorzüglich, und unter der gegenseitigen Mittheilung der Aventiuren in der Wüste verschwand die Zeit.

Man kann mit der Fahrt nach Oudna zugleich die Fahrt nach Zaghouan, das von Tunis etwa fünfzig Kilometer entfernt ist, verbinden und dieselbe bei gutem, trockenem Wetter (nach Regen ist der Weg fast unergründlich), tüchtigen Pferden und Verzicht auf längere Beobachtungen unterwegs in einem Tag hin und her zurücklegen. Für gewöhnlich braucht man hierzu aber zwei Tage. Von der Wasserleitung ab, unter welcher wir gefrühstückt hatten, fährt man direkt südlich über einen zweihundert Meter hohen Bergeskamm und dann hinab in die Ebene von Zaghouan. Vorbei an einem Olivenwald und an vereinzelten Palmen nebst Cypressen geht es zu der am Abhang des Berges lehnenden weissen Stadt ziemlich steil hinan. Neben einem römischen Thorbogen mit Widderkopf und Olivenkranz, der eigentlichen Einfahrt, die aber halb verschüttet ist, fährt man in die Stadt hinein, welche noch jetzt sehr deutliche Spuren des letzten Kampfes zwischen Franzosen und Arabern zeigt. Die Strassen der damals zum Theil zerstörten Stadt sind eng und der Bazar, durch welchen man zum Hauptplatz gelangt, sehr klein.

Es hatten hier in und vor der Stadt bei der letzten Erhebung der Südtunisen unter Ali-ben-Khalifa (sprich „Ch'lifa“ gleich Stellvertreter, Lieutenant) erbitterte Kämpfe zwischen Arabern und Franzosen stattgefunden, Kanonen

waren aufgefahren worden, und es war vor der Stadt auf einem Plateau zum lebhaften Handgemenge gekommen.

In der Nähe des Felsens erinnert ein Grabmal daran, dass hier eine Menge im Kampf gefallener Franzosen begraben liegt. Zaghouan litt furchtbar unter den Folgen dieses Ueberfalls, musste hohe Contribution und Empörerköpfe liefern und die „Zaouya“ (Araberschule mit Religionspflege), der Hauptsitz des Fanatismus, wurde dem Boden gleich gemacht.

Den in Zaghouan Uebernachtenden wird der Dar-el-Bey, freilich nur auf ein durch den Herrn Consul verabfolgten Amr-el-Bey durch den Khalifa, den stellvertretenden Gouverneur (während der Kaid, der eigentliche Bürgermeister, in Tunis wohnt) zur Verfügung gestellt, doch muss man sich Mundvorrath und Decken mitbringen. Von dem offenen Balkon des Regierungsgebäudes mit grossem Saal und vielen kleinen Zimmern hat man eine prächtige Aussicht auf den nahen, gegenüberliegenden, eintausenddreihundertundfünfzig Meter hohen Felsberg, welcher sich aus der Bergkette des Dschebel Sâlem als die höchste Spitze in Tunis erhebt. Um dorthin zu gelangen, muss man zunächst durch eine enge Gasse, an antiken Säulen vorbei, ins Thal hinab und dann auf der andern Seite wieder empor. Derselbe war schon Ptolomäus als Götterberg bekannt, wurde dann von christlichen Einsiedlern, später von Marabouts bewohnt und birgt gegenwärtig das Heiligengrab des Sidi-bou-Gabrin, dem er geweiht ist, mit Kubbah, daneben aber auch einen Beobachtungsposten der Franzosen mit optischem Signal nach Tunis hin.

Hier entspringen in geringer Entfernung vom Ort die Quellen, welche Tunis mit Wasser versorgen. Eine halbe Stunde von Zaghouan entfernt stand einst an dem Hauptbassin, welches das Wasser der Quellen sammelte, ein von den Carthaginensern errichtetes Heiligthum mit einem Vorbau aus mächtigen Quadersteinen, der noch erhalten ist. Zu beiden Seiten des Sammelbassins führen

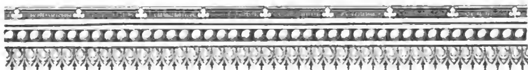
Treppen empor zu einer Plattform mit halbrunder Apsis nach den Bergen zu und mehreren darin befindlichen Nischen. In diesen standen früher die Bildsäule des Hauptquellengottes und der Schutzgeister zweiten Ranges. Von hier aus fliesst das Wasser der modernen Wasserleitung nach Tunis, der sich noch ein zweiter Kanal von Dschebel-Dchukkar anschliesst und zu dem noch ein dritter von Oudna mit dem angeblich besten Wasser hinzukommen soll.

Wenn man die eine Quelle entlang zur Stadt wandert, kommt man an der üppigsten Vegetation von mächtigen Maulbeerbäumen, dichten Brombeerhecken, Oleandern und Kakteen vorüber, passirt einige Mühlen, welche von dem schnell dahinschiessenden Bach getrieben werden und sieht endlich unter einer alten Weide einen Theil der Industrie, durch welche Zaghouan berühmt geworden ist. Hier werden nämlich die echten tunisischen Feze, die Schaschiahs, gewaschen und gefärbt.

Die Herstellung des echten Fez ist sehr umständlich und zeitraubend. Derselbe wird in Tunis aus feiner Wolle gestrickt und sieht zunächst wie ein weitmaschiger Sack für den Kopf eines Elephanten aus. Dann kommt er in die Walkereien von Tebourda, wird immer geschmeidiger, mit Bürsten von Disteln gekratzt, immer enger und kleiner durch Pressen zusammengedrängt, bis er endlich zu der gewünschten Grösse zusammengeschrumpft ist. Dann wird er in Zaghouan blendend weiss gewaschen, hinterher in einer Färberei mit unverwüstlicher Farbe durchtränkt, zum Schluss im Bazar von Tunis noch einmal ganz genau revidirt, nachgefärbt und die seidene Quaste angesetzt. Ein solcher mit arabischem Monogramm versehener Fez kostet zwanzig bis vierzig Francs. Dass derselbe von dem täuschend nachgemachten böhmischen Fabrikat vielfach verdrängt wird, ist von uns bereits früher erwähnt worden. Zwar ist jetzt die Nachahmung der arabischen Monogramme resp. die Einfuhr solcher falsch gestempelten Feze verboten,

aber wer übernimmt die Garantie dafür, dass jene nicht nachträglich eingestickt werden? Wir haben Beide angeblich echte Feze gekauft, uns aber vorsichtigerweise die Illusion durch Herrn v. Knapp nicht nehmen lassen und tragen dieselben somit auch gegenwärtig reinen Herzens als echte tunisische Schaschias, dagegen hat der kleine Sohn des älteren von uns, welcher einen Kinderfez mit Goldflittern als Andenken von Tunis empfangen, sicher einen imitirten Fez, denn die Kinderfeze des Bazars sind sammt und sonders unecht, wie uns Herr v. Knapp sagte.

Direkt nach Tunis fährt man von Zaghouan, in dessen Nähe sich viele Schakale sehen lassen, auch oft geschossen werden, meist sieben bis acht Stunden; bei sehr gutem Wege und vier Pferden vor dem Wagen (die dann quadrigaartig vorgespannt werden) kann man den Weg wohl auch in sechs Stunden zurücklegen.



Fünfzehntes Capitel.

Bewässerungsmaschinen, Kusskuss und Lakłmi, Wasserverkäufer, Scirokko-Luft, Steppenjagd.

Im Anschluss an diese Fahrten nach Oudna und Zaghouan wollen wir noch einige Beobachtungen über Sitten und Lebensweise der Tunisen einschalten, deren wir in unserer bisherigen Schilderung zu gedenken keine Gelegenheit hatten. Zunächst wollen wir, freilich in dem Bewusstsein, ohne Zeichnung schwer verständlich zu bleiben, die eigenthümlichen tunisischen Bewässerungsmaschinen resp. Brunnen kurz schildern, welche wir vielfach in und um Tunis gesehen hatten und die wir bei Marsa noch oft sehen sollten, mit deren Hilfe der trockene Boden in sehr primitiver Art bewässert wurde.

Ein langer, beiderseits offener Wasserschlauch, der sich an dem innern Ende zu einem kürbisartig geformten Ledereimer erweitert, ist mit beiden Enden an je ein Seil befestigt und hängt über einem oft sehr tiefen Brunnen. Beide Stränge laufen auf besonderen Rollen, welche an einem aus quer verbundenen Baumstämmen gebildeten Gerüst über einander angebracht sind und vereinen sich hinter demselben zu einem langen, von einem Lastthier hin und her gezogenen Seil. Die oberen Rollen mit grösserem Durchmesser sind für das halbkugelige Lederende, die unteren mit sehr viel kleinerem

Durchmesser für das lange dünne Schlauchende bestimmt. Bei schlaffem Seil liegt der Schlauch im Wasser und füllt sich daselbst. Zieht das Thier an, so heben sich beide Enden, das Wasser bleibt also im Schlauch, doch kommt wegen des grösseren Durchmessers der oberen Rolle das Kürbisende früher empor und lässt dann das Wasser nach dem Gesetz der Schwere durch das andere Schlauchende in ein vor dem Gestell befindliches Wasserreservoir abfliessen, in welches das längere, dünnere Ende des Schlauches mündet. Hört das Zugthier das Rauschen des ausfliessenden Wassers, so kehrt es wieder bis zum Brunnen um, so dass der Eimer zu dem Wasser heruntergeht, und wird dann wieder durch einen Jungen vom Brunnen fortgetrieben, bis der gefüllte Eimer wieder oben erscheint und sich das Wasser von neuem in das Reservoir ergiesst. Wenn der Brunnen sehr tief ist, so muss das Thier oft sehr lange Strecken zurücklegen, wobei der Lederschlauch noch die Hälfte des Wassers beim Heraufziehen verliert.

Dass diese Art der Bewässerung entsetzlich zeitraubend, umständlich, unpraktisch und ungenügend ist, erhellt wohl aus dieser ohne Zeichnung immerhin unvollkommenen Schilderung, welche nur ein Bild des hiesigen, jedem Europäer auffallenden, aus uralter Zeit stammenden Bewässerungssystems geben soll.

Aus dem Wasserreservoir ergiesst sich dann das so mühsam emporgewundene Wasser in kleinen Kanälen weiter und befruchtet so den umliegenden trockenen Boden. Nur in den Theilen Nordafrikas, in welchen die Nachkommen der aus Spanien vertriebenen Andalusier wohnen, vertreten die aus der Heimath mitgebrachten Schöpfräder (Noriahs) jene wohl aus den ältesten Zeiten stammenden primitiven Bewässerungsmaschinen.

Es war früher wiederholt von der Zubereitung der Speisen der Araber und Mauren in und um Tunis die Rede. Der Eingeborene liebt Süssigkeiten sowohl wie scharfgewürzte Speisen. Seine Lieblingsspeise, welche

er auch bei festlicher Gelegenheit stets dem Fremden resp. Gastfreund, den er ehren will, vorsetzt und die man geradezu als sein Nationalgericht bezeichnen kann, ist der „Kuskussu“ oder „Kusskuss“. Derselbe besteht aus Weizengries, Fleisch, Fett und Gemüse, namentlich Rübenarten, welche Ingredienzen mit Pfeffer und anderen scharfen Gewürzen zu Klössen geformt und über Feuer in einer sehr scharfen Sauce gedämpft werden. Er wird gleich dem Pillaw der Asiaten von den Eingeborenen entweder nur in dieser sehr scharfen Fricasseesauce oder mit Hammelfleisch zusammen leidenschaftlich gern und in grosser Menge verzehrt, von den vornehmen Arabern aber den Gästen zusammen mit Fleischzuthaten, namentlich Hühnern, welche gleich in Stücken gebraten werden und daher gewöhnlich etwas trocken sind, vorgesetzt. Ausserdem werden gewöhnlich auch zur Dämpfung des scharfen Gewürzes Satten mit vorzüglicher Kameel-, Stuten-, Ziegen- oder Kuhmilch dazu genossen, und in dieser Verbindung lässt man sich das arabische Nationalgericht schon eher gefallen.

Das specifisch arabische Getränk, dessen wir früher auch schon gedacht haben, ist der „Lakhmi“, der Palmenwein, welcher freilich mehr im Süden von Tunis getrunken wird, für unsere europäische Zunge einen etwas faden, süsslichen, einer matten Limonade ähnlichen Geschmack hat, gleichwohl aber den Durst vorzüglich stillt. Im gegohrenen Zustande wirkt er berauschend und wird dann von den Arabern noch lieber getrunken. Man gewinnt ihn ähnlich wie unsern Birkensaft in der Weise aus der Dattelpalme, dass diese am oberen Ende ihres Stammes angezapft und ein grosses Gefäss unter der Oeffnung befestigt wird. Es fliessen dann über Nacht mehrere Liter einer trüben Flüssigkeit aus. Dies Anbohren ist insoferne gefährlich, als die doch so nützliche und von dem Araber mit Recht so unendlich geschätzte Dattelpalme hinterher häufig eingeht oder wenigstens Jahre lang unfruchtbar bleibt, wenn ihr zu viel Saft

entzogen resp. das Loch nicht rechtzeitig verschlossen und überklebt wird. Uebrigens besteht die Mahlzeit des armen Arabers aus Oliven, Oelkuchen und einem Stück trockenen Brodes. Die Beduinen des Südens begnügen sich auf ihren Wanderungen wochenlang mit Milch und Datteln.

Ferner sieht man jugendliche, nacktbeinige Araber mit einem grossen Brett auf dem Haupt sich geschickt durch die dichtesten Mengen hindurchdrängen, welche mit lauter Stimme ein mit Olivenöl sehr fett gebackenes Mehlgebäck in Bretzelform ausbieten und für ihr an allen Bazarecken in schwarzen Pfannen immer wieder neu hergestelltes Gebäck reissenden Absatz finden. Dasselbe, von Fett triefend, schmeckt ziemlich nüchtern und erinnert uns im Geschmack an den Thüringer Speckkuchen und an die in Genua an der Marina verspeisten Maiskuchen. Die Verkäuferin fährt dort blitzartig mit einem Küchenmesser in Bogenschnitten so oft über das tischgrosse, gelbe, fette Gebäck, als die Zahl der angegebenen Soldi lautet und wirft dem lüsternen Matrosen das losgelöste Stück elegant in die Hand, dem Jungen für seinen Soldo in den Mund.

Von den vielen süssen, aus Honig, Zucker und verschiedenen Sämereien und Mehlen zubereiteten Bäckereien war früher schon die Rede. Wir haben sie sämmtlich durchprobirt und sehr schmackhaft gefunden. Neben diesen Süssigkeiten werden auch verzuckerte Blumenblätter, namentlich candirte Veilchen- und Rosenblätter, die beliebte Näscherei des Harems, feilgeboten.

Zu dem Kuchenverkäufer gehört in das buntfarbige Volksleben, welches sich in der von Fettdünsten der Bratpfanne gefüllten Atmosphäre des tunisischen Souks entfaltet, der Wasserverkäufer mit der Tasche aus Palmenbast an der Seite, in welcher er Citronen und Apfelsinen bringt, den antiken, irdenen Krug und den Metallbecher in den Händen, den breiten wassergefüllten Schlauch um den Leib. Kreischend bietet er seine Erfrischungen

aus und gönnt seiner Stimme nur einige Ruhe, wenn einer der Gaukler, wie wir sie geschildert haben, mit seinen widerlichen Schlangenproduktionen seine Aufmerksamkeit fesselt.

So viel über tunisische Lebensweise, Speisen und Getränke. —

Ehe wir weitere Ausflüge schildern, wollen wir noch einer Jagd in der Steppe gedenken, welche unsern heimischen Jägern in Anbetracht der geringen Jagdresultate vermuthlich recht dürftig erscheinen wird, für uns aber ebenso reich an interessanten Beobachtungen und Entdeckungen wie — Anstrengungen war; die letzteren haben wir nie gescheut.

Ein Hôtel, in welchem man gut essen, trinken und schlafen kann, bewohnten wir ja in Tunis. Wer aber das Leben der Eingeborenen selbst kennen lernen will, der muss hinaus in die Steppe, muss Hunger und Durst ertragen lernen und den glühendsten Sonnenbrand bei seinen Forschungsreisen nicht scheuen. Nur dann wird er etwas sehen und auch den Söhnen der Wüste so weit imponiren, dass diese sich nicht scheu vor ihm abschliessen, sondern ihm mit der gebotenen Gastlichkeit und Freundschaft, den Städtebewohnern ungleich, auch einen Einblick in ihre häuslichen Verhältnisse gewähren.

Die Strapazen werden in der Heimath sehr bald vergessen, aber die mühevoll erworbenen Kenntnisse, die so schwierig gewonnenen, ungeahnten, neuen und erweiterten Lebensanschauungen bleiben haften und sind mit das angenehmste Resultat solcher Studienreisen, mit deren weiterer vollständigen Verarbeitung noch manche Stunde angenehm und lehrreich zugebracht wird.

Schier unerträglich wird dem Fremdling anfangs das Reisen, wenn der Scirokko weht. Schon des Morgens fühlt man, keineswegs von der nächtlichen Ruhe erquickt, eine eigene Schwere in den Gliedern, das Athmen wird saurer, immer wieder braucht man die Hilfsmuskeln zu erneuten, tiefen Athemzügen, als ob es sich darum han-

delte, den Verbrennungsprozess in den feinsten Luftröhrenverzweigungen, in den Lungen-Alveolen, anzufachen und die dort stagnirende überschüssige Kohlensäure schneller zu evacuiren. Immer wieder reinigt man die Augen und sieht doch manchmal doppelt, als ob sich die beiderseitigen Netzhautbilder durch Muskellähmung verschoben hätten. Durch dieses Gefühl von Beklommenheit und Druck wird man, wenn man sich in der Stadt befindet, aus dem Zimmer ins Freie, von der Strasse durch die drückende Schwere der Luft ins Zimmer zurückgetrieben. Ist man im Freien, weit ab von menschlichen Wohnungen entfernt im Innern des Landes, so lüftet man vergebens die Kleidungsstücke, stillt den quälenden Durst durch Erfrischungen aller Art, raucht eine Cigarette, sucht bequemere Stellungen, wirft sich auf den Boden und verändert das Tempo der Bewegung. Nichts hilft. Mensch und Thier lassen die Köpfe hängen, und sieht man seinen tunisischen Freund fragend an, so erhält man die bedeutungsvolle Antwort: „Scirokko-Luft.“ Sie ist der lähmende Faktor, welcher jedes energische Handeln niederdrückt, Körper und Geist erschlafft und mit den die Luft erfüllenden, feinsten, mikroskopisch kleinen Sandkörnchen alles Wollen und Können einhüllt, gewissermassen den Urzustand der gebundenen Kraft wieder herstellt. An solchen Scirokko-Tagen gehört in der That die ganze Willenskraft des frisch zugezogenen Europäers dazu, um mit einer, den dort schon länger Weilenden schier unbegreiflichen Energie alle Schlaffheit abzustreifen und sein Tagewerk, so gut es geht, zu vollbringen. So erging es uns manchmal während unseres Aufenthaltes; schwer empfanden wir den Druck der Scirokko-Luft, und wunderbar erschien es uns schliesslich, dass wir uns an solchen Tagen nie eine Augenentzündung holten. —

„Waidmanns Heil“ lautete also die Parole am frühen Morgen eines solchen Maitages. Die ursprüngliche Absicht, einen Ritt in die Wildniss zu machen, gaben wir

auf und wählten wieder einen Wagen, um frei und ganz unabhängig zu sein.

Unsere Jagdtasche birgt, ausser der genügenden Anzahl Schrotpatronen, Herbarium und Spiritusflaschen für Käfer. Wir schiessen nicht, wie wir es bei der Fahrt nach Oudna gesehen und früher gelegentlich erwähnt haben, nach afrikanischer Art vom Wagen herab über die Köpfe der Pferde weg auf Lerchen. Es erscheint uns nicht waidgerecht, den Morgengesang dieser reizenden Sänger in schnöder Weise zu unterbrechen, und wir warten, so sehr es uns auch heute drängt, den ersten Schuss zu thun, auf würdigere Beute. Hier sei erwähnt, dass, wie in Italien, so auch in Tunis, jeder kleine Vogel, und wäre es die Nachtigall, verspeist wird. Sahen wir doch auf dem Markte von Tunis einmal sogar hunderte von kleinen, lebendigen, noch völlig nackten Vögeln feilbieten.

Trotz der frühen Morgenstunde herrscht eine beängstigende, drückende Schwüle, die Sonne sticht, der wolkenlose Himmel erscheint in fahlem Graugelb, verwischt sind die scharfen Linien des Atlas. Doch der Waidmann kennt keine Witterungseinflüsse, und es gelang seiner Energie, die erschlaffende Wirkung des Scirokko zu bannen.

Trotzdem dass die Löwen, wie gewöhnlich, Schonzeit haben und andere reissende Thiere nicht vorkommen werden, pocht das Herz des Jägers lauter beim Durchstreifen der afrikanischen Wildniss. Der Blick wird allmählich freier, wir nähern uns einem der vielen kleinern Salzseen in der weitern Umgebung von Tunis; seine Ufer sind braun, im übrigen schlängeln sich hellgelbe, schmale Streifen um breite dunklere, so dass im See eine Anzahl von Inseln zu liegen scheint. Nur an einer Stelle leuchtet er wie glühendes Metall, hier gründeln Flamingos. Leider ist keine Aussicht vorhanden, bis auf Schussweite an die stolzen Vögel mit ihrem theils blendend weissen, theils feurig rothen Prachtgefieder heran-

zukommen. Das Wachtthier hat uns bereits erspäht und auf sein Kommando erhebt sich plötzlich die ganz militärisch organisirte und geschulte Schaar. Eine rothe Wolke, steigt sie himmelan, in kürzester Zeit aber ist eine einzige, lange Feuerlinie hergestellt, so vorzüglich gerichtet, wie ein preussisches Garde-Regiment bei der Parade. Auf kürzestem Wege strebt sie ihrem Ziele, el Bahira, zu, ein wunderbarer Anblick: jeder Vogel, den sonst fast in sich verschlungenen Hals wie die langen Beine ausgestreckt, genau in der Mitte die Purpurflügel, bildet im Fluge ein Kreuz.

Das eigentliche Pürschen beginnt, sobald das Terrain coupirter wird und einzelne schroffe, kahle Felsen aus der endlosen Steppe emporsteigen. Unzählige Schwalben aller Arten beleben die Landschaft, überall rasselt es in dem dürren Distelgestrüpp. Prachtvoll grüne, bis zwei Fuss lange Rieseneidechsen verschwinden in ihren Schlupfwinkeln, auch an der kahlen Felswand sitzen überall Eidechsen und Salamander in grosser Zahl und huschen in die Spalten, sobald wir nahen. Von Zeit zu Zeit fliegt eine Blaurake von dem Gemäuer auf, jener auch bei uns einzeln vorkommende Vogel aus der Ordnung der Leichtschnäbler, der Familie der Raken. Weithin leuchtet das Prachtblau der unteren Flügelseite. Ein mattes Grün und Hellblau sind im Uebrigen die vorherrschenden Farbentöne seines Gefieders. Die Blaurake tummelt sich heute geradezu im Sonnenschein, die weite Steppe ist ihr Lieblingsaufenthalt. Erst nach langem Pürschen gelingt es, durch einen wohlgezielten Schuss auf grosse Entfernung den äusserst unstät fliegenden Vogel zu erlegen. Wir folgen dem Lauf des Gebirgsrückens. Plötzlich stockt unser Schritt; eine grosse Schlangenhaut liegt zwei Schritt vor uns, zum Theil von einer dichten Distel bedeckt. Zwei Augen leuchten aus dem Gestrüpp hervor. Wir wähnen, die Schlange, welche das Räthsel, aus der Haut zu fahren, gelöst, selber vor uns zu haben, überzeugen uns aber durch einen Stein-

wurf, dass es nur die Augen der Schlangenhaut sind, welche gerade von der Sonne getroffen werden. Dieselbe wird selbstredend sorgfältig hervorgezogen und des sichern Transportes wegen um den Hals geschlungen.

Ein nahes Beduinenlager veranlasste uns, den Gebirgsrücken zu verlassen und wieder in die ebene Steppe zurückzukehren. Die freundlichste Aufnahme wird den „Prussiani" zu Theil, frische Milch uns von schöner Hand kredenzt. Auch hier lässt man uns ungestört in das Innere der primitiven Hütten einen Einblick thun. Die Basis jeder einzelnen Behausung war rechteckig, Olivenäste, deren in das Innere ragende Zweige Körben mit Wolle als Träger dienten, bildeten die Sparren und schützten, mit Steppengras bedeckt, wenigstens gegen die Sonnengluth. Das Inventar des dunkeln, höhlenartigen Raumes bestand im Uebrigen aus — nichts, weshalb wir mit der Besichtigung schnell fertig waren. Der viereckige Hof zwischen den zehn Hütten nahm die Viehheerde auf. Während wir uns weiter mit den Männern in unserer Zeichensprache unterhielten, kommt ein bildhübscher, etwa zehnjähriger Beduinenknabe vertraulich bis in unsere unmittelbare Nähe. Er wird von uns scherzhafterweise scharf und immer schärfer fixirt; darauf zieht er sich sofort langsam zurück und nimmt schliesslich laut schreiend im eiligsten Laufschritt Reissaus. Weder unsere Karrouben noch der Ruf seines Vaters vermochten ihn wieder herbeizulocken. Der Wagen ist inzwischen herangekommen und wird wieder bestiegen. Bisher war uns derselbe auf einer breiten Karavanenstrasse gefolgt, jetzt ging es quer durch die Steppe.

Dank der tollkühnen aber sicheren Art zu fahren, gelangten wir, mancher Hindernisse ungeachtet, bald in bessere Reviere. Nur einmal blieb der Wagen in einem fast ausgetrockneten Flussbett stecken, unsere vereinten Kräfte genügten aber ihn frei zu machen. Weiter ging es bergauf, bergab und ohne Bremse schroffe Abhänge hinunter. An einer Stelle lockte uns eine grosse Zahl

von Vögeln zum Schuss. Alle Gräser und Disteln der weiten Steppe waren verdorrt und verbrannt, der Boden zeigte überall tiefe Risse, die Landschaft erinnerte lebhaft an die hügeligen Theile der Lüneburger Heide.

In der Hoffnung, endlich auch einmal einen Vierfüssler zu begegnen, nahmen wir die Richtung auf einen in voller Blüthe stehenden Oleanderhain, mussten uns hier aber trotz eifrigsten Pürschens mit einigen Schlangenhäuten und einigen Röthelfalken begnügen. Mindestens zwanzig bis dreissig derselben, deren eigentliche Heimath Griechenland ist, führten hier in den unteren Luftschichten ihre eleganten Schwenkungen aus, aber nur auf wenige kamen wir zum Schuss. In einer für das menschliche Auge kaum erreichbaren Höhe zogen fortwährend gierige Geier ihre gewaltigen Kreise über uns und kehrten nicht eher auf ihren stolzen Horst, den Zaghouan, zurück, als bis wir, die ihr Revier zu betreten gewagt, dasselbe verlassen. Immer wilder wird die Gegend, viel Geröll liegt rings umher, eine Schlange verschwindet in einer Höhlung, ohne uns Zeit zu einem Schuss gelassen zu haben. Plötzlich aber rauscht vor uns das hohe Gras. Ein Schakal, welcher sonst im Aeugen, Wittern und Lauschen wie im Rauben seinen Vettern, dem Fuchs und Wolf, keineswegs nachsteht, hatte seinen dumpfen Bau verlassen und nach üppiger Mahlzeit ein Nachmittagsschläfchen im Freien gehalten. Wie rücksichtslos ihn dabei zu stören! So schnell aber auch seine langen Läufe ihn dem nahen Bau zuführten, so wenig sich auch das schmutzige Graugelb seines Pelzes von der Steppe abhob, der wohlgezielte Schuss hatte gesessen. Hoffentlich hat der Schakal, welcher trotz starken Schweisses sich dennoch bis in seinen Bau geschleppt, hier seine Räuberseele ausgehaucht. Leider hatten wir keine Hunde, um ihn wieder zu Tage zu befördern.

Da voraussichtlich gegenwärtig auf kein weiteres Wild zu rechnen war, wurde die Flinte abgelegt, und

die Jagd auf Käfer und Scorpione begann. Fast unter jedem Stein sass eines dieser wachsgelben Giftthiere, von welchen in einer Viertelstunde acht Stück, darunter einige ausserordentlich grosse Exemplare, in die Spiritusflasche wanderten. In Ermangelung passender Fangwerkzeuge wurde jedesmal das Taschentuch über das Thier geworfen und dieses vorsichtig aufgehoben. Dass wir bei dieser leichtsinnigen Fangmethode die Beute oft fahren lassen mussten, wird jedem, welcher die Kraft der Scorpione kennt, klar sein. Diesen gelang es, trotz der vielen Falten des Taschentuches, wiederholt mit ihrem Stachel durch dasselbe zu dringen und die Hand zu berühren, so dass nur schleuniges Loslassen vor dem Stich bewahrte. Nur der weite Hals unserer Spiritusflasche ermöglichte die meisten Fänge. Schmetterlinge waren überhaupt nicht vorhanden, dagegen fanden wir zahlreiche Käfer, welche ebenso wie die übrige Ausbeute für das grossherzogliche Museum in Oldenburg mitgenommen wurden.

Mehr und mehr neigte sich die Sonne dem westlichen Horizont zu; es wurde Zeit den Wagen aufzusuchen, welchem wir einen weit sichtbaren Hügel als Standort angewiesen hatten. Studenten- und Jagdlieder verkürzten die Rückfahrt.

Da unser Weinvorrath längst vertilgt, machten wir, von Durst gepeinigt, in einem kleinen Araberdorf, welches wir passirten, vor einem selbst für arabische Ansprüche sehr primitiv eingerichteten Kaffeehause Halt. Dasselbe war dicht gefüllt.

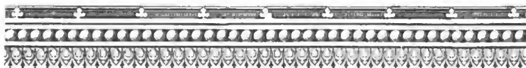
Mindestens dreissig Personen, darunter viele Neger, waren hier versammelt und traten uns, nachdem wir als Prussiani uns ihnen vorgestellt hatten, freundschaftlich entgegen. „Aaaah Prussiani bum bum“ lautete der bezeichnende, energische Gruss eines Beduinen, begleitet von einem kräftigen Lufthieb mit der geballten Faust.

Nachdem unsere Visitenkarte (in Gestalt einer Photographie in Uniform) die Runde gemacht hatte, steigerte sich der Enthusiasmus derartig, dass ein „alter

Herr“ uns auf die Schulter klopfte, der Wirth des Hauses zum Kaffee noch ein Glas Sorbet kredenzte und die Hanfpfeife diesmal nicht an uns vorüberging, sondern uns von unserm Nachbarn, einem schmutzigen Neger, welcher soeben einen herzhaften Zug daraus gethan hatte, vertrauensvoll gereicht wurde.

Auch Blumen schenkte man uns, welche von einem der im Kaffeehaus Anwesenden zufällig gerade zu Sträussen gebunden wurden. Fast hatte es den Anschein, als ob auch das beginnende Clarinetten-Duo uns zu Ehren erscholl. Dann griff man zu den Waffen. Dutzende der schönsten Dolche wurden uns gezeigt, nachdem man unser Interesse für Waffen richtig erkannt hatte. Ihnen wie leider auch uns waren dieselben indess zu theuer, wenigstens war uns der Preis von fünfzehn Francs für einen Dolch zu hoch. Um die uns erwiesenen Aufmerksamkeiten zu erwidern, greifen wir in Ermangelung eines bessern zu unserm Centralfeuer, gehen vor das Kaffeehaus und geben eine Flinte nebst dem nicht unbedeutenden Rest unserer Patronen einem lehrbegierigen Araber in die Hand. Derselbe, von welchem wir erwartet hatten, dass er einen Vogel schiessen würde, giebt auf einen unmittelbar zu seinen Füssen liegenden Stein zu unserem nicht geringen Entsetzen ein wahres Schnellfeuer ab, glücklicherweise ohne irgend jemand zu verletzen und reicht uns dann, nachdem er die ganze Munition in einem Moment verschossen, triumphirend das Gewehr zurück mit einer freundschaftlichen Kopfbewegung und den Worten: „Prussiani Mori uni.“

Von diesem Jagdausflug befriedigt, kehrten wir ziemlich spät heim und träumten, zu Hause angelangt, von reicher Jagdbeute und Präriekämpfen.



Sechzehntes Capitel.

Dschebel R'sas, Utica, Porto Farina, Beja.

on den weiteren von Tunis aus zu machenden Ausflügen übergehen wir die eine längere Zeit beanspruchende und kaum mehr zu den Umgebungen von Tunis zu zählende Fahrt nach dem hundertundfünfzig Kilometer südlich gelegenen, ruinenreichen Keff und nach der Hafenstadt Sfax, zu welcher man per Dampfer oder besser im Wagen über Susa mit Abstecher nach dem heiligen Kayrouan hingelangt. Leicht zu erreichen sind dagegen die Bleibergwerke von Dschebel R'sas, die alte Stadt Utica, Cap Farina und die Bahnstation Beja, deren wir kurz gedenken wollen, um uns dann länger mit Carthago zu beschäftigen, welches wir recht oft besucht und jedesmal reich an Funden resp. Ausgrabungsgegenständen verlassen haben.

Zum Dschebel R'sas, der zweiten der bedeutendsten Höhen von Nord-Tunis (die erste war Zaghouan), deren zackigen Gipfel man schon bei der Einfahrt in den Meerbusen von Tunis sieht, fährt man wieder durch Bab-el-Djazira unter dem schon öfter erwähnten Fort Sidi ben Hassan, eine Strecke der französischen Bahn entlang zum Ouëd Miliana, vorbei an Trupps von Kameelen und Eseln nach dem etwa drei Stunden entfernten italienischen Bergwerk.

Dasselbe, vor Zeiten von den Römern schon ausgebeutet und mit sardinischem Kapital neu eröffnet, hat infolge zu grosser Unkosten und zu geringer Einnahme den Betrieb wieder eingestellt. An Oliven-, Limonen- und Citronenbäumen vorbei, durch Gersten-, Weizen und Maisfelder kommt man zum Fuss des Berges. Hier sind in einem terrasirten Garten einige Römerreste und ein sarkophagartiges Heiligengrab zu sehen. Am Abhang des steilen Berges stehen Johannisbrodbäume, höher oben Eichen, Pistazien und Wachholder. Von der Spitze übersieht man den grössten Theil der in das Meer hinausragenden Halbinsel Dakhela. Auch hier begegnet man wie auf der Fahrt nach Oudna Heuschrecken in Menge nebst vielem Riedgras untermengt mit Disteln und Thymian. —

Utica, die altphönikische Stadt, einstige Rivalin Carthagos, dann von diesem unterdrückt, später im Bunde mit den Römern und Hauptstadt von Africa proconsularis, geschichtlich bekannt durch den dort erfolgten Selbstmord des jüngeren Cato, ist gegenwärtig nicht mehr Hafenstadt, liegt zehn Kilometer von der versandeten Küste entfernt und kann in einem Tage bequem von Tunis aus besucht werden. Man fährt durch Bab-es-Sadoun den uns schon bekannten Weg zum Bardo, dann weiter an ausgedehnten Anpflanzungen von Olivenbäumen und vereinzelten Karrouben vorbei in das Thal des Ouëd Medjerda. Nach Durchschneidung reicher Weizenfelder passirt man auf einer stattlichen Steinbrücke bei „el Fondouk“, einer einsamen Karavanserei, den Fluss Medjerda (im Alterthum „Bagradas“ bezeichnet), welcher in sehr passendem Vergleich oft der Nil von Tunis genannt wird und mit seinem gelben Schlammwasser, reissend und wasserreich, die ganze ehemalige Bai von Utica in zweitausend Jahren versandet und in Festland verwandelt hat. Längs dem Flussufer kommt man an einem kleinen Dorf mit Lehmhütten vorbei zu den Cisternen von Utica, welche links vom Fluss an

einem Abhang liegen. Zwischen denselben, welche auch hier als Viehställe benutzt werden, liegt das Araberdorf „Bou Schater“ und auf dem Wege dorthin eine Vertiefung mit Mauerresten, von den einen für ein altes Theater, von anderen Forschern als Hafenbecken angesehen. Hier befinden sich die Reste der römischen Wasserleitung, welche zehn Meter her von Dschebel Keschbata Quellwasser nach Utica hinführte. Weiter sieht man die Reste eines römischen Amphitheaters, in der trichterförmigen Vertiefung nur noch wenige Stufen der Sitzreihen. Tiefer unten am Bergeshang lag die Unterstadt, davor der altphönikische, viereckige Kriegshafen mit einer Insel in der Mitte, auf welcher sich das Arsenal befand. Derselbe war durch einen langen Kanal, an welchen sich seitlich der Handelshafen anschloss, mit dem Meer verbunden und ist noch gleich dem Kanal in dem Sumpfthal erkennbar. Mit der Versumpfung der Häfen hörte Utica auch auf Handelsstadt zu sein, und an seine Stelle trat wieder das neuerstandene Carthago.

Will man mit der Fahrt nach Utica gleichzeitig den Besuch von Porto Farina verbinden, so braucht man mindestens zwei Tage und ausserdem einen durch Vermittelung des Consulats zu erlangenden Amr-el-Bey, kurz „Amra“ genannt, einen Quartier- und Verpflegungsschein, auf welchen hin man in dem Schlosse des Bey Unterkunft findet. Um nach Farina zu gelangen, fährt man von Utica zunächst zum Ouëd Medjerda zurück und dann eine Strecke längs desselben, biegt aber auf halbem Wege zum Meere links ab und fährt westlich durch die kahle Ebene, auf die in der Ferne sichtbaren, reichen Gärten am Bergesabhang zu, in welchen in schöner, grüner Umgebung das Dorf Farina liegt.

Zuerst sieht man Oelbäume, dann kommt man durch dichte, üppige Hecken von Opuntien, hinter welchen einzelne Palmen auftauchten. Es folgen die Fruchtbäume der nordafrikanischen Küste: Mandeln, Feigen in reichen

Büscheln, Aepfel, kleine Birnen (Moscatelli), die büschelförmig an den Zweigen sitzen, blaue Pflaumen, türkische Kirschen (susini) und Karrouben, deren untere Zweige die Erde entlang nach allen Seiten breit gezogen werden, so dass jeder Baum einen weiten Raum einnimmt, während sonst der imponirende, schwarzgrüne Johannisbrodbaum, sich selbst überlassen, wie unsere Eiche hoch und stattlich zu einer mächtigen Krone emporwächst. Im Dorfe selbst befindet sich neben dem überwölbten Bazar der Dar-el-Bey als Fremdenpalast für die Gäste des Bey.

Der Kriegshafen, welcher hier an der Westgrenze der mächtigen Bucht von Tunis im Anfang dieses Jahrhunderts von Hamouda Bey sammt Arsenal, Schiffswerften und drei Forts angelegt wurde, ist längst versandet. Ueberhaupt schwebte über den Hafenanlagen wie der Flotte von Tunis ein merkwürdiger Unstern.

Hier blieb später (1829) trotz wiederholter aber ungenügender Ausbaggerung des Hafens eine stattliche Fregatte, die wohl hineingekommen war, aber nicht mehr hinaus konnte, liegen und versandete; vor Goletta vernichtete ein Sturm (1821) die wegen des flachen Hafens weit ausserhalb ankernde ganze tunisische Kriegsflotte. Es liegen hier ziemlich nahe bei einander vier das Mittelmeer beherrschende Buchten resp. Seen, aus welchen mit den entsprechenden und in thatkräftig energischer Weise angewandten Mitteln gewaltige Kriegshäfen erstehen könnten: die Bahira, Porto Farina, Biserta und weiter la Calle, von Ost nach West gezählt.

Oberhalb Farina, auf einem Zickzackwege für Maulthiere, der nach Bizerta hin führt, kommt man auf das Hochplateau über dem Dorf und überschaut dieses, in die grünen Gärten eingebettet, mit seinen weissen Dächern und den Resten der alten Forts so wie des Hafens. Davor erglänzt der Salzsee „Rhâr-el-Melh" in den Farbenschattirungen von blau, gelb und grün, durch zahlreiche Dattelpalmen vom Meere getrennt; östlich liegt das Fluss-

thal der im Laufe der Jahrhunderte sehr vielfach und verschieden gebetteten, gewundenen Medjerda, angrenzend an die Hügel von Utica, weiter östlich die Hügel von Carthago und ganz im Hintergrunde, den Horizont abschneidend, der zweigipfelige Bou Korneïn auf der Halbinsel Dakhela mit Cap Bon. Auf der andern westlichen Seite zieht sich fruchtbares, reich bewässertes Gartengelände bis Bizerta hin, von welchem Landstrich vor allem das Dorf Râs-el-Dschebel um seiner Schönheit und Fruchtbarkeit willen aufgesucht zu werden verdient.

Vom Dorf wandert man an dem wunderthätigen Grabe des Sidi Hadêd, eines Heiligen, welcher seiner Zeit Schlangen und Scorpione ohne Schaden zu nehmen verschlungen haben soll, vorbei, längs der beiden Hauptforts Bordsch Diouan und Bordsch Ali-el-Mekki dem Strand entlang nach Cap Farina, dem „Promontorium Apollinis" der Römer, „Râs sidi Ali-el-Mekki" genannt. Hier kann man an einer von einem riesigen Maulbeerbaum überschatteten Quelle hart am Meeresgestade von der grauen Vorzeit träumen, in welcher dieser West-Sicilien am nächsten gelegene Theil Nord-Afrikas einst mit Europa verbunden gewesen ist. —

Wer das Steppenland von Tunis in weiterem Umkreise wenigstens oberflächlich kennen lernen will, ohne zu viel Zeit zu opfern, benutze die französische Bahn, welche zur Zeit bis Bona fertiggestellt und sich mit Unterbrechungen bis Algier erstreckt (so dass die Fahrt von Tunis bis Algier drei Tage dauert). Es ist dies nicht die einzige grössere Bahnstrecke in Nord-Afrika, auch Philippeville ist mit Constantine und Batna durch Eisenbahn verbunden, und weitere Bahnstrecken werden noch projectirt.

Sehr lohnend ist die etwa hundert Kilometer lange Strecke von Tunis bis Bega. Man fährt dabei das Thal der Medjerda, deren Mündung wir eben kennen gelernt haben, aufwärts in der Richtung nach Süd-Tunis, erst südlich, dann westlich. Um die Bahn benutzen zu können,

ist freilich vor allem nothwendig, dass sie im Betrieb; dies ist aber nicht selten Wochen und Monate lang nicht der Fall, nämlich dann nicht, wenn sie im Flussthal der wilden Medjerda überschwemmt ist. Wer indess im Frühling Tunis besucht, hat diese Betriebsunterbrechung nicht mehr zu fürchten, Maistürme und Mairegen sind in jenen Breiten keine Spielverderber.

Man fährt von demselben französischen Bahnhof im Süden des Frankenviertels ab, von welchem der Strang nach Hammam-el-Enf abgeht. Die Bahnlinie nach Beja zweigt sich sehr bald ab, geht rechts (westlich) der Mauer entlang, durchschneidet eine Hauptstrasse von Tunis ausserhalb der Mauer und durchbricht dann, ähnlich wie die Brennerbahn bei Innsbruck, in ziemlich langem Tunnel den Hügel, an welchen Tunis sich südlich anlehnt.

Ihre erste Station ist die neun Kilometer westlich der Stadt gelegene Villencolonie Manouba. Hier hat man Gelegenheit, in das Innere des Hauses eines vornehmen Tunisen oder Mauren zu blicken. Es giebt dort nämlich unbewohnte, verlassene Villen, zu welchen der Zutritt nicht schwer zu erlangen ist. Da wir bereits Schlösser des Bey gesehen, so fällt hier nur ins Gewicht, dass die Wohnräume des Hausherrn von denen seiner Frau resp. Frauen und Dienerinnen vollständig getrennt sind, und dass zu verschiedenen Villen prächtige, von vorzüglich geschulten Gärtnern angelegte und in Stand gehaltene Frucht- und Blumengärten gehören. Die neueren Villen machen äusserlich einen durchaus europäischen Eindruck, man sieht an der Façade Stuck, die mächtige Flurhalle ist mit Marmor oder Fliesen hübsch ausgelegt, und elegante, bequeme Treppen führen in die oberen Stockwerke. Längs der Bahn sieht man vereinzelte Casuarinen und zahlreiche Eucalypten, diese neuerdings mit grossem Erfolge in den Dienst der leidenden Menschheit gestellten Therapeuten aus dem Pflanzenreich, welche vor mehreren Decennien, hauptsächlich auf Garibaldi's Anregung, versuchsweise in den Maremmen

um Rom und an den Küsten Süditaliens zur Assanirung der Gegend, Aufsaugung der Sümpfe und Zerstörung der Fieberpilze zu Hunderttausenden angepflanzt wurden und deren Anlage, da sie sich glänzend bewährten, im Verein mit der Anpflanzung von ganzen Olivenwäldern von dem verstorbenen Re Galant'huomo im Interesse der leidenden Menschheit einzelnen besonders verdienten Männern gegenüber sogar mit der Verleihung des Grafentitels belohnt worden ist.

Auf der Weiterfahrt rücken die Bogen der alten Wasserleitung an die Seite der neuen sogenannten spanischen, wobei man Vergleiche zwischen antiker und moderner Baukunst anstellen kann. Selbstverständlich senkt sich, sowohl was Solidität des Baues als auch Plastik der Form anlangt, die Wagschale zu Gunsten der ersteren, der antiken Baukunst. Die Landschaft gewinnt ebenso wie bei Rom ungemein durch diese prachtvollen Bogen welche die Bahn eine Strecke begleiten.

Dann fährt man auf einer Eisenbahnbrücke über die Medjerda und kommt nach der Station Djedeida, von wo die Strassen nach Kef und Bizerta abgehen. Sobald diese beiden bevorzugten Punkte auch durch Anschlussbahnen zu leicht erreichbaren gemacht sind, werden die Tunisreisenden schwerlich verabsäumen, auch sie in die Reihe der in der Umgebung von Tunis aufzusuchenden Punkte unbedingt aufzunehmen.

Bis dahin ist diese Reise immerhin mit einiger Mühe und erheblichen Kosten verknüpft.

Wir fahren nun auf der Bahn längs des Flusses weiter nach der bedeutenden Stadt Tebourda, uns bereits als der Ort bekannt, in welchem die echten Feze gewalkt und gepresst werden. Die romantisch gelegene Stadt hat natürlich bei ihren zahlreichen Kuppeln und Minarets orientalisches Aussehen, doch unterscheidet sie sich durch ihre rothen Ziegeldächer von Tunis. Bei der nächsten Station Bordj Toum befinden sich bedeutende Römerreste, und man kommt nun wieder nach Durch-

schneidung von Hügelland und Steppen aus der Region der sesshaften Bauern von gemischter Abstammung zu arabischen Zeltbewohnern.

An zahlreichen Kubbahs vorbei geht die Bahn durch Hügelland und Buschwerk, erreicht die Wasserscheide der Medjerda bei Station Ouëd Zerga (nach einem Nebenfluss derselben benannt), dann überschreitet sie den Fluss fünfmal in einem Engpass, drängt sich durch Felsengen, durchbohrt eine derselben in einem circa dreihundert Meter langen Tunnel und erreicht schliesslich, den Nebenfluss gleichen Namens hoch oben überbrückend, unser Endziel Beja.

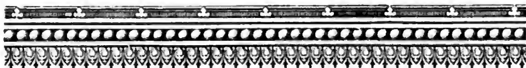
Der Ort selbst liegt im Gebirge noch zwei Stunden von hier entfernt; bei der Bahnstation befinden sich nur eine einsame Kantine und in der Nähe derselben ein alter Römerbau, eine Quaderbrücke (mit lateinischer Inschrift), welche über die Beja führt. Unter den hier angesiedelten Kolonisten ist auch ein Deutscher. Dieselben werden durch das Sumpffieber, welches in dem ganzen sonst so fruchtbaren, mit Weizen und Gerste bebauten Medjerdathal herrscht und durch das ungesunde, auch Fieber erzeugende Wasser gezwungen, hoch oben im Gebirge zu wohnen. Sämmtliche Stationen dieser Bahn empfangen ihr Wasser von Tunis aus der Zaghouan-Quelle. Ehe dieses ganze fruchtbare Flussgebiet der Kultur erschlossen werden kann, müssen noch viele Assanirungsarbeiten, Drainage, Beschaffung guten Trinkwassers, guter Abflussanlagen, guter Ventilation im Grossen und ähnliche Verbesserungen auf Kosten so manchen Pioniers der Kulturmission geleistet werden. Dass die Resultate lohnende, zufriedenstellende sein werden, lehrt die Geschichte. Waren doch alle diese Striche Nordafrikas wie die des zum Theil ähnlich darniederliegenden Siciliens einst die Kornkammer Roms und meilenweit mit üppigen Getreidefeldern bedeckt.

Indess wird bis dahin der Ouëd Medjerda in unbezwungener Wildheit wohl noch manches Stück Kulturland

launenhaft zu seinem Delta hinzufügen und manchem hoffnungsfreudigen Europäer das abzehrende Sumpffieber bringen, ehe die Noth, die dira necessitas und die Uebervölkerung nicht nur unsere norddeutschen Sümpfe in fruchtbare Marschen verwandelt, sondern auch den schwarzen Erdtheil mit einem acclimatisationsfähigen Mischvolke gefüllt haben werden.

Ob aber dieser Missionsarbeit einer fernen Zukunft gegenüber die bisherigen Ureinwohner Stand halten werden, ist nach den bisherigen Erfahrungen in Nord- und Südamerika zweifelhaft. Freilich ist der Alkohol, welcher dort den an einfache, reizlose Kost gewöhnten Naturkindern den Untergang gebracht hat, in diesen heissen Zonen der tückische Feind der Culturträger selbst, in so fern sie sich nicht der grössten Mässigkeit befleissigen und decimirt sie im Verein mit dem ungewohnten Klima und dem Sumpffiber, während sich die mässigen, nüchternen Verehrer der Lehre Mohammeds bisher den Lockungen des Alkohols unzugänglich erwiesen haben und sich bei ihrer einfachen Lebensweise meistens einer dauernden Gesundheit erfreuen.

Hoffen wir, dass sie sich diese Charakterstärke bewahren und nur geistig durch die immer weiter vorrückenden Europäer beeinflussen lassen, damit auch späteren Jahrhunderten, wenn sich hier dereinst wieder blühende Provinzen aus dem Sumpflande erhoben haben werden, das bunte, schillernde Bild vielfarbiger, neben einander bestehender, bildungsfähiger Völkerracen, die nicht ihre Hauptaufgabe in der gegenseitigen Vernichtung suchen, erhalten bleibt.



Siebzehntes Capitel.

Carthago, Cisternen, Ausgrabungen, Malka-St. Louis, Cap Carthadjena, Sidi-Bou-Saïd, Leuchtthurm, Todtenstadt Carthagos, Bild der Wüste, Marsa.

Alle Tunisreisenden drängt es, nachdem sie sich von dem ersten Erstaunen über die fremdartigen Eindrücke erholt und in Tunis selbst etwas umgesehen haben, mit Allgewalt, die Stätte des ehemaligen Carthago aufzusuchen und zu besichtigen.

Die ersten Enttäuschungen hat man schon bei der Fahrt von Goletta nach Tunis erfahren. Man hat dort oben beim Vorbeifahren trotz schärfster Einstellung des Fernglases nichts als baumlose Hügel und Aecker, darüber aus leuchtendem Grün die weissen Missionshäuser und die Kuppel der Kapelle des heiligen Ludwig hervorschimmern gesehen, aber nichts von den Ueberresten jener Stadt des Alterthums bemerkt, welche nächst Rom und Athen schon die Phantasie des Gymnasiasten am meisten beschäftigt hat.

Doch man tröstet sich mit der späteren, genaueren Durchforschung der Trümmer Carthagos, welche man nicht gern mit getäuschten Erwartungen, mit ungestilltem Thatendurst verlassen möchte und sucht so bald als möglich diese einstige Stätte gewaltigen Ringens um die Weltherrschaft auf. So ging es auch uns.

Kaum waren wir in Tunis eingezogen, so ertönte auch schon aus den Kehlen mit Stentorstimme der Ruf: „auf nach Carthago!“ Entgegen dem uns ertheilten Rath nahmen wir keinen Wagen, sondern fuhren schon in aller Frühe mit dem ersten direkten Bahnzuge dorthin, um ganz ungestört, von Kutscher und Pferden nicht gehindert, unsern jeweiligen Wünschen und Neigungen folgen zu können und blieben den ganzen Tag dort. Die folgenden Male suchten wir nur ganz bestimmte Oertlichkeiten zum Specialstudium resp. zu Nachgrabungen auf, die natürlich mit unseren bescheidenen Hilfsmitteln ganz im Kleinen betrieben wurden, trennten uns auch wiederholt von einander, indem jeder nach Lust und Trieb Entdeckungsreisen im engsten Gebiet unternahm, um Einzeltriumphe im Finden zu feiern und konnten uns schliesslich mit einem gewissen Gefühl der Befriedigung sagen, dass wir diese klassische Stätte recht gründlich und nicht resultatlos durchforscht hatten.

Es gehen tagüber fünf bis sechs Züge von Tunis nach der Endstation Marsa (oder Mersa) das heisst „Hafen“. Die Eisenbahn bildet, wenn man die Haltestation am Bahirasee bei El Aouina als Spitze, die sieben ein halb Kilometer lange Küstenbahn von Goletta nach Marsa als Grundlinie ansieht, ein nahezu gleichschenkeliges Dreieck mit convexen Schenkeln.

Zur Bequemlichkeit von Verwaltung wie Publikum besteht nur ein Preis, gleichgültig wie weit man die Bahn benutzen will, und wird dabei stets das ganze Dreieck bald in der einen bald in der anderen Richtung durchfahren, je nachdem der Zug von Tunis aus zuerst Goletta oder Marsa berührt. Ist man von Tunis nach Goletta gefahren, so muss man hier umsteigen und fährt der Küste entlang über die Stationen Neu-Goletta, Kheredine, Khram, Carthagena, St. Louis-Malka nach Marsa, mit dem nächsten Zuge fährt man von Tunis direkt nach der nördlichsten Spitze der Bahn la Marsa und dann den obigen Weg in umgekehrter Richtung.

Carthago (phönikisch „Karthada“ gleich Neustadt), die alte, 880 v. Chr. gegründete, punisische Stadt, bedeckte bekanntlich einst eine breite, an drei Seiten vom Meer umflossene und nur westlich mit dem Festland zusammenhängende, durch dreifache Mauern geschützte Landzunge, welche sich im Laufe der Jahrhunderte durch Senkung der Küste einerseits, Versandung derselben und Landanlagerung anderseits, wesentlich verändert hat.

Sind sich die Gelehrten doch nicht einmal darüber einig, ob die Bahira ein von Menschenhand gegrabener See (wie der arabische Geograph Edrisi annahm) oder eine Bucht des Meeres sei, was nach Mommsen das Wahrscheinlichere ist. Um die Schwierigkeit der genaueren Bestimmung der Lage des alten Carthago zu bemessen, muss man erwägen, dass dasselbe dreimal zerstört worden, das alte punische von Scipio (146 v. Chr.), das neuerbaute römische, welches die drittgrösste Stadt im römischen Staat wurde, von Geiserich (439) und endlich das der Vandalen und Byzantiner von den Arabern (647).

Die Vandalen hatten nur die Mauern gebrochen und in der Stadt selbst, als ihrer demnächstigen Königstadt, wenig zerstört, auch die Araber haben die Hauptmonumente unversehrt gelassen, nur im Mittelalter hat Carthago Jahrhunderte lang gewissermassen als Steinbruch gedient; Genueser, Sicilianer und Araber haben ihre Kirchen und Moscheen mit den Säulen und Marmorblöcken Carthagos geschmückt, und Alles, was Tunis an klassischem Schmuck besitzt, stammt von hier her. Zwanzig Fuss hoher Schutt bedeckt die Reste des einstigen phönikischen Carthago. Zu alledem kommt, dass gegenwärtig fünf arabische Dörfer auf seinem Grund und Boden stehen, dass der Cardinal Lavigerie soeben ein kolossales Seminar mit all seinen Nebenbauten an der interessantesten Stelle des alten Carthago, der Byrsa, vollendet hat und dass die hier angelegten grossen, mit

Oelbäumen und Reben bepflanzten Schmuck- und Obstgärten, ein Nachgraben daselbst zur Zeit unmöglich gemacht haben. So ist es nicht ausgeschlossen, dass die Erde noch manche historisch äusserst wichtige Funde in ihrem Schoosse birgt. Leider ist die Erschliessung derselben zur Zeit nahezu unmöglich geworden, und der Forscher muss sich mit dem begnügen, was ihm der Zufall, das Glück und die Geldgier der Bewohner, bei denen man betreffs der Echtheit der Gegenstände nicht leichtgläubig sein darf, in die Hände spielen.

Unser erster Orientirungsmarsch durch das Gebiet von Carthago begann gemäss der uns von dem Herrn Consul gegebenen Instruktion in Malka, wohin wir auf der Bahn, gleich den ersten direkten Zug nach Marsa benutzend und bei der nächsten Station in der Richtung nach Goletta aussteigend, in aller Frühe gefahren waren. An dem einsamen Stationsgebäude verliessen wir als einzige Carthago-Befliessene den Zug, standen nach unserer Berechnung in der Nähe der westlichen Mauer des einstigen punischen Carthago und konnten uns, von hier über das Bahngeleise hinweg, östlich nach dem Meere hinschauend, dessen Anblick uns bei unserem niederen Standpunkt durch die an der Küste gelegenen Hügel entzogen war, vorläufig ein selbständiges Urtheil über die divergirenden Ansichten der Archäologen bilden.

Die Mehrzahl derselben nimmt an, dass der uns schräg gegenüber liegende Hügel, dessen Spitze durch das gewaltige, ringsum mit einer Mauer umgebene Seminar für afrikanische Mission gekrönt ist, ehemals die auf einer Höhe von hundertachtundachtzig Fuss gelegene Byrsa (Burg) trug, während andere Archäologen diese, die Akropolis Alt-Carthagos, auf dem von unserm Standpunkt aus links, also mehr nördlich gelegenen breiten und höheren zweiten Hügel suchen, welcher gegenwärtig die heilige Stadt Sidi-Bou-Saïd trägt. Für die zweite Ansicht spricht, dass der uns gegenüber lie-

gende Hügel für die mächtige Burg des grossen Carthagos zu klein und zu flach erscheint. Um aber bestimmt urtheilen zu können, müsste eben mit dem Schutt von Jahrtausenden aufgeräumt und nach den Fundamenten gesucht werden, welche einst Marius als Ruhesitz gedient hatten. Dagegen würden indess vermuthlich die frommen Araber ebenso wie der fromme Cardinal, ganz abgesehen von den heiligen Vätern des französischen Klosters, in morgenländischer Tracht mit Rosenkranz und Kreuz, sehr energischen Protest erheben, und die definitive Lösung dieser archäologischen Frage muss der fernen Zukunft oder einem glücklichen Zufall vorbehalten werden.

Wir wenden uns nunmehr, nachdem wir den ersten Totaleindruck von dem abzusuchenden Terrain gewonnen haben, rückwärts und wandern querfeldein (westlich) über Stoppeln und Disteln nach einer nicht sehr weit entfernt gelegenen Anhöhe, bei welcher wir die erste Bekanntschaft mit dem römischen Carthago machen sollten. Hier finden wir die letzten Spuren eines römischen Amphitheaters, in welchem sich verschiedene Blindschleichen umhertummelten. Was der Ausbeute werth gewesen, ist von hier längst fortgeschafft worden; selbst von den Stufen ist bis auf wenige schwache Andeutungen nichts mehr zu sehen.

Ebenso oder vielmehr noch schlimmer ging es uns mit einem zehn Minuten weiter in Getreidefeldern gelegenen, angeblich alten, römischen Cirkus, dessen elende Ueberbleibsel auch nicht annähernd den Vergleich mit den Resten eines Cirkus des Maxentius in Rom, bei dem Grabmal der Metella an der via Appia (welcher vier Wochen später von einem von uns in Gemeinschaft mit zwei römischen Cardinälen eingehend besichtigt wurde) aushalten konnte.

Aus den jetzt noch vorhandenen Resten konnte überhaupt kaum auf einen Cirkus geschlossen werden. Wir hielten uns daher hier nicht lange auf, nahmen aber

einem Araberknaben einige Stücke geschliffenen numidischen Marmors (verde antico) als Andenken an die ersten Studien in Carthago ab und wandten uns dann dem Araberdorfe Malka zu, welches einen sehr ärmlichen Eindruck machte und dessen Einwohnerschaft sehr gemischt, viel mit jüdischen Elementen durchmengt erschien.

Die früher erwähnten Bewässerungsanlagen sahen wir hier an zwei Stellen. Interessant wird dieses Dorf durch die Ruinen der sogenannten „grossen Cisternen" Carthagos, in welche es zum Theil hineingebaut ist. Hier mündete einst der Aquädukt, welchen wir später so grossartig bei Oudna und Zaghouan sahen. Es sind dies sechs mächtig grosse, unterirdische Gewölbe, welche, von den Dorfbewohnern mit Thüren versehen, gegenwärtig nicht nur zu Viehställen und Getreidespeichern, sondern auch zu Wohnungen für ganze Familien gebraucht werden. In ihrer Nähe sieht man noch Reste altrömischer Wasserleitungsbogen.

Im Anschluss hieran wollen wir gleich der sogenannten „kleinen Cisternen" gedenken, welche wir allerdings erst später sahen, da sie, dem Meeresufer näher, in ziemlicher Entfernung von den grossen Wasserbehältern in einer Bodensenkung liegen und daher erst nahebei sichtbar werden. Es sind dies achtzehn mächtige, in paralleler Richtung sich hinziehende Gewölbe, fünfzehn Schritt lang, acht Schritt breit und circa zehn Meter tief, welche dazu bestimmt waren, Regenwasser, das aus den höher gelegenen Stadttheilen in Röhren herabfloss, zu sammeln; der einzige noch wohl erhaltene Bau aus der Zeit von Alt-Carthago. Sie fassten, bis zum Rande gefüllt, bei einem Gesammtumfang des sie einschliessenden Gebäudes von hundertunddreissig Metern Länge und vierzig Metern Breite, circa fünfundzwanzigtausend Kubikmeter Wasser, waren also wohl geeignet, eine Stadt von dem Umfange Carthagos mit dem nothwendigen Wasser zu versorgen, wenn sie gefüllt waren. Da sie aber nach anhaltender Dürre manchmal kein geniess-

bares Wasser hergaben, und da infolge dessen Seuchen ausbrachen, hob Kaiser Hadrian die grosse Wassernoth für immer durch Anlage des vorhin erwähnten Aquäduktes von Zaghouan. Nach Ansicht der Fachgelehrten stammt das Dach als Tonnengewölbe unbedingt aus römischer Zeit, und nimmt man an, dass das aus altpunischer Zeit stammende Fundament von den Römern neu eingedeckt ist. Wir fanden beim Hineinsteigen einige von ihnen noch mit Wasser versehen, welches einige Fuss hoch stand. Die Fundamente waren aus Riesenquadern nebst kleinen dazwischen liegenden, unregelmässig geformten Steinen aufgeführt. In regelmässigen Zwischenräumen begegneten wir immer nach vier bis fünf Schritten in der Aufmauerung einer Schicht Ziegelsteine, welche, ungemein fest, Jahrtausende hindurch dem Zahn der Zeit widerstanden hatten. Die aus Kalkstein bestehenden, zu dem Bau hauptsächlich verwandten Quadern, die jetzt noch unverwüstlich erschienen, hatten an der dem Wasser zugewandten Seite ein fast tropfsteinartiges Aussehen in der langen Zeit angenommen.

Von Malka mit seinen Cisternen wandten wir uns, über coupirtes Terrain und Gewölbe, häufig über tiefe Löcher im Erdboden hinwegschreitend, der Höhe von St. Louis zu. Feierliche Stille empfing uns, hin und wieder von dem Geschrei eines Esels, dem Trillern der Lerche und später von dem Gesang einzelner Hirten unterbrochen. Die immer wiederkehrende Art ihres Gesanges ist die, dass sie hoch beginnen und mit einem tiefen, kurzen Ton enden, der gleich dem Gesang der Seeleute beim Segelhissen scharf abbricht.

Der ganze Gipfel des Berges mit seinem Kloster, den Seminargebäuden, an welchen noch gebaut wurde, und im Hintergrunde der Kapelle des heiligen Ludwig, ist von einer mächtigen Mauer umgeben. Auf der Höhe angelangt, gönnten wir uns zunächst, ehe wir jene umgingen und hinten um Einlass baten, nunmehr aus der

Vogelperspektive, einen Ueberblick über das alte Carthago nebst seiner Umgebung.

Der Blick von oben ist entzückend, aber doch nur ein Vorgeschmack dessen, was wir später sehen sollten. Zunächst interessirte uns nicht der Fernblick, sondern nur Carthago mit seinen Häfen. Alle die hügelförmigen Sandstrecken, welche zu unsern Füssen lagen, waren einst von jenem schlauen, unternehmenden, phönikischen Handelsvolke bewohnt, welches bei allem Eifer und aller grausamen Energie es nicht verstanden hatte, sich Freunde zu erwerben. Vielmehr begrüssten ihre in hartem Joche gehaltenen Bundesgenossen gleicher Abstammung, wie wir früher beim Besuch Utikas bereits gesehen, den Fall Carthagos mit Jubel, und in umgekehrtem Sinne konnte man auf diese den klassischen, auf einige von heiligem Eifer zur Zerstörung antiker Monumente getriebenen Päpste bezüglichen Stossseufzer Pasquinos in Rom anwenden: „quod non fecerunt Barbari, fecerunt Barberini" d. h. was die Römer nicht zerstörten, das vernichteten die getreuen Nachbarn, ehemalige Bundesgenossen und Rivalen. Doch vorher erbebten die Römer unter den harten Schlägen von Hamilkar (gleich „Gnade des Stadtkönigs Melkarth") und von Hannibal (gleich „Gnade des Bâl"). Vor uns lagen die Häfen, aus welchen damals die mächtigen, punischen Flotten ausgelaufen waren. Die Anlage dieser phönikischen Häfen ist die gleiche, wie die der Häfen von Utika. Innerhalb der Stadt lag der runde Kriegshafen (Kothon), welcher im Südosten künstlich durch Menschenhand hergestellt war. Die Stadt war im Süden und Südwest von dem flachen See von Tunis (Bahira), im Südost, Ost und Nordost von dem offenen Golf bespült. Hier im Osten war der Doppelhafen der Stadt angelegt, innen der kreisrunde Kriegshafen mit dem Arsenal, dem Admiralshaus in der Mitte, nach aussen der viereckige Handelshafen. Zwischen beiden lief die Stadtmauer, welche weiter nördlich im Osten der Stadt die Burg mit dem sogenannten Tempel des

Aeskulap umfasste. Es war somit der Kothon innerhalb der Befestigung und konnte durch Thorschluss von dem Aussen- und Handelshafen abgesperrt werden.

Von oben gesehen, erschienen beide Häfen ungemein klein, fast wie zwei Wasserlachen vom letzten Regen. Doch überzeugten wir uns später durch den Augenschein, am Ufer der alten Häfen weilend, dass sie keineswegs so klein waren, als es von oben den Anschein hatte, obwohl ein Theil des alten Hafens gegenwärtig verschüttet und versandet ist. Nach Dr. Kobelts (den Forschungen Beule's entnommener) Angabe beträgt die Gesammtoberfläche noch jetzt dreiundzwanzig Hektar und ist demnach nur vier Hektar geringer, als der alte Hafen in Marseille. Die Mündung des äusseren Hafens war nur 22,5 Meter breit, und zu beiden Seiten zogen sich breite Quais am Wasser hin, die jetzt entfernt vom Ufer unter dem Wasserspiegel liegen. Solche Häfen würden freilich für unsere modernen, gewaltigen Schiffskolosse nicht ausreichen, wenigstens nicht für eine stattliche Flotte, aber die Ruderschiffe der Alten hatten nur eine Breite von 5,6 Meter. Somit hatte schon eine beträchtliche Anzahl derselben Platz im Hafen, welcher, wenn von Schutt und Flugsand gereinigt, auch jetzt noch die gleiche Tiefe wie damals besitzen soll, so dass also für diesen Theil Alt-Carthagos eine Uferhebung resp. Niveauveränderung ausgeschlossen ist.

Die Mauer umgehend, gelangten wir auf die dem Meere zugewandte östliche Seite zu der Eingangspforte. Da gegenwärtig keine officielle Besuchszeit war, bedurfte es unserer Karten, um einen noch jungen, äusserst liebenswürdigen, übrigens nicht morgenländisch gekleideten Seminarlehrer, einen Belgier, welchen nur Rosenkranz und Kreuz als Geistlichen kennzeichneten, herbeizurufen. Während wir auf unseren Führer warteten, hatten wir Zeit, uns im Hof- und Gartenraum umzusehen. Die Innenseite der Umfassungsmauer war an der Hinterfront mit zahlreichen griechischen, lateinischen und arabischen

resp. phönikischen Inschriften sowie Mosaiken und merkwürdigen Sculpturen bedeckt, welche zum Theil eingemauert, zum Theil anderweitig befestigt waren. Auf den Mosaiken, von welchen die meisten aus römischen Bädern stammen, prävalirten, der Lage der Stadt entsprechend, alle Sorten von Seefischen und anderen Wasserthieren. Im Hofraum selbst sind vor dem Museum Gartenanlagen, hervorragend mit Palmen und Lilien bepflanzt; zwischen Blumenbeeten sind Säulenreste, Capitäle, Widmungen, Grabmäler, Statuen meistens römischen Ursprungs aufgestellt. Unser liebenswürdiger Führer zeigte sich als ein sehr bewanderter, kenntnissreicher Cicerone bei unserer eingehenden Besichtigung eines hochinteressanten, wenn auch kleinen Museums, welches einen mässig grossen Saal ausfüllte und viele wichtige, aus dem Schutt Carthagos ausgegrabene Funde enthielt. Dasselbe ist von den Abbés Bourgade und Delattre gegründet. Unter den altphönikischen Sachen waren einige Inschriften höchst merkwürdig, von denen wir deshalb Photogramme mitnahmen, zum Theil in schöner, von dem Laien für hebräisch gehaltenen Cursivschrift. Nach „Maltzahn" (Reise in den Regentschaften Tunis und Tripolis) sind es sämmtlich Votivtafeln, welche „dem Herrn Baal für Errettung aus dieser und jener Krankheit gewidmet", also damals vor circa zweitausendfünfhundert Jahren durch dieselben Empfindungen diktirt worden sind, wie die gegenwärtig zum Beispiel an der Eingangswand des Klosters Einsiedeln angebrachten Marmortafeln.

Ben Akiba hat wieder einmal Recht: „Alles schon dagewesen."

Von wundervoller — sit venia verbo — Filigranarbeit sind die dort ausgestellten Mosaiken. Unter den verschiedenartigen Mustern fiel uns ein sich oft wiederholendes seiner eigenthümlichen Anordnung wegen auf; zwei gekreuzte, ellipsenförmige, dunkle Linien auf hellem Grunde, in der Mitte der Kreuzung ein Thierkopf (Stier oder Tiger).

In die prächtigen Arabesken sind polychrome Thiere, namentlich Pfauen (aber nicht so roh, wie man sie in den ältesten byzantinischen Mosaiken von S. Vitale in Ravenna sieht), Löwen, Greife und andere Vögel eingewebt. Unter den zahlreichen Lampen unterscheidet man bei ähnlichen Formen und gleichem Material (meistens Thon) die christlichen mit dem Kreuz oder dem Monogramm Christi von den heidnisch-römischen, welche meistens etwas eleganter geformt und mit Thierköpfen und dergleichen als Basreliefs geschmückt sind. Die eigentlich punische Lampe hat fast die gleiche baroke Gestalt wie die noch jetzt in Tunis gebräuchlichen, sie ist viereckig, mit mehreren Brennern an den Ecken, hängt an einer Kette und besteht aus Bronce oder Blech. Eine später in der cloaca maxima in Rom von einem von uns entdeckte, fast ganz unversehrte Lampe aus Thon unterschied sich in nichts von dem hier ausgestellten römischen Exemplare.

In der reichhaltigen Münzsammlung sahen wir viele noch recht gut erhaltene antike Geldstücke. Sie vermehrt sich noch jetzt täglich durch die ringsum wohnenden Araber, welche, wenn sie eine recht schöne Münze finden, dieselbe zum Kloster hinauftragen und sicher sind, dafür belohnt zu werden. Auf den goldenen Münzen ist meist das carthagische Pferd (welches nach Virgil schon bei der Gründung Carthagos, von Juno den Städtegründern gezeigt, in der Erde gefunden wurde und seitdem das Wahrzeichen der Stadt blieb) als Prägungszeichen sichtbar, auch sahen wir darauf oftmals die der Astarte heiligen Fische.

Bei dieser Gelegenheit sei der, durch Reichthum an seltenen, selbst einzig vorhandenen Exemplaren ausgezeichneten Münzsammlung des Rev. Reichardt, Pfarrers der englischen und deutschen Gemeinde in Tunis gedacht, welchen wir bei dem Herrn Consul kennen gelernt und der uns zur Besichtigung seiner Münzsammlung freundlichst eingeladen hatte. Ein Numismatiker ersten

Ranges, hat er in Jerusalem, Ascalon, Damascus und anderen Städten, in welchen er als Seelsorger thätig gewesen, über vierzig Jahre lang unermüdlich an der Vervollständigung seiner Sammlung gearbeitet. Dieselbe ist, obwohl von unschätzbarem Werth, noch verhältnissmässig wenig bekannt und bisher nur in einem grossen englischen Werke genügend gewürdigt. Einen vollen Nachmittag hatte der eine von uns, auf seine freundliche Einladung hin, bei diesen kostbaren Münzen zugebracht, über welche von Sachverständigen ein interessantes, grosses Werk geschrieben werden könnte. Da sah man unter anderm jüdische Groschen, Silberlinge aus der Zeit, da Christus für solche verschachert wurde, alte griechische und römische Münzen, durch welche verschiedene noch schwebende Cultusfragen ganz bestimmt beantwortet werden können, wunderbar schön erhaltene goldene und silberne phönikische Münzen und vieles andere ganz Unschätzbare, von anderweitigen Merkwürdigkeiten auch Pfeile der Juden aus der Zeit von Jerusalems Zerstörung, Münzen, welche zu Ehren der Bluthochzeit geprägt, später aber wieder eingezogen wurden und andere päpstliche Raritäten. Jedenfalls dürfte diese ausgezeichnete Sammlung, von welcher Herr Reichardt sich freilich nicht trennen wird, nicht zerstreut werden, und es läge im Interesse jedes für Antiquitäten und Kunstsammlungen reichlich dotirten Staates, dieselbe in absehbarer Zeit zu erwerben.

Dort haben wir auch die selbstausgegrabenen Münzen nach Zeit und Ort mit Hilfe des Herrn Numismatikers bestimmt.

In dem eigenartigen Museum waren ferner auch kostbare Schmucksachen, Amulette, Ringe, Nadeln, Krüge und dergleichen aus verschiedenen Zeitepochen, auch aus der der Vandalen, ebenso verschiedenes Hausgeräth aus punischer, römischer und vandalischer Zeit gesammelt. Wir verliessen dasselbe nicht, ohne uns durch Erwerb einiger Photographien der schönsten Funde da-

selbst und der Umgebung (die einzige Möglichkeit, die liebenswürdige Mühe um uns zu honoriren) eine dauernde Erinnerung an das französische Kloster auf der Bîrtha Carthagos erworben zu haben.

Aus dem Museum hinaus getreten, sahen wir uns noch viele Räumlichkeiten des Klosters an, unter anderm Schulzimmer, Betsaal und Säulenhof mit eigenthümlich gewundenen Säulen, wie man sie in S. Croce in Gerusaleme auf dem Lateranplatz zu Rom sieht, mit jenen schneckenartigen Windungen und Kannelirungen, welche den Tempel des Salomo ausgezeichnet haben sollen; ferner waren hier die Reste antiker Quadermauern mit zwei Nischen freigelegt, daneben einige alte Wölbungen.

Wenn wir uns also auf der Stätte der alten Burg befanden, so waren dies die Ueberbleibsel jenes auf einem Unterbau von sechzig Stufen ruhenden Tempels des Heilsgottes, in welchen die Gattin Hasdrubals bei der Erstürmung Carthagos durch die Römer die Fackel selbst hineinschleuderte und in dessen Flammen sie, Scizio's mörderischen Schaaren entrinnend, sich selbst mit ihren Kindern hineinstürzte.

Dann endlich kamen wir zu der Kapelle, welcher die ganze Höhe ihren gegenwärtigen Namen dankt und an welche das Museum angebaut ist. „Louis Philippe roi des Français a erigé ce monument en l'an 1841 sur la place ou expira le roi St. Louis son aïeul“, lautet die Inschrift derselben. Nun steht es zwar ziemlich fest, dass Ludwig der Heilige, welcher ad majorem dei gloriam die seeräuberischen Saracenen im tiefsten Frieden vertragsbrüchig angegriffen, diese Hügel mit seinem Heere noch nicht inne hatte, als er auf seinem unglücklichen Kreuzzuge 1270 infolge der Pest starb; er belagerte damals bekanntlich Tunis und starb als Opfer seines Glaubenseifers. Eigenthümlich ist, dass sich auch die arabische Legende der Person Ludwigs bemächtigt hat. Nach dieser war er nicht gestorben, sondern aus einer

tiefen Ohnmacht wieder erwacht, Mohammedaner geworden, hatte sich an der Stätte des nach ihm benannten Sidi-Bou-Saïd als frommer Einsiedler niedergelassen und Wunder verrichtet, ist dann auch hier begraben worden und hat dem arabischen Dorf daselbst den Nimbus der Heiligkeit verliehen. Wie gefährlich es damals an der arabischen Küste war, davon können wir uns freilich gegenwärtig keinen Begriff mehr machen; benutzte ja noch Göthe vor hundert Jahren einen französischen Dampfer zur Ueberfahrt von Neapel nach Sicilien, weil Frankreich mit den Raubstaaten in tiefem Frieden lebte! Die Kapelle ist sehr einfach, einige mittelmässige Fresken stellen Landung, Angriff, Tod und Begräbniss Ludwigs des Heiligen dar. Ihm zu Ehren blühen noch die Lilien im schönen Klostergarten, welche hier trotz Kaiserthum und Republik legitim bleiben.

Wir wanderten nunmehr, uns mit verbindlichstem Dank von unserm freundlichen Führer verabschiedend, bergab zu den vorhin geschilderten, den sogenannten kleinen Cisternen und machten auf dem Wege dahin in der Nähe des Missionshauses sehr interessante Beobachtungen.

Wir kamen nämlich dazu, als gerade ein prachtvoller Mosaikboden nach Wegräumung einer circa fünfzehn Fuss tiefen, dichten Schuttschicht freigelegt wurde. Einzelne Prachtkapitäle waren bereits ausgegraben. Mit dem farbigen Arbeiter befreundeten wir uns sofort, und dieser gestattete dem einen von uns, mit einem Dolche die blosgelegte Schuttwand zu durchsuchen. Prachtvoll gemalte Terracotta-Lampen und Gläserüberreste sowie Marmorstücke aller Färbungen und verzierte Urnenscherben waren die Ausbeute.

An einem dieser Stelle nicht sehr fern gelegenen Ort entdeckte er eine ganze Urne mit Asche, Knochen und einzelnen Mosaiksteinen, beförderte dieselbe mit seinem Dolchmesser zu Tage, konnte sie aber ihrer Grösse wegen leider nicht mitnehmen.

Der andere hatte inzwischen, auch von dem Entdeckungsfieber gepackt, an anderer Stelle in die lose, erst vor kurzem freigelegte Erde tiefe Löcher gegraben und wurde dabei von einer riesengrossen, meterlangen, in prachtvollem Smaragdgrün schillernden Eidechse (dafür hielt er wenigstens dieses Thier trotz seiner gewaltigen Grösse und Stärke) geäfft, welche mit ihren klugen Augen spöttisch zusah und sich erst nach einem Steinwurf langsam in ihr Loch zurückzog.

Wir waren beide mit den Resultaten unserer anstrengenden, im Schweisse unseres Angesichtes ausgeübten, ungewohnten Pionierarbeit recht zufrieden. Während der eine nach und nach reiche Schätze von Mosaiken und schönen Marmorsorten ans Tageslicht förderte, war der andere sogar so glücklich, zwei alte Münzen mit noch erkennbarer Inschrift durch einen merkwürdigen Zufall aus der losen Erde herauszugraben, eine römische und eine griechische, von welchen sich später zufolge der Feststellung durch Rev. Reichardt, die eine, mit der besiegten Germania auf der Rückseite, als aus der Zeit des Domitian stammend, die andere als ein Leo (der zweite oder der dritte), also aus der griechischen Kaiserzeit des neunten Jahrhunderts herrührend, entpuppte. Entzückt über diese erste reiche Ausbeute, würden wir vielleicht jetzt noch graben, wenn sich schliesslich nicht ein gewisses menschliches Rühren, Hunger genannt, eingestellt hätte. Zuvor durchwanderten wir noch die Cisternen, in deren Nähe noch jetzt eine antike, mit grossen Marmormosaiken belegte Brücke zum Uebergang benutzt wird. Mit ihrem schillernden Brakwasser und den Riesenkröten darin müssen sie gegenwärtig für die Nachbarschaft recht gefährlich sein. Wenigstens hätte niemand von uns gewagt, von diesem Wasser zu trinken. Unfehlbar wäre ein tüchtiges Wechsel- oder Sumpffieber die Folge gewesen. Gleichwohl sind diese Cisternen der Sitz von einer kleinen Ausbeutungsgesellschaft, welche den Fremden alle möglichen Fundstücke anbietet.

Der jüngere von uns, welcher schon jetzt nach kurzem Aufenthalt in Tunis mit seiner Broncefarbe, zu der die lange Seereise den Grund gelegt hatte, kaum von einem Afrikaner zu unterscheiden war, befreundete sich schnell mit ihnen und erwarb sich für wenige Karroubenstücke fünfzig bis sechzig alte Broncemünzen, von denen aber wegen zu starker Oxydirung nur wenige als römische oder byzantinische erkannt werden konnten, und einen kleinen, kunstvoll gearbeiteten Fisch. Dieser stellt einen Hai dar und besteht aus einer Art Milchglas. Dieselbe Masse befindet sich im Museum von Carthago in zwanzig bis dreissig Exemplaren, von denen aber bis jetzt keines wissenschaftlich bearbeitet ist. Alle haben Kugelgestalt und hängen wahrscheinlich mit dem Kultus der Astarte, deren heilige Fische wir schon früher erwähnt haben, zusammen. Auch einige grössere Mosaikstücke erwarben wir hier, fanden sie resp. bei späteren Ausgrabungen selbst und haben sie unter grossen Mühen im Handkoffer und in Extrapaketen nach Hause gebracht. Da wir den Fisch anfangs mit bezeichnender Handbewegung abwiesen und dem Beduinen gegenüber, der ihn gefunden, durch Gesten Zweifel an seiner Echtheit ausdrückten, fasste dieser den Ungläubigsten von uns am Arm und zog ihn eine halbe Stunde weit über Geröll und Aecker bis an eine Höhlung mit. Dann sprang er, mit dem Fisch in der Hand, in diese hinunter, kratzte denselben in den Schutt hinein und bald darauf wieder heraus. Dieser eigenartige Beweis für die Echtheit des Fisches wurde als genügend befunden und derselbe darauf hin gekauft.

Nachdem wir damit unsern wissenschaftlichen Drang zunächst befriedigt hatten, stiegen wir eine sehr bequem am Meer gelegene Anhöhe, ein altes mit verschiedenen eisernen Kanonen gespicktes arabisches Fort hinan, um dort unser fürstliches Frühstück mit wohl berechtigtem Appetit zu verzehren. Doch kamen wir zunächst nicht dazu. Das Panorama, das sich uns von hier aus an dem alten, arabischen Fort Bordj Djdid bot, war zu herrlich, um

nicht vorerst genossen werden zu müssen. Weit hinaus schauten wir zum Golf von Tunis auf das herrliche Meer, welches seit den Zeiten jener von Xenophon geführten zehntausend Griechen noch manchem anderen den gleichen begeisterten Ruf entlockt hat: θάλαττα, θάλαττα· Von hier konnten wir einen grossen Theil der Bai übersehen. Nördlich ragte der mächtige Leuchtthurm von Carthadgena hervor, dahinter Cap Camart, unser heutiges Endziel, im Süden Goletta mit seinen im Grünen gelegenen Villen und den im Hafen sich schaukelnden Schiffen und Böten; westlich schauten wir, dem Meere den Rücken zukehrend, den Bahirasee und dahinter am Horizonte die weissen Häuser von Tunis. Mit bewaffnetem Auge entdeckte man im fernen Osten, links von unserem afrikanischen Vesuv, dem zweigipfeligen Dschebel-el-Kornein, den äussersten Ausläufer des Atlas und östlichsten Begrenzungspunkt der Bai von Tunis und im Westen über letzterem noch einige unbestimmte Höhen in nebelhafter Ferne.

Und von welchem Punkte machten wir in aller Ruhe diese Beobachtungen! Von hier aus haben die alten Corsaren der Raubstaaten Jahrhunderte lang nach friedlichen Schiffen ausgeschaut, um dann pfeilschnell auf ihre Beute zu schiessen und die gefangenen Christen als Sklaven auf dem nahen Markt von Tunis möglichst theuer ins Elend zu verkaufen.

Nicht jeder fand, wie Graf Gleichen, eine Sultanstochter, die ihn befreite und mit ihm zog; die meisten kamen in der Barbarei als elende Sklaven um. Doch diese Gedanken hielten nicht lange Stand, es stieg jetzt kein Pulverwölkchen mehr hinter der auf den Wellen tanzenden Kugel zum Himmel empor. Sassen wir doch selbst „auf dem Zündloch der Kanone“, paukten uns ohne Sekundanten durch die Fleischvorräthe von „Madame“ durch und entkorkten mit einem hörbaren Krach die Flaschen mit dem Algier-Nass, deren Inhalt in die durstigen Kehlen schnell und sicher hinabglitt. Und statt der

todbringenden Kugel rollten die leeren Flaschen den Abhang hinunter und verkündeten dort unten, dass es sich durstige Kehlen im „Augenblick des Vollgenusses“ oder im „Vollgenuss des Augenblicks“ hier oben wohlschmecken liessen. Habeant sibi! Mit der Verdauungspause hielten wir uns nicht lange auf, packten zu den Resten eine noch volle Reserveflasche sorgtältig hinzu, und derjenige, den das Loos des Weitertragens unserer Tagesfourage traf (wir wanderten auch heute, wie meistens bei unseren Streifzügen und Entdeckungsreisen, zu dreien, in Gemeinschaft mit Herrn Fischer), freute sich ob des verminderten Gewichtes. Weiter ging es, zunächst hinunter in die Ebene auf Sidi-Bou-Saïd los, in der nach alter Satzung nur ein Europäer wohnen darf, meist aber gar keiner ansässig ist. Ehe wir dorthin einbogen, passirten wir zuvor ein einsames Grab mit schmucklosem Holzkreuz, unter welchem irgend ein einsamer Europäer schlummert, dessen Wiege wohl weit entfernt vom Grabe gestanden hatte, und ein mächtig grosses Ausgrabungsfeld mit einer Fülle grosser und kleiner Marmorblöcke, unter deren Trümmern wir uns schöne, nicht gar zu schwer zu transportirende Bruchstücke aussuchten. Wohl versuchten wir noch einmal an den abgeschrägten Tiefen des Ausgrabungsterrains unser Heil im Suchen nach Münzen und dergleichen, aber mit vollem Magen ist man nicht mehr so „findig“. Ein Glückszufall wiederholt sich selten zweimal an einem Tage. Mit unseren Schätzen zogen wir also weiter auf dem schmalen, in langen Schlangenwindungen bergan führenden Pfad, der uns noch manchen Schweisstropfen entlockte, ehe wir in die etwas schattige Region zwischen hohe Kaktushecken hineinkamen.

Dann meldeten uns aber auch schon das Schakalgeheul der Hunde und das Knarren der in Thätigkeit befindlichen Bewässerungsmaschinen die Nähe des Dorfes an.

Jenseits der dichten Hecken von vereinzelten Agaven und überaus dichten, mächtigen Opuntien, welche zu

dieser Jahreszeit mit ihren den Johannisbeeren ähnlich schmeckenden, erfrischenden Früchten leider noch keine Nahrung boten, sondern erst üppig in Blüthe standen, zogen sich grüne Steppen hin, welche mit Aloëstauden und dem wilden afrikanischen Spargel bedeckt waren, der von wunderbar costümirten, ländlichen Verkäufern am Seethor in Tunis feilgeboten wird. Hier befanden wir uns in einem Dorfe von unverfälschtem, orientalischem, arabischem Charakter, indess waren die kleinen Araber bereits so weit von der Kultur veredelt, dass sie uns alte, durch Oxydation der Schrift und Prägung werthlos gewordene Münzen zum Kauf anboten und sich sogar in Unterhaltung mit uns einliessen.

Wieder einmal machten wir die Beobachtung, dass wir Bewohner von Prussia bei den Arabern beliebt waren, obwohl doch unsere junge Flotte unter Prinz Adalbert gerade im Kampf mit ihnen (den Riffpiraten) im ersten Pulverdampf gestanden hatte. Aehnlich den Italienern gebrauchten sie mit Vorliebe Ausdrücke, von denen sie wohl aus Erfahrung wussten, dass sie uns bekannt waren. „Mi makásch sàbir“ (eigentlich: „mich nicht wissen“) schwirrte denn auch hinüber und herüber. Dieses „makásch“ war überhaupt eine grossartige Lauteroberung unsererseits, welche wir bei jeder passenden und — unpassenden Gelegenheit mit mehr oder weniger Glück verwertheten, mit immer gleicher Spannung auf die Wirkung dieses unseres „Arabisch“ achtend. Und arabisch wurden wir in den letzten Tagen unseres dortigen Aufenthaltes recht oft angeredet. Schwarzbraun verbrannt, mit dem echt arabisch in den Nacken geschobenen Fez und in einer Toilette, welche infolge ihres Defizits an allen den „homo sapiens“ der europäischen Kulturländer charakterisirenden Eigenthümlichkeiten, so recht der Inbegriff von Kants absoluter Verneinung, für alles mögliche, warum also auch nicht für arabisch gelten konnte, wurden wir oft für Eingeborene in halb europäischer Tracht gehalten und im Geschäftston arabisch angeredet.

Aus solch fataler Lage wussten wir uns immer mit unserem makásch („is nicht" auf berlinisch) glänzend herauszuziehen. Gegenwärtig hielten wir uns damit die aufdringlichen Verkäufer alter Münzen vom Leibe, wanderten aber trotzdem in Gemeinschaft mit einigen Araber-Jungen durch das langhingezogene, amphitheatralisch am „Ras" gleichen Namens bis zur Spitze emporsteigende Dorf.

In manches ländliche Gehöft können wir rechts und links hineinblicken, in welchem sich Esel, Hunde und Hühner umhertreiben und der Herr und Gebieter lang hingestreckt, die Kaputze seiner Schellaba über das Haupt gezogen und mit Kameelhaarschnur festgebunden, im Schatten eines Brunnens liegt. Ueber den vollen, etwas aufgeworfenen Lippen ragt eine ziemlich lange, gerade Nase hervor, und die Lider heben sich von den grossen, mandelförmigen Augen nur einen Augenblick, um den Fremdling zu mustern. Der sonst schwermüthige, melancholische Ausdruck der letzteren ist jetzt schläfrig. Während dessen schafft die Beduinenfrau, immer unverschleiert, in der Wirthschaft, arbeitet am Wasser und geht hin und her. Weiterhin begegnen wir einem Scherif, einem der edlen Araber aus dem Blut des Propheten, welche allein berechtigt sind, den grünen Turban zu tragen und daran auch von aller Welt erkannt werden, dann noch mehreren Schuerfa (Mehrzahl von Scherif) mit grünen Turbanen. Wir befinden uns eben an einem berühmten Ort mit edler Race, durch deren Adern das Blut des Propheten fliesst.

Gelegentlich des Ortsnamens sei hier der Unterscheidung der Araber in der Anrede gedacht. „Sidi" (mein Herr) ist jeder Marabout, jeder Heilige, jeder grosse Herr; nicht hervorragende Leute werden „Si" angeredet, und „Sidna" (unser Herr), werden nur die grössten Heiligen wie Ali, der Schwiegersohn des Propheten und Aïssa ben Mirjam, Jesus Christus, benannt.

Wir sind ziemlich auf der Höhe von Sidi-Bou-Saïd

(der heiligen Stadt Ludwigs) angelangt, wandern an einigen grösseren Villen mit fest vergitterten Fenstern und grünen Holzjalousien vorbei und wenden uns nunmehr rechts immer noch bergan, um nach wenigen Schritten bei dem Leuchtthurm, dem höchsten der nordafrikanischen Küste, am Cap „Carthadjena" oder „Ras Sidi-Bou-Saïd" Halt zu machen. Derselbe ist wohl erst neuerdings, da neben ihm die nach tunisischer Bauordnung umgestürzten Reste eines hölzernen Thurmes liegen, aus Stein, also feuerfest, errichtet und mit einer Fresnelschen Drehlampe versehen, deren in bestimmten Zwischenräumen erscheinendes weisses Licht wir bei unserer späteren Abfahrt von Tunis als letzten Abschiedsgruss der afrikanischen Küste empfingen. Dicht am Rande des hier steil abfallenden, hundertunddreissig Meter über dem Meere sich erhebenden Ufers ragt er hoch empor und gewährt oben einen herrlichen Rundblick.

Den ganzen ungeheueren Golf von Tunis von Cap Farina im Norden bis Cap Bon im Süden übersieht man hier, dazwischen die Djamûr-Inseln, und trotz der gewaltigen Entfernung der beiden Vorgebirge scheint es, als ob dieselben sich in weitester Ferne zum Kreise schlössen. Beim Blick nach Süden und Westen tritt uns das gleiche Panorama wie vorhin von Bordj Djdid entgegen, nur grossartiger. Plastisch hebt sich das weisse Tunis mit dem glänzenden Streifen der Sebcha-es-Seldjoumi von der Bahira ab. Weit dahinter treten der Dschebel R'sass und das Gebirge von Zaghouan scharf hervor und geben dem Bilde nach dieser, der Landseite hin, einen schönen Abschluss. Sowohl der Bardo im Hintergrunde, wie die Landhäuser von Goletta im Vordergrunde treten als geschlossene Gruppen daraus hervor. Von dem mächtigen Kloster St. Luigi wendet sich das Auge hinunter zu den zu Füssen liegenden weissen Häusern, den glatten Dächern und den vereinzelten kleinen Fenstern von Sidi-Bou-Saïd, das so still, steif und in seinen heiligen Nimbus eingezwängt daliegt wie

eine ägyptische Mumie. Im Norden erhebt sich nahebei das den Golf el Marsa abschliessende Cap Camart und dahinter der Djebel Khawi (spr. Spel Kaui), von welchem sich graue, wellige Höhenzüge bis Marsa hinabziehen, die einstige Todtenstadt Carthagos. Westlich (landeinwärts von Cap Camart) dehnt sich der Salzsee „Sebcha-el-Ruan“ aus, einst mit dem Meere zusammenhängend, der jetzt tunisische Staatssaline ist, wie der Strand von Capo d'Istria für Oesterreich und der von Augusta an der Ostküste Siciliens, für Italien.

Wunderbar ist der Anblick der Sandhügel zwischen Djebel Khawi und der Sebcha-el-Ruan. Wir sehen die wogende See in Erstarrung, Wellenberg und Wellenthal ruhen, aber nur scheinbar, denn bei jedem Windstoss steigen und fallen sie, schwanken sie hin und her wie die Meereswogen. Das ist die Wüste, die Sahara (Sách'ra).

Und nun noch einen Blick über das Gebiet von Carthago. Von hier aus sieht man die breite Landzunge zwischen Cap Camart und Goletta ebenso deutlich, wie sie der treue Historiograph Roms, Mommsen, schildert, nur erscheint die westliche Landseite des alten Carthago, welche einst die berühmte dreifache Mauer gegen jeden Angriff schützte, sehr breit. Blickt man von diesem alles tief unten beherrschenden Punkte über das Meer im Norden, im Süden, im Osten und auf die im Westen hinter den Spuren der Eisenbahn gedachte hohe Mauer und denkt man sich in diesen Grenzen das alte Carthago „mit dem Marktplatz unweit des Kriegshafens, der durch drei enge Strassen mit der nach der Stadtseite offenen Burg verbunden war“ (Mommsen), so erscheint die Stelle, auf welcher wir stehen, das Cap Carthadjena (nomen et omen), als die geborene und gebührende Stätte für die Akropolis Alt-Carthagos.

Schweren Herzens, fast schwermüthig, trennten wir uns von diesem herrlichen Aussichtspunkt, der Höhe des Faro und wanderten dem nahen Kaffeehause, einem echt

arabischen Dorf-Kaffeehause, zu, um uns dort in den niedlichen, kleinen Tassen echten, orientalischen Mokka kredenzen zu lassen, heiss wie die Hölle, schwarz wie der Teufel und süss wie die Liebe. Die Gegensätze waren hier zu eigenthümlich. Eben aus Gottes herrlicher Natur in diese düstere, fensterlose, stallähnliche Halle eingetreten, sahen wir dort im Winkel neben dem dunkeln Heerd, in dessen Kohlen unser Gebräu zubereitet wurde, auf der Bastmatte niedergekauert einige fragwürdige Gestalten, welche bereits in Mohammeds siebentem Himmel angelangt schienen. Der blaue Nebel, welcher ihren glimmenden Pfeifen und dem halbgeöffneten Munde entquoll, liess uns in Zweifel, ob sie sich mit Hanf, dem in Tunis gebräuchlichen Betäubungsmittel, oder mit einigen Opiumkügelchen, dem etwas süsslichen Geruch nach zu schliessen, betäubten. In flotter, durch den Gegensatz noch mehr gehobener Stimmung, zwar nur Kaffeetassen in der Hand, aber die Reserveflasche vor uns, sangen wir mit Stentorstimme: „Im kühlen Keller“ und hinterher „Man kann nicht immerfort studiren, Juvivallera“, dass die auf solche Explosion deutscher Kehlen nicht präparirten Wände erzitterten, unsere Haschischraucher die Pfeife vor Schreck fallen liessen und unser Ganymed uns mit offenem Mund erstarrt anschaute. Doch die Heiligkeit des Orts hatte unter diesem Freiconcert entschieden nicht gelitten. Vielleicht waren wir selbst auf dem besten Wege, in den Augen der frommen Araber zu dem Range von Marabouts emporzusteigen und wurden beim Scheiden freundlich und in Gnaden entlassen.

Wir wanderten nunmehr quer durch Sidi-Bou-Saïd, das ziemlich breit auf der Höhe sich ausdehnt, und dann auf dem Kamm der Bergeshöhe weiter, zwischen Flugsand und Riedgräsern, zwischen Anpflanzungen und Kaktushecken uns hindurchwindend, schliesslich auf nacktem Fels, bis wir zu dem auch auf dem Kamm gelegenen stilvollen Palais des Cardinals Lavigerie kamen.

Vor demselben lag ein kleines, im Rechteck gebautes, unserer Meinung nach dazu gehöriges Haus, von dessen ländlichen Bewohnern wir erfahren wollten, ob der Herr Cardinal zu Hause wäre. Vergebens suchten wir uns dem schwarzen Cerberus weiblichen Geschlechts verständlich zu machen. Hätten wir nicht Ort und Zeit unseres Besuchs in Betracht gezogen, so würden wir geglaubt haben, aus Versehen in ein Serail gerathen zu sein, das von seinen bewachenden Eunuchen im Stich gelassen ist. Von links, von rechts, aus dem Hintergrunde tauchten schwarze, gelbe, braune Gesichter, eines immer hübscher und interessanter als das andere, auf, aber nur Frauen, Mädchen und Kinder. Wir nahmen Anstand weiter vorzudringen, da in dem Schwall auf uns eindringender Worte sehr oft das Wort „makasch" vorkam, verzichteten, in der Voraussetzung, Frauen der zum nebenan gelegenen Palais gehörigen Arbeiter und Dienerinnen des hohen Prälaten vor uns zu haben, welche uns die Abwesenheit des Herrn und Gebieters vermuthen liessen, auf die persönliche Bekanntschaft des Herrn Cardinals, gingen weiter und fanden auch bald darauf die Lösung dieses scheinbaren Räthsels. Sämmtliche männliche Insassen der zum Schloss gehörigen Häuser waren auf dem Felde mit der Erndte beschäftigt und wir kreuzten dieselben, als sie in Colonnen an uns vorüberzogen. Wir hatten uns nämlich von den Frauen, welche durch einige den allerliebsten Kindern gespendete Karrouben uns freundlich gestimmt waren, über den weiter einzuschlagenden Weg instruiren lassen und stiegen nun von der Bergeshöhe hinab.

Zwischen reichen Mais- und Weizenfeldern wanderten wir an einem zweiten, auch dem Cardinal gehörigen Palais mit prachtvollem, grossen Garten vorbei und gelangten auf vielen Umwegen, an einer Reitbahn und einem Exercierfeld vorbei, in die Sommerresidenz des Bey, la Marsa. Die hier gemachten Beobachtungen übergehen wir zunächst, um dieselben später im Zusammen-

hange zu schildern. Auf verschiedenen Wegen strebten wir unserm Ziel, der Todtenstadt von Carthago, entgegen.

Während die einen direkt, auf kürzestem Wege Marsa durchschneidend, den Abhang auf einem Feldwege langsam erklommen und in den weiten, einstigen Todtenfeldern Umschau hielten, wanderte der andere durch die lange Villenstrasse von Marsa zum Schlosse des Bey und beobachtete hier die Exercitien der Artillerie an alten Vorderladern. Dieselben finden auf dem sehr geräumigen, dem Schloss gegenüber gelegenen Kasernenhof statt, so dass der Bey dieselben jederzeit mit ansehen kann. Soeben fuhr ein kleiner, mit zwei Ponnys bespannter Wagen zum Schlossthor hinaus, auf welchem die beiden jugendlichen Prinzen im Alter von sechs bis acht Jahren mit ihrem Haushofmeister spazieren fuhren. Die Doppelwache salutirte, die Hofbeamten verbeugten sich tief, die Hand an den Fez legend, die drüben exercirenden Artilleristen machten Front und die kleinen Prinzen dankten so liebenswürdig und unbefangen wie die fast gleichalterigen Prinzen unseres königlichen Hauses.

Neben dem Kasernenhof, der im Hintergrunde von Kasernen und Verwaltungsgebäuden eingeschlossen war, befand sich ein abgeschlossener, kleiner, zoologischer Garten, in welchem sich zwei Riesencasuare und zwei noch gewaltigere Strausse, so gross, wie wir sie noch in keinem zoologischen Garten gesehen haben, mit ihren Jungen umhertummelten, zu welchen sich noch eine zierliche Gazelle gesellte. Damit war der Reichthum dieses afrikanischen zoologischen Gartens „ad usum Delphini“ (denn sicher war der Hauptzweck dieser Wüstenbewohner, den kleinen Prinzen Unterhaltung und Zerstreuung zu bieten) erschöpft. Der dreistöckige Marmorpalast des Bey ist im Villenstil erbaut, mit flachem Dach und mit einigen Kriegsemblemen oberhalb der beiden Eingänge geschmückt. Die Doppelposten davor zeichnen sich durch hübsche, stattliche Gestalt aus.

Ein riesiger, broncefarbiger Sergeant, der sich innerhalb des Schlosshofes befand und ziemlich fertig französisch sprach, theilte dem Fragenden mit, dass der hinter dem Schloss gelegene Garten nicht zugänglich wäre. Da uns der Herr Consul bereits gesagt hatte, dass der Eingang in den Garten nur auf eine von ihm speciell zu erwirkende Erlaubniss gestattet würde, dass aber nichts besonderes darin zu sehen wäre, so verzichteten wir jetzt wie auch später auf die Besichtigung desselben. Beim Weiterwandern längs des Palais passirte man eine Allee mit einigen kleinen Villen rechts und links, in welchen sich jedesmal, wenn wir hier vorbeigingen, ganz junge, reizende Jüdinnen aus anscheinend reichen Familien von der Hitze des Tages in denkbarst einfacher Toilette, nämlich nur in den früher geschilderten engen Beinkleidern nebst blusenartigem Hemde, auf einer Art Veranda erholten und Süssigkeiten naschten, ohne sich durch die Blicke der Vorübergehenden irgendwie stören zu lassen.

Weiter der nahe gelegenen Küste zuschreitend, kommt man an einem stets besetzten, von den Hofbeamten besuchten Kaffeehause, dann an der zum Palais gehörigen französischen Post vorbei zu einem ziemlich elegant eingerichteten, abgeschlossenen Badehause, das vermuthlich mit dem Garten des Bey zusammenhängt und zum Gebrauch für den Hof bestimmt ist. Mit Interesse und Neugier betrachtet man dieses in die Geheimnisse des Serail eingeweihte Gebäude, von welchem aus in längst verflossener Zeit nach alttürkischem Brauch manch ungetreue Sodalike eingesackt und in das Meer geworfen sein mag. Nachts fuhr dann ein verschwiegener Eunuche mit seiner Last in die See hinaus und versenkte seinen Sack mit dem kostbaren Inhalt in das verschwiegene Meer. Doch jetzt naht auch kein Haremswächter, mehr, der einst mit dem neugierig stehen gebliebenen Fremden kurzen Process gemacht haben würde.

Dicht am Meeresrande wandert man nunmehr auf dem festen Grunde des noch feuchten Sandes weiter,

während wenige Schritte landeinwärts der Fuss im lockeren Sande bis zum Knöchel versinkt, und kommt so längs der Bai von Marsa dem Cap Camart näher. Fast jede Welle wirft schön geformte Muscheln ans Land, und über dem eifrigen Sammeln grosser wie kleiner Schaalen und anderer vom Meere zurückgelassener Merkwürdigkeiten vergeht die Zeit. Dazu locken die Wellen so eindringlich. Der Grund und Boden ist nicht sehr steinig, so dass man sich, nachdem Marsa mit seinen Landhäusern im Rücken lag, kurz entschlossen schnell auszieht, nach einigen Sätzen im Mittelmeer flott umherschwimmt und sich von den Wellen tragen lässt. Für den an die Ost- und Nordseebäder Gewöhnten ist es ein wunderbares Gefühl, von diesem salzhaltigeren, schwereren Wasser so leicht emporgehoben zu werden und beim Schwimmen spielend längere Strecken zurücklegen zu können. Da sich kein Hai einstellt, so verläuft das Bad programmässig gut und wird nach wenigen Tagen an der gleichen Stelle, mit dem gleichen Genuss, wie die Bäder früher und später an der Küste Italiens und Siciliens, wiederholt. Doch nun ist Eile erforderlich, um die auf anderen Wegen vorangeschrittenen Gefährten unterhalb der Höhe von Camart aufzusuchen.

Leichtfüssig, eine Folge des erfrischenden Bades, schreitet man dahin, die Muschelsammlung ab und zu vervollständigend, plötzlich stockt der Fuss. Was ist das?

Da taucht ein Stück „Stralauer Fischzug“ oder „Weissensee“ an der afrikanischen Küste auf. Am einsamen Strand, weitab von Marsa, steht hier ein veritables Karoussel mit Pferden und Gondeln, so wie man es vor einer Reihe von Jahren zuerst im Tivoligarten von Kopenhagen gesehen und wie es sich seitdem allenthalben eingebürgert hat. Es steht da mitten auf dem Strandsande, ohne irgend eine menschliche Seele zur Bewachung und ist keine fata morgana; die Pferde sind gut gepolstert, davon überzeugt man sich selbst durch Hinaufspringen

auf eines derselben. Ob auch ad usum Delphini? oder zur Feier des bevorstehenden Rhamadan-Bairam?

Weiter marschirend suchte der einsame Wanderer nach einem bequemen Kletterwege zur Höhenpromenade, als lautes Rufen und Tücherschwenken hoch oben die Nähe der Reisekameraden verrieth und einige Sprung- und Kletterübungen uns wieder vereinten.

Der Ueberblick über dies gewaltige, noch vielfach jungfräulich unberührte Todtengebiet ergab zunächst dasselbe Resultat wie der über Carthago. Man sah anfangs — nichts. Begiebt man sich aber erst aus dem gewundenen Hohlweg auf freies Feld hinaus, so stolpert man über unendlich viele grosse und kleine Löcher, in denen vermuthlich zu verschiedenen Zeiten Nachgrabungen stattgefunden hatten. In einige grössere Oeffnungen hineindringend, sahen wir grosse Marmorblöcke freigelegt. Dass wir, mit Stock, Schirm, kleiner Hacke und Dolch bewaffnet und mit unseren früheren Marmorfunden bereits belastet (die kleinen, gebrechlichen Muscheln waren in einen ausnahmsweise noch nicht zerrissenen Strumpf gesteckt worden), hier keine Entdeckungen machen konnten, war uns bald klar; ebenso klar aber auch, dass hier für den Archäologen unschätzbare, verhältnissmässig leicht zu hebende Funde verborgen waren. Das Grabmal, an welchem wir uns befanden und das offenbar vor längerer Zeit zum Theil freigelegt worden war, hatte mit einem Prätorgrabmal vor dem Herkulanerthor Pompejis einige Aehnlichkeit, war wenigstens bestimmt römischen Ursprungs, lag auch viel zu oberflächlich, um schon Anspruch auf phönikische Herkunft erheben zu können.

Aber Lust und Liebe, Zeit und unbeschränkte Mittel, diese Talismane, müssten hier sicherlich wunderbare Schätze ans Licht zaubern. Uns hielten zwei Bedenken davon ab, längere Zeit in den Löchern umherzuklettern. Einmal quoll uns beim Eindringen in das feuchte Erdreich ein so dumpfer Modergeruch entgegen, dass wir

Sorge trugen, uns hier ein Klimafieber zu holen. Diese Besorgniss gab denn auch bei späteren Besuchen, nachdem der eine von uns eine Cholerine kaum überstanden hatte, erst recht den Ausschlag. Dann kroch ferner viel verdächtiges Gewürm um die Erdlöcher herum, hauptsächlich Scorpione, so dass wir besorgten, eine in ihrer Ruhe gestörte altcarthagische Seele würde uns, wenn auch keine Boa constrictor zum Erdrosseln, dafür standen wir ungleich Laokoon mit Apoll auf zu gutem Fusse, so doch vielleicht eine niedliche Vipera Cleopatrae zusenden, um uns an der Achillesferse, durchlauchtige Stiefeletten durchdringend, einen kleinen Stich beizubringen.

So verliessen wir denn das Reich der Unsichtbaren (erst am Avernersee machte später der eine von uns, wie Aeneas und Dante vor ihm, auf dem Rücken Charons durch den schwarzen Kokytos zum Tartarus hinabsteigend, Hekate seine Aufwartung) und erfreuten uns dessen, was die Sonne beschien, und dies war wirklich grossartig. Höher und höher gestiegen bis zur Spitze des ziemlich platten Dschebel Khawi sahen wir vor uns im Vordergrunde die früher erwähnte Sebcha-el-Ruan, den halbausgetrockneten Salzsee, dahinter die grenzenlose, graue Steppe. Zu unsern Füssen liegt ein wundervolles Wüstenbild, zwischen der Sebcha und dem Meere, inmitten der beweglichen, hellgelben Sandwellen, welche allein schon ein prägnantes Bild der Sahara geben, eine herrliche Oase mit der von weissen Mauern umschlossenen Villa Ben Ayed.

Zwischen weissen, gekuppelten Gebäuden erheben sich zwanzig bis dreissig hoch zum Himmel emporsteigende, schlanke Palmen, untermengt von einigen Pinien mit breiter Krone und von spitzen Cypressen. Alle Schattirungen von Grün, darüber der blaue Himmel und jenseits die grellgelben Wüstenhügel, welche anscheinend in der gleichen, sanften Bewegung sind, wie die bei leichter Brise tanzenden Wellen des Meeres, das von diesem Standpunkte aus am Ufer smaragd-

grün erscheint und am weiten Horizont tief blau schimmert! Wo findet man ein entzückenderes Bild als das zu unseren Füssen? Nur die Karavanen fehlen, die hoch bepackten Kameele, die an den Quellen niederknieend, ihren brennenden Durst für lange Tage stillen, um nach dem heiligen Kairouan oder nach Medina zum Grabe des Propheten weiter zu ziehen! Dabei reichte der Blick auf der anderen Seite bis nach Tunis, Zaghouan und Dschebel R'sass, und auf der Ebene lagen die fünf Dörfer hingebreitet, welche auf dem Trümmerfeld von Carthago aufgebaut sind.

Mit grosser Ueberwindung mussten wir uns von diesem herrlichen Wüstenbilde losreissen, kehrten auch deshalb schon nach wenigen Tagen nach diesem, am fernsten von Tunis abliegenden Punkt zurück. Nachdem einmal der eine von uns im Dauerlauf wegen beschränkter Zeit die weissen Mauern zu stürmen versucht hatte, aber vor verschlossenen Pforten Halt machen musste, verzichteten wir später auf die nähere Bekanntschaft des Besitzers dieses Paradieses und begnügten uns mit der Bewunderung aus der Ferne von unserem luftigen Sitz aus. Vergebens suchten wir unter den vielen Photographien von Tunis und Umgegend nach diesem Bilde, welches jeden Vergleich, auch den mit der berühmten, durch Bild und Photographie uns bekannt gewordenen Oase Biskra aushält. Noch beim Scheiden machten wir den französischen Photographen in der Rue de la Commission, von welchem wir unsere Bilder bezogen, auf diese bella vista aufmerksam, welche durch kein Bild in und um Tunis auch nur annähernd erreicht wird.

In Erinnerung an dieses Palmen - Eldorado in der Wüste nahmen wir später auf der Heimfahrt das Anerbieten eines durch seine klassischen Schöpfungen im Gebiete der Kunstgärtnerei in Palermo allbekannten Deutschen, den wir in der dortigen deutschen Kolonie durch unsern Freund, den Oldenburger Tappenbeck, kennen

gelernt hatten, dankbar an; wir empfingen von dem Schöpfer der herrlichen Gartenanlagen der Villa Whiteacker mehrere hundert Palmenkerne der verschiedensten Species, deren Sprösslinge gegenwärtig im Treibhause des grossherzoglichen Schlossgartens zu Oldenburg prächtig gedeihen und der nordischen Hauptstadt in nicht zu ferner Zukunft, deo juvante, den Besitz eines aus dem exotischen Süden verpflanzten, köstlichen Palmenwaldes in Aussicht stellen.

Nachdem wir an einem schattigen Plätzchen den Rest unserer Mahlzeit vertilgt und die geleerte Flasche an dem Wegrain als unser Denkmal für einen des Weges entlang ziehenden Beduinen zurückgelassen hatten, wendeten wir uns nunmehr schnellen Schrittes Marsa zu, welches wir vor der Abfahrt des letzten Zuges noch gründlich kennen lernen wollten. Leider kamen wir zu spät, um den Bey mit grossem Gefolge zu sehen, der heute von Tunis, wo er Audienzen ertheilt hatte, zurückgekommen war.

In Marsa muss sich seit jenen Jahren, in welchen der aus Italien gehetzte Garibaldi in Tunis Zuflucht fand und hier seinem müden Haupt und dem weltstürmenden Geist einige Ruhe gönnte, vieles geändert haben. Von der früheren Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit, sich hier eigenen Grund und Boden zum Villenbau zu erwerben, kann jetzt keine Rede mehr sein, da wir an mehreren Stellen den Neubau höchst geschmackvoller Villen inmitten herrlicher Blumengärten mit ansahen, deren eine ein Engländer für einen lächerlich billigen Preis, nach uns gewordenen Mittheilungen, erworben hatte.

Dasselbe besteht auch heute noch im Wesentlichen aus einer langen Strasse, welche sich von der Meeresküste an dem nahebei gelegenen Dar-el-Bey, dem Residenzschloss, vorbei zur Höhe hinanzieht und von einigen Querstrassen durchschnitten wird. Der regierende Bey hat dasselbe schon als buon retiro während der Regierung seines Vorgängers und jüngeren Bruders viele

Jahre hindurch bewohnt und sein Schloss so lieb gewonnen, dass er die Wohnung als dauernde Residenz beibehielt und sich nur im Winter und während des Rhamadan entschliesst, für kurze Zeit in Tunis Hof zu halten.

Auf dem Wege zum Regierungsgebäude kamen wir an einer Kubbah mit langer, arabischer Inschrift vorbei, mit einem sargdeckelähnlichen Aufsatz von Marmor, der nach den Inschriftsresten sowie seiner Form nach vermuthlich einst der Theil eines alten phönikischen Grabmals gewesen ist. Dicht daneben mühte sich ein Maulthier ab, aus dem unendlich tiefen Brunnen in der früher beschriebenen Weise Wasser für die vertrockneten Landstriche ringsum herauf zu schaffen. Die Landhäuser, an welchen wir vorbeiwanderten, zeigten zwei ganz verschiedene Bauarten. Während die ersten am Anfang des Ortes gelegenen, kleinen, meist eckigen Gebäude aus Stein errichtet waren und keineswegs an eine Sommerresidenz erinnerten, folgten weiter nach der Küste hin luftige, zwei- bis dreistöckige, fensterreiche Landhäuser im Villenstil, welche, wohl nur zum geringsten Theil vom maurischen Hofstaat bewohnt, meistens im Besitz von Europäern waren. Hatte ja auch der deutsche Consul nahe bei Sidi-Bou-Saïd in der Villa Bacconeh, einem der schönsten Gebäude, seinen Landsitz, ebenso der französische Ministerresident und der englische Consul in Villen bei Marsa. Es fliehen überhaupt, wie schon früher erwähnt, die „upper ten thousand“ von Tunis in den Sommermonaten die unerträglich heisse Hauptstadt, oder halten doch an der Meeresküste von Goletta bis Marsa in den heissesten Stunden des Tages Siesta. Einzelne Villen stehen weit von der Strasse entfernt, inmitten eines reichen Blumenflors im ausgedehnten Park, wie überhaupt ganz Marsa im Grünen liegt. Im weiten Umkreise sind die Bergabhänge der Küste cultivirt, in buntem Wechsel werden Gemüsegärten von Nutz- und Ziersträuchern eingefasst, auf der Höhe sieht man Ulmen-

und Maulbeerbäume, und in den Gärten breiten vielfach Fächerpalmen ihre schattigen Blätter aus.

In die Nähe des Exercierplatzes gekommen, hörten wir ein wirres Getöse von schriller Musik und Kommandorufen. Ein Bataillon Infanterie von den Soldaten des Bey exercirte hier, theils nach französischem, theils nach arabischem Kommando. Es wurde in Sektionen abgeschwenkt, Tirailliren und Parademarsch geübt. Das Gewehr wurde in der in Frankreich üblichen Weise präsentirt, die Bewegungen waren straff und ziemlich exakt, das Kommando lang gezogen. Inzwischen übte die Kapelle in einer für ein europäisches Ohr nicht gerade gefälligen Weise. Die einzelnen Stimmen (vier bis acht Musiker) standen nicht weit von einander entfernt, jede Abtheilung umringte ihren Aga, der zum Ersatz der Noten ihnen die zu spielende Weise so lange vorsang, bis sie richtig intonirten und nachspielten. Und das musikalische Gehör musste hier in der That sehr geübt werden. Wer bei diesem Durcheinander von zwölf verschiedenen Abtheilungen, die alle gleichzeitig dicht bei einander übten, seinen Ton fand und sein Tempo festhielt, der kam sicher auch im Chor nicht aus dem Takt. Freilich war bei dieser Methode des Uebens eine grosse Auswahl der vorzutragenden Stücke ausgeschlossen. Nach uns gewordener Mittheilung hat der jetzt regierende Bey seine Freude daran, wenn ein grösserer Truppentheil in gutem Paradeschritt unter voller Janitscharenmusik am Schloss vorbeimarschirt und auf dem gegenüberliegenden Kasernenhof gut einschwenkt; er macht sich daher fast täglich das Vergnügen, dieses Schlussexercitium aus einem Fenster seines Schlosses aufmerksam zu beobachten.

Weiter zum Schloss wandernd, verfolgten wir das Exercitium der Artillerie an der Kanone. Die Kanoniere unterscheiden sich in der Uniform nur wenig von der Infanterie. Jeder Soldat des Bey trägt seinen grossen Stern von Blech (die höheren Beamten von vergol-

detem Metall) an der rothen Schaschia, rothe Jacken mit gelben Schnüren, ziemlich weite, lange Tuchhosen und Halbschuhe. Die Officiere und Beamten tragen einen schwarzen Rock nach europäischem Schnitt, nur ist der Rockschooss rings um die Taille in künstliche Falten gelegt, ähnlich der Fustanella der Griechen. Nach ganz veraltetem Kommando, das vielleicht noch aus der Zeit von Prinz Eugen, dem edlen Ritter, stammt, gebrauchen die Kanoniere des Bey Wischer und Lader in strammer Disciplin. Als der von fern her erklingende Parademarsch, dessen einzelne Strophen wir schon vorhin einstimmig gehört hatten, das Heranrücken des Bataillons ankündigte, stellten sie ihr Exercitium ein und machten vor den vorbeimarschirenden Truppen Front.

Die Hofbeamten, welche mehr durch Ordenssterne als durch die Eleganz ihrer Toiletten glänzten, sammelten sich vor der Palastpforte, um dem so oft gesehenen Schauspiel wieder mit dem gleichen Interesse beizuwohnen. Der führende Chef (mit Majorsrang), ein schon recht alter Officier, kommandirte mit gezücktem Sarazenensäbel, und die Sektionen marschirten gut aufgeschlossen zum Schlosshof herein, um den Kasernenhof herum und zur anderen Seite wieder hinaus. Nur der den Zug schliessende Soldat bekam von seinem Officier einen kräftigen Hieb mit flacher Klinge und einen tüchtigen Stoss wegen schlechter Schwenkung und Zurückbleibens.

Da der Bey auch in Dar-el-Bey von Marsa empfängt, so sei hier das Innere desselben und zugleich das Ceremoniel eines Empfanges kurz geschildert. Es bedarf für denselben nur eines schwarzen Anzuges (ohne Anlegung von Orden) und einiger Beherrschung der französischen Sprache. Meistens wird durch den betreffenden Consul des Landes einige Tage vorher die Audienz erbeten, und derselbe übernimmt dann auch die Einführung und Vorstellung.

Gegenwärtig ist für diese ein bestimmter Tag in

der Woche festgesetzt, an welchem der Bey im Regierungsgebäude von Tunis Audienz ertheilt. Doch hält es nicht sehr schwer, namentlich für Angehörige der französischen Nation, sich auch ausser dieser Zeit in Marsa Audienz zu erwirken. Vor dem Portal des Schlosses erwartet dann der Intendant, Hoheit titulirt, die aus dem Wagen Aussteigenden und führt sie durch das Vorzimmer, in welchem mehrere hohe Hofbeamte und Generale, vor allen der Vorsteller der Consuln zu Tunis, der zugleich Präsident des Handelstribunals und Ministerialdirektor im Ministerium des Aeusseren ist, der Fremden harren, um sie unter Begleitung des Hof-Dolmetschers Seiner Hoheit vorzustellen. Die Wanderung geht durch verschiedene Zimmer mit Filigranstuckatur, ähnlich denen im Dar-el-Bey in Tunis; das Gefolge vergrössert sich allmählich, und schliesslich tritt man in den Empfangssaal, in welchem Seine Hoheit, ein älterer Herr mit weissem, kurz geschnittenem Bart, mit sehr wohlwollenden, fast europäisch gebildeten Gesichtszügen und lebhaften, dunkeln Augen, umgeben von einer reich uniformirten, mit zahllosen Orden bedeckten Suite, in einem rothen Plüschsessel die ihm Vorzustellenden erwartet. Nach Namensnennung gedenkt Seine Hoheit, wenn es sich um Deutsche handelt, unfehlbar des Prinzen Friedrich Karl, der bei ihm in gutem Andenken steht, spricht von seiner Verehrung für Kaiser Wilhelm und Fürst Bismarck, fragt, wie es dem deutschen Manne in seinem Lande gefalle, erkundigt sich nach der Heimath des Fremden, macht schliesslich eine freundliche Verbeugung, und die Audienz ist zu Ende. Dieselbe dauert höchstens zehn Minuten. Das Ameublement im Schloss zu Marsa ist modern und im französischen Geschmack gehalten, die Zimmer hoch und luftig und mit Arabesken geschmückt, welche hier noch recht gut erhalten sind.

Der Bahnhof in Marsa ist nicht weit vom Residenzschloss entfernt. Vor ihm entwickelt sich kurz vor Abfahrt der Züge buntfarbiges Leben, da man dann immer inter-

essanten Gruppen von Hofbeamten, Juden, reich gekleideten Jüdinnen, kleinen Handwerkern, Officieren und Soldaten in ihren verschiedenen Trachten begegnet, also stets ein echt tunisisches Bild vor sich hat. Bei unserem letzten Besuch in Marsa hatte der eine von uns nach eifriger Durchforschung eines jüngst freigelegten, einstigen griechischen Tempels am Vormittage verschiedene Marmorstücke, in ein altes Taschentuch gewickelt, in eine verborgene Ecke der Wartehalle niedergelegt und hoffte, nach einer Reihe von Stunden zurückgekehrt, dieselben in Anbetracht der sprichwörtlichen Ehrlichkeit der Orientalen wieder an Ort und Stelle zu finden. Die Marmor- und Porphyrstücke waren glücklicherweise auch noch da, nur das alte, einhüllende Taschentuch von einer sicher nicht verlockenden Farbe hatte einen Liebhaber gefunden.

Die Leckereien und Süssigkeiten, die man hier von ambulanten die Halle durchstreifenden kleinen Arabern ersteht, deuten durch ihre vorzügliche Zubereitung auf die Nähe vieler tunisischer Damen hin, die, wie früher angeführt, solche zu würdigen wissen.

Die letzte Tagesfahrt nach Tunis geht über Goletta, vorbei an der uns bekannten Station Malka - St. Louis, durch hübsche Olivenpflanzungen und Getreidefelder, weiter an kleinen Negerdörfern mit bienenkorbähnlichen Hütten, zu den Stationen Carthage in der Nähe der beiden Häfen, Khram und Kheredine nach Neu-Goletta.

Noch sieht man auf der Weiterfahrt über der Bahira die rosigen Schwingen der Flamingos im Licht der sinkenden Sonne erglänzen, dann bricht plötzlich, ohne vorangegangene Dämmerung, die im Norden den Tag verlängert, die Nacht herein und hüllt alles in Dunkel.

So ging es auch uns bei unserem letzten Ausflug nach Carthago. Wir hatten diesem Brennpunkt aller Tunisreisenden, dieser altehrwürdigen Stätte des Ringens und des Unterganges verschiedener Völker, auf welcher wir manche Stunde im eifrigen Forschen und

Geniessen zugebracht, ein Lebewohl zuzurufen, mit dem Bewusstsein, sie in absehbarer Zeit nicht wieder zu betreten, und stiegen nun, von Abschiedsgedanken erfüllt und wehmüthig gestimmt, in dem plötzlich dunkel gewordenen Tunis aus.

Doch noch hielt uns ja der dunkle Erdtheil, und so durchforschten wir denn nach Ordnung unserer letzten „lapidaren“ Errungenschaften in Begleitung unserer Freunde Tunis bei Nacht und vervollständigten unsere Sammlung von Momentbildern. Ein wirres Durcheinander von Vergangenheit und Gegenwart, von Phantasie und Wirklichkeit gaukelte uns der Traumgott vor, bis der tiefe, feste, erquickende Schlaf der Ermattung alle Träume verscheuchte.



Achtzehntes Capitel.

La Goletta, Abschied von Tunis, Schluss.

Noch erübrigt, um das Bild von der näheren Umgebung von Tunis vollständig zu machen, eine kurze Beschreibung des Ortes, auf welchen wir beim Betreten afrikanischer Erde zuerst unsern Fuss setzen und den wir bei der Abfahrt zuletzt durchwandern müssen, der Hafenstadt Goletta.

Wir hatten dieselbe bei unseren Fahrten nach Carthago wiederholt flüchtig berührt und bestimmten nunmehr einige Nachmittagsstunden dazu, sie näher kennen zu lernen. Schon oben haben wir der modernen Vorstadt Neu-Goletta gedacht; diese ist, im Gegensatz zu dem schmutzigen Alt-Goletta mit seinen engen, ungepflasterten Strassen und der italienisch-malthesischen Bevölkerung, eine freundliche Villenstadt mit breiten, regelmässig angelegten Strassen und steinernen, meist einstöckigen Häusern.

Neu-Goletta dehnt sich zwischen der Bahira und dem Hafen immer weiter nach Norden, nach Carthago zu, aus und ist von vielen reichen Juden bewohnt. Unter den zum Meere führenden Querstrassen fiel uns besonders eine „nach Jerusalem" auf. Fast vor jedem Hause sehen wir reich gekleidete Jüdinnen in ihren die jüngeren gut kleidenden Prachtkostümen. Von den nach dem Meere zu gelegenen Häusern sind die meisten mit Badeeinrichtungen versehen. Auch wurden gegenwärtig am Ende des Städt-

chens noch neue Badehäuser errichtet. Zufällig sahen wir, wie eine Compagnie des hier in Garnison liegenden Bataillons Chasseurs d'Afrique zum Schwimmbade geführt wurde und bewunderten ihre vorzüglich proportionirten, sehr muskulösen, kräftigen Gestalten. Auf einer neu angelegten Rotunde in der Nähe des Strandes erklingt häufig französische Militärmusik. Nicht weit davon liegt der ehemalige Palast des Ministers Khaireddin, später französisches Militärlazareth, welches jetzt nach einem nördlichen auf einer Landzunge gelegenen Neubau verlegt ist. Derselbe ist von einem prachtvollen Park umgeben, welch letzterer ebenso wie die anderen schönen Parkanlagen um Tunis, seiner Zeit von einem deutschen Kunstgärtner angelegt worden ist. Das Lustschloss des Bey in Goletta, das mit jenem Palast kaum einen Vergleich aushält, sieht öde und verfallen aus. In den verrosteten Kanonenläufen nisten Schwalben, und die Schildwachen davor stricken Mützen und Strümpfe.

Das näher dem Strande zu gelegene Goletta wird durch den von Ost nach West laufenden, das Meer und die Bahira verbindenden Kanal in die südliche Militärstadt mit Kasernen, Douane, Arsenal, Gerichtshaus und Gefängniss für Galeerensträflinge und in die nördliche Hafenstadt getheilt. Wie diese mit Venedig verglichen werden kann, ist jedem, der sie einmal durchwandert hat, unbegreiflich. Der sie durchschneidende Kanal ist auch nach seiner Umgebung hin sicher kein „canale grande".

Wir gewannen den Eindruck, dass von den an der Küste gelegenen Villenorten die beiderseitigen Endstationen Neu-Goletta und Marsa nicht nur als Sommervillegiaturen, sondern auch überhaupt als dauernde Wohnorte für die an Tunis gefesselten Europäer die bedeutendste Zukunft haben. Tunis selbst wird für die Bewohner des Frankenviertels erst dann ein angenehmer Aufenthalt werden, wenn die durch die alten arabischen Kirchhöfe ihrer Ausbreitung auf die gesunden Höhen angelegten Fesseln gesprengt sein werden, und bis dahin wird noch manches

Jahr vergehen, denn mit diesem Akt würden zugleich die Anschauungen der Mohammedaner über Auferstehung des Fleisches werthlos und nichtig und somit die Religion Mohammeds angetastet.

ndlich schlug auch uns die Abschiedsstunde.

Mit Eifer und Begeisterung, aber auch unter sehr grossen, manchmal fast unerträglichen, körperlichen Strapazen hatten wir all die neuen Eindrücke in uns aufgenommen, alles Fremdartige nach seinen Licht- und Schattenseiten hin geprüft, mit Hilfe unserer Freunde alle Räthsel zu lösen gelernt, alles anfangs Unklare uns verständlich gemacht und konnten wohl mit dem Gefühl der Befriedigung auf die im fremden Erdtheile verlebten Wochen zurückblicken.

Wir hatten die daselbst zugebrachte Zeit auf das Aeusserste ausgenutzt. Unsere gesammelten Schätze packten wir mit Sorgfalt ein und schnürten recht groteske, wunderliche Bündel mit Hilfe von Strümpfen, Plaidriemen, Shawls und anderen entbehrlichen Kleidungsstücken zusammen. Namentlich der eine von uns, der noch manche Woche später in Italien, Südfrankreich und der Schweiz stets in Begleitung dieser allenthalben vergrösserten Pakete umhergewandert war, hatte mit vielen Transportschwierigkeiten zu kämpfen und konnte, in der Heimath angelangt, mit Genugthuung der kleinen Kämpfe gedenken, welche er an allen Grenzstationen, in Italien sogar beim Betreten der meisten grossen Städte, mit Doganieres, Douaniers und Zollwächtern in der Vertheidigung seiner kleinen Schätze ausgefochten hatte. Nur seine mit Rosenöl gefüllten Flaschen hatte er langfingerigen, zarten Italienerinnen und derben „Schweizerbuas“ in Napoli und Andermatt bei längeren Kletterpartien opfern müssen.

Dankbar hatten wir bei Herrn v. Eckardt Abschiedsvisite gemacht, unseren deutschen Freunden mit

einem „a rivederci“ die Hand zum Abschied gedrückt und der kleinen Französin versprechen müssen, recht bald mit Gattin wiederzukehren und dann recht lange bei ihr zu bleiben. Der biedere Schweizer schaffte mit einem pechschwarzen Assistenten unsere Packete zur Bahn, wir selbst schwangen Olive und Korkeiche als Wahrzeichen der Wüste in der kräftigen Faust, schoben den Fez in den Nacken und stiegen in den Zug, schwermüthig auf die im Hintergrunde verschwindende, „reizende Braut des Occidents“ zurückschauend.

Es ist ja das Loos des Reisenden, zu kommen, zu schauen und zu scheiden, aber hier waren wir in der kurzen Zeit fast heimisch geworden, und mit dem Wiedersehen war es doch so eine eigene Sache.

In Goletta hatten wir mehr Zeit als bei der Herfahrt. Nachdem wir deshalb diesen Hafenort noch nach allen Richtungen durchstreift und namentlich die schönen Villen von Neu-Goletta noch einer näheren Besichtigung gewürdigt hatten, bestiegen wir einen von drei Sudannegern geführten Kahn. Keine Spur von Uebervortheilung! Die Kahnführer unterboten sich gegenseitig, um uns als Passagiere zu erwerben. Durch den „canale grande“ fuhren wir langsam ohne irgend welche Doganascheererei zum Hafen hinaus an Bord unseres weit auf der Rhede schaukelnden Dampfers „Firence e Palermo“.

Wie elektrisirt fuhren die biedern Schwarzen empor, als sie hörten, dass sie Prussiani an Bord brächten. „No Francesi ma Prussiani?“ „Prussiani boni boni, molto boni!“ so schwirrte es durcheinander, und dann gedachten sie des grossen Sultan von Prussia und versicherten, dass sie auch gern Prussiani sein wollten; Bismarck sollte nur herüberkommen und sie holen. Es war ein wunderbares Abschiedsbild; dieses Kauderwälsch der biedern Schwarzen, in italienisch, englisch, einzelnen deutschen Worten und arabisch, und dazu die grosse, fast italienische Lebhaftigkeit dieser Kinder des Aequators. Es kostete uns, die wir „ihre Freunde“ wären, ordentliche Mühe, ihnen

ihr wohlverdientes Fahrgeld aufzudrängen; noch von Bord aus winkten wir ihnen freundlich zu und sie grüssten, hochaufgerichtet, wieder und wieder.

Mit ihrem reichen Strahlenglanze beleuchtete die Sonne noch einmal, gleich als wollte sie uns den Abschied recht schwer machen, vor ihrem Hinabtauchen ins Meer, das vor uns liegende entzückende Hafenbild. Es war dasselbe wie beim Anlanden, und doch, wie anders erschienen uns jetzt die einzelnen Gruppen von Goletta, St. Luigi, Marsa, Bou-Saïd!

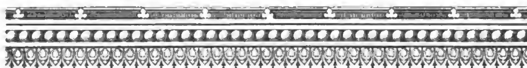
An jeden Punkt knüpfte sich ja eine angenehme Erinnerung an unvergessliche Stunden, und die Anstrengungen, der Schweiss waren schon jetzt vergessen.

Tiefer und tiefer steigt die Sonne hinab. Jetzt berührt sie klar und wolkenlos das Meer, verwandelt die kaum athmenden Wellen in ein Fluthenmeer von Silber und Gold und sendet die letzten Strahlen nach dem Hafen von Marsa. Sie ist hinabgetaucht, verschwunden in der Tiefe, und kein Purpursaum, keine Abendröthe färbt die fernen Grenzen des Horizonts. Doch im gleichen Moment sehen wir die uns bekannten Sternbilder eines nach dem andern in seltenem Glanze am Himmel leuchten, zwischen ihnen die Mondsichel und drüben das blinkende Licht des Drehthurmes von Carthadjena.

Langsam gleitet unser Dampfer über die leise murmelnden Wogen, geisterhaft zeigen sich die Umrisse der afrikanischen Küste in nebelhafter Ferne und entschwinden gleich Sidi-bou-Saïd und der Todtenstadt Carthagos, mehr und mehr verschwimmend, dem sehnsüchtig hinblickenden Auge.

Farewell!

Mit tiefem Athemzuge wenden wir das Auge von der entschwindenden Küste dem weiten Meere zu. Ein blinkender Stern schiesst herab, während wir unserer Lieben in der Heimat gedenken. L'Afrique est morte, vive l'Afrique!



Inhaltsverzeichniss.

[illegible] 65 229

